



Auf Dein Wort!

Herausgegeben
von
S. Keller.

Verlag von Walter Mombert
Freiburg i/Br.

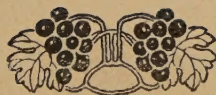
Auf Dein Wort

Monatschrift

Herausgegeben

von

Pastor S. Keller
Freiburg i. Br.



Zwölfter Jahrgang

Kommissionsverlag von Walter Momber
Freiburg i. Br.

v. 12
1913/
14

Inhaltsverzeichnis des 12. Jahrgangs.

Vorträge und Predigten.

	Seite.
Die Mitgift der Feindschaft	2
Der Hebräerbrief in Bibelfstunden . . 34, 98, 146, 196, 242, 290	
Licht zum Neujahr	94
Heimkehr Gottes	122
Was ist Ostern?	170
Pfingstansprache für Kinder	194
Reich Gottes und Mission	218
Die Adventisten vom siebenten Tage	248
Du aber herrsche über sie	266
Ist die Kunst an sich unchristlich?	300

Erzählungen, Skizzen 2c.

Aus meinem Leben . . 11, 41, 70, 105, 132, 153, 181 209, 230,	254, 277, 296
Erinnerung an die Völkerschlacht	16
Notturmo	18
Aus dem Brotkorb der Kinder	21
2. Cor. 12. 4.	22
Evang. Predigerschule in Basel	23
Wer nicht hasset sein eigenes Leben	46
„Schluß“	51
Am Weihnachtsabend	58

Ihr Christkind	63
Der Christbaum als Staatsanwalt	68
Die Weihnachtsforge	74
Die Gratiszugabe	78
Randbemerkung zu einem Inserate	80
Elias Schrenk †	83
Zum 50 jährigen Jubiläum der deutschen Kinderergottesdienste .	110
Aus einer Tischrede beim Tauffest des ersten Kindes	137
Mission und Erziehung zur Arbeit	156
Die Heimkehr Simons	173
Gottes Verwunderung	185
Wie helfen sich Chinesen in Tagen der Krankheit	185
Rumta, die Missionsstation der „Auf Dein Wort“-Leser . . .	204
Pferdewechsel	226
Gintanjali	233
Was wird mit Jerusalem	234
Achtung! Sektengefahr!	253
Gebetserhörung	258
Sangesopfer	270
Die Sabbatfrage	271
Das Pfauentum der Religion	274
Sie hat getan was sie konnte	276
Brüder stehet auf!	281
Zum Abschluß des Jahrgangs	303

Gedichte

Der Königsmantel	1
Die Schwalbe	10
Herbstklarheit	33
Ein Gruß in's Krankenzimmer	40
Still — Heilig!	57
Der Krug	62

Hingabe	93
Der schönste Dienst	104
Ich weiß nur eins	121
Bitte	131
Gute Worte	136
Ein wenig nur an jedem Tag	145
Seltfame Menschen	152
Passion	169
Morgenbitte	193
Dem Lichte	203
Seligster Tod	217
Feierabend	225
Bergwanderung	241
Nach Hause	247
Abendglücken	265
Gebunden u. doch frei	289
Leichter machen	296

Aus der Briefmappe des Evangelisten

26, 52, 84, 114, 140, 164, 188, 212, 236, 259, 283, 305

Vom Büchertisch

29, 54, 80, 116, 142, 166, 189, 213, 238, 262, 285, 307



Auf Dein Wort



12. Jahrgang.

Heft 1.

Oktober 1913.

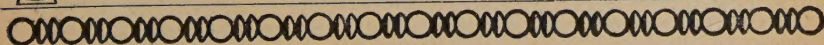
Der Königsmantel

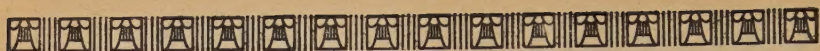
Und hab' ich es gewagt,
Und hat mein Herz die dritte Bitte Dir gesagt,
„Dein Wille nur, Dein Wille, Herr, allein
„An mir, an Deinem Kind, geschehen soll“ —
Ich weiß, dann hüllest Du mich gnädig ein
In einen Königsmantel wundervoll.
Da mag mir Unruh', Leid und Last nicht schaden,
Was mir Dein Wille gibt, kommt nur aus Gnaden.



Und hab' ich es gewagt,
Und hat mein Herz die dritte Bitte Dir gesagt,
Dann muß ich meines Wanderns haben acht
Und sorgsam durch den Staub des Weges geh'n,
Daß er den Königsmantel mir nicht fleckig macht.
Ich muß im Tun, Herr, Deines Willens steh'n.
— So hilf mir, diese Bitte recht zu sagen
Und froh und stark den heil'gen Schmuck zu tragen.

M. Feesche.





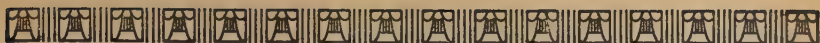
Die Mitgift der Feindschaft

(Nach einem Vortrag).

Was man sonst Mitgift nennt, ist bekannt: Geld und Gut, das man einer Tochter bei der Heirat mitgibt. Heutzutage, wo der Mammonsinn grassirt, ist den jungen Leute diese Mitgift die Hauptsache, so daß ganz arme Mädchen in unserem Stande kaum noch Aussicht auf Heirat haben und mancher Knabe bei der Frage nach seiner künftigen Berufswahl nur antwortet: „Ich heirate mal 'ne reiche Frau.“ Dabei ahnen diese Törichten nicht, daß eine andere Mitgabe unendlich viel wichtiger ist für ihr künftiges Wohlergehen in der Ehe, nämlich, was jemand mitbringt an Gesundheit des Leibes und der Seele, an guten Charaktereigenschaften und Reichtum des Herzens!

Aber heute wollen wir von einer ganz anderen Mitgift reden, einer geheimen Anlage, welche die ganze Menschheit und jeder Einzelne, zugleich mit mancherlei sündlichen Vererbungen, mitbekommen hat und von deren Entwicklung und Behandlung der persönliche Wert und das sittliche Ausreifen des Menschen abhängt. Biblisch geschulte Zuhörer werden es schon erraten haben, daß ich das Schriftwort (1. Mos. 3, 15) meine: „Ich will Feindschaft setzen . . .“ Wie anders hätte alles kommen müssen, wenn dieses Wort nicht eine Wirklichkeit geworden wäre, sondern die Menschheit nach dem Fall sich in den Satan verliebt hätte! Dann wäre das Böse in solchem Umfang und in solcher Tiefe zur zweiten Natur des Menschen geworden, daß es nie mehr einen Umschwung hätte geben können; die Erlösungsfähigkeit hätte damit aufgehört. Darum könnte man hier von der ersten Erlösertat Gottes sprechen, daß er sagte: „Ich will Feindschaft setzen . . .“ und daß er sein Wort wahr gemacht hat.

Merkwürdiger Weise ist dieses Wort eine Predigt Gottes an den Satan! Er soll sich das merken, daß von nun an eine Feindschaft gegen das Böse und gegen ihn, den Bösen im Menschengeschlecht vorhanden sein wird, das er betrogen, verführt und durch die Sünde zu einer Art von hörigen Vasallen gemacht hat. Als Gegenwirkung gegen sein geistiges Übergewicht setzt Gott ein Bollwerk, eine Kontrollvorrichtung ein, die wie ein automatisch einfallender Bremshebel der Drahtseilbahn, sich auswirken soll, wenn es mit rasender Schnelligkeit zu „des Bösen Haus“ geht! Solange unsere Weltgeschichte dauert, wird diese Mitgift der Feindschaft dem Satan



am allermeisten zu schaffen machen. Um diese Gottestat kommt er nicht mehr herum: er kann sie nicht ungeschehen machen! Das soll zum innersten heiligsten Besitz des sündig gewordenen Menschen gehören, daß er trotz aller Fehler und Missetaten ein Gegengift gegen das Böse an dieser Feindschaft in der Brust trägt. Die Ausbildung dieser Anlage machte dann später in der Geschichte den größten Unterschied unter den Menschen aus; denn diejenigen Männer, welche den tiefften heilsamsten Einfluß auf ihre Zeitgenossen ausübten, haben ihre Stoß- und Hebelkraft aus dem resoluten Haß gegen das Böse bezogen. Trotz aller Einzelsiege ist es dem Satan selbst dann auch nicht gelungen, dieses unsichtbare Bollwerk zu zerstören: durch die Mitgift der Feindschaft ist dafür gesorgt, daß er den Menschen nie sympathisch werden kann. Selbst unter jenen Verirrten, die den Satan leugnen („den Teufel spürt das Völkchen nie und wenn er sie am Krage hätte“ Goethe) gilt das schlimmste, vernichtendste Urteil über einen Menschen, daß man sagt: „Er ist des Andern Teufel.“

Diese Mitgift der Feindschaft tritt darum in all den listig ausgeklügelten Rechenerempeln des Versuchers immer wieder als der große Rechenfehler auf, den er macht. Verführen, zu Fall bringen, schädigen kann er die Menschen, aber lieb gewinnen können sie ihn durch alles das doch nicht! Er giebt sich alle erdenkliche Mühe, Gott bei den Menschen schlecht zu machen und im selben Atemzug die Menschen vor Gott zu verklagen, aber alle diese doppelseitige Arglist, dieser Spionsdienst in beiden Lagern, nützt ihm im letzten Grunde nichts: lieb macht er sich bei Beiden dadurch doch nicht. Die Mitgift der Feindschaft bricht früher oder später durch und vereitelt seine feinsten Anschläge. Wenn wir einst die Geschichte und Geschehnisse der unsichtbaren Welt überschauen und verstehen können, wird die Geschichte Satans uns wie ein erschütterndes Trauerspiel erscheinen und der Volkswitz recht behalten, der gern vom „dummen Teufel“ spricht.

Das Vorhandensein einer solchen Mitgift der Feindschaft in uns wird auf mancherlei Weise klar. Da ist z. B. der innere Widerspruch, den jeder aufrichtige und über sich selbst nachdenkende Mensch zu Zeiten sehr lebhaft empfindet. Wäre das nicht der Fall, dann müßte man ja mechanisch, fest, gegen Zweifel, Wechsel der Stimmung und Versuchung vernietet sein wie ein Dampfkessel.



Ohne solchen inneren Widerspruch gäbe es keine seelischen Aufregungen und Kämpfe und das Leben wäre eintönig und langweilig wie das Abschnurren einer seelenlosen Maschine. Die Reibung zwischen Gut und Böse erzeugt die Wärme des Interesses; das ist wie Hefetrieb in der Teigmasse. Ohne solche inneren Widersprüche und Kämpfe gäbe es keinen Fortschritt des Einzelnen oder der ganzen Menschheit. Darum wirken Heiligenbilder auf natürliches Empfinden leicht abstoßend *) — d. h. in Bild und Buch und mündlicher Rede, — in Wirklichkeit sah ich noch keine! — Und das wird durch den angedichteten Goldschein um's Haupt oder eine feierliche Miene und Haltung um kein Haar breit besser.

Oder erinnern wir uns an unsere Empfindungen, wie wir sie weit zurück, bis in unsere früheste Kindheit verfolgen können. Da stießen wir uns aus Unvorsichtigkeit an den Tisch, ärgerten uns über ihn, schlugen auf ihn und sagten: „Böser Tisch!“ Als wir etwas älter wurden und man uns für irgend etwas strafte, sahen wir uns ordentlich um mit der unausgesprochenen Empfindung: Wo ist nun der Tisch, den man wiederschlagen könnte? Hier liegen Erziehungsfehler vieler Eltern vor, daß sie vergessen, wie natürlich des Kindes Trieb ist, stets die Schuld von sich ab auf irgendwen abzuwälzen. Und doch liegt in diesem törichten Bestreben eine Bestätigung, daß die Kinder die Mitgift der Feindschaft empfinden. Sie wollen um keinen Preis mit den Bösen identifiziert werden. Es erscheint ihnen als etwas Fremdes, von außen auf sie Zukommendes. Sobald wir uns mit irgend einer Schlechtigkeit blamiert hatten, schämten wir uns derselben, haßten sie und waren empört, daß man uns für so böse hielt; darum das Abschieben der Schuld auf Andere. Adam und Eva haben schon im Paradiese nach dem Sündenfall ebenso gehandelt: Adam schob die Schuld auf seine Frau und Eva auf die Schlange! Man sucht wer weiß was für Entschuldigungen, damit es nur ja nicht bei dem ersten Eindruck bleibe, als wären wir selbst aus Lust am Bösen selbst so schlecht gewesen. Nach einer Predigt über unser heutiges Thema in einem großem Zentralgefängnis machte ich eine Reihe von Hausbesuchen, — nein, Zellenbesuche muß es hier heißen! — und da habe ich mit Mördern und andern schweren Ver-

*) Ein kleiner Knabe kam aufs Land zu sehr „heiligen“ Verwandten und beobachtete sie wochenlang sehr genau. Später bekannte er, daß er da abends gebetet hatte: „Lieber Heiland, laß mich nur ja kein frommer Mensch werden!“



brechern fast überall von dem in ihnen vorhandenen Widerspruch gegen das Böse gesprochen. Darin waren alle einig: „Wir wollen uns jetzt schon alle Strafen gefallen lassen, wenn uns nur nachher kein Mensch mehr nachträgt, was wir getan! Wenn wir nur nicht dem Argwohn begegnen, als ob wir das alles aus Lust am Bösen getan hätten; nein, wir hassen das Böse!“ — das ist die Mitgift der Feindschaft, an die man bei jedem gefallenem Menschen noch mit Erfolg appellieren kann. Das ist oft die einzige helle, heile Stelle im Innenleben des schauerlichsten Verbrechers. Darum spreche ich gern über die zweite Hälfte von Röm. 7 vor Gefangenen!

Auch uns, die wir nicht hinter die Gitterfenster kommen, geht es so: der Gegner im Turnier, der uns eigentlich in unsern lichten Augenblicken abscheulich war, den wir haßten, der hat uns betrogen und aus dem Sattel geworfen und darum sind wir so empört. Das Häßliche und Gemeine, das wir zu andern Zeiten entrüstet von uns gewiesen haben, hat uns in einen schwachen Augenblick unter falschen Vorspiegelungen von Lustreizen überlistet. Das nennt die Schrift auch den Betrug der Sünde. Bei manchen geistigen Sünden, wie Neid, Schadenfreude, Habsucht, ist dieser Schmerz nur innerlich spürbar; darum huschen härtere oder oberflächlichere Gemüter schneller über diesen Gewissenseindruck weg. Haben wir uns aber im Verhältnis zu andern Menschen in einem öffentlichen groben Sündenfall blamiert, dann schmerzt uns am meisten, wenn man uns, die wir ja uns selbst schon über die Sache am liebsten ohrfeigen möchten, so beurteilt, als hätten wir jenes Böse aus purer Lust am Bösen getan. Nein, die Feindschaft gegen das Böse ist vorhanden!

Wäre das nicht so, dann gäbe es keine Reue und Scham nach dem Unrecht; es könnte auch keinem Verbrecher aus seiner Tat ein Vorwurf gemacht werden. Denn, wenn ich nur etwas getan habe, was mit meiner ganzen Überzeugung stimmt, was ich nach der Tat vor mir selbst recht heiße und lieb habe, dann brauche ich mir doch aus dem abfälligen Urteil der Andern nichts zu machen. Solange die Blutrache auf Corsika oder die Menschenfresserei bei den Kanibalen mit der Überzeugung von Gut und Böse stimmt, hilft dagegen kein Predigen. Nur Dinge, deren man sich nachher schämt, weil sie von jener Feindschaft gegen das Böse verurteilt werden, kann man erfolgreich bekämpfen. Darum wäre es ohne die Mitgift der Feindschaft ausgeschlossen, die Macht böser Gewohnheiten



zu brechen. Sie müßten sich immer wieder durchsetzen und unaufhaltsam auswirken, ohne daß es im Menschen eine Stelle gäbe, an der eine Änderung Fuß fassen könnte. Auch die Idee, daß die Strafe noch eine Besserung der Verbrecher bezwecke, müßte man fallen lassen: denn ohne daß die innere Feindschaft gegen das Böse als Bundesgenosse wachgerufen und benutzt wird, gibt es weder Besserung noch Erziehung. Ist das Licht jener heimlichen Selbstkritik, wo man das Böse haßt und von sich scheiden möchte, erst im Menschen erloschen, dann hat derselbe seine Erlösungsfähigkeit verloren. Dann müßte er das Böse mit voller bleibender Zustimmung lieben; da wäre dann kein Riß und kein innerer Widerspruch mehr, der nach Hilfe schreit, sondern Harmonie mit sich selbst. Aber die kann es auch auf dem Gebiet des Bösen nicht geben, wenn man nicht zum Satan geworden ist.

2. Wie sollen wir uns nun zu dieser Mitgift der Feindschaft stellen? Danach entscheidet sich nämlich unser Geschick in diesem Leben, unser Einfluß auf Andere, unser Sterben und die Ewigkeit danach. Es wäre Augenverletzung der Seele, innere Selbstverstümmelung, chronischer geistiger Selbstmord, wenn wir diese heilige, edle Regung unterdrücken oder durch Leichtsinn schwächen. Das wäre gefährlicher als ein einzelner brutaler Sündenfall, der uns nachher vielleicht um so tiefer in Reue und Buße treiben könnte.

Da hat man in unserer Zeit ein gefährliches Spiel begonnen. Nietzsche prägte zuerst das Wort: „Jenseits von Gut und Böse.“ Freilich sagte mein edler Freund Hilty dagegen in seiner trockenen Weise: „Jenseits von Gut und Böse gibt's auf Erden nur einen Ort, das ist das Irrenhaus.“ Aber jene Parole des kranken Philosophen fiel wie ein Feuerfunke in trockenen Zunder und jetzt brennt es lichterloh in Witzblättern, Romanen und Dramen. Was bisher jedem Vernünftigen für gemein und ruchlos galt, wird jetzt „rassig“, „interessant“, „genial“ genannt und die törichte Jugend, welcher die religiösen Schranken fehlen, fällt jauchzend diesem Wahnsinn zu. Man denke nur an das „Ausleben der Persönlichkeit“ auf geschlechtlichem Gebiet! Wenn ein junger Mann in der Fremde nach diesen Rezepten lebt, hat er Liebesabenteuer die Menge und wenn ihm das Geld dafür fehlt, wird er zum Dieb und Betrüger.

Schlimmer als diese massiven Entgleisungen aber ist die innerliche moralische Verwüstung der Begriffe. Statt, daß man die



angeborene Feindschaft gegen das Böse als den gegebenen Bundesgenossen aufbot, taucht die Gefahr auf, daß man seine Verirrungen interessant findet und noch stolz wird auf dunkle Gemeinheiten, von denen man sich früher zu reden genierte. Halb höhnisch, halb trotzig klingt dann das Bekenntnis:

„Und war es auch ein großer Schmerz
Und wär es auch 'ne große Sünde, —
Wenn es noch einmal vor dir stünde,
Du tätst es noch einmal mein Herz.“

Dann dauert es nicht mehr lang, bis man hochmütig wird auf seine Sünde und alle sittliche Kraft, die der Seele gegeben war, um zu bereuen, in den Trotz legt, mit dem man sein Böses als sein Recht oder sein Selbentum behauptet. Das kann der Anfang der Verstockung werden, der einzigen Sünde, welche nicht vergeben wird, weder hier, noch dort. Alle anderen Sünden fliehen vor Gott aus Angst vor Strafe, nur der Hochmut flieht nicht; er hat ja nichts zu bereuen, sondern bäumt sich trotzig auf gegen Gott. Solches Auslöschen der Mitgift gegen das Böse ist der Anfang des ewigen Todes. —

Anderere habe ich kennen gelernt, bei denen der Kampf und Widerspruch gegen die Sünde ihr Lebenlang blieb, ohne zum Siege oder zum Heiland zu führen. Wenn sie dann zu sterben gingen, war die einzige Fackel, die düster brennend ihnen noch im Tal der Todesschatten vorangetragen wurde, das Einzige, was sie Gott und Menschen noch sympathisch erscheinen ließ: Die Feindschaft gegen das Böse. Und wenn man nichts weiter zu ihrer Ehrenrettung sagen konnte, als daß sie die angeborene Mitgift der Feindschaft entwickelt und gesteigert hatten, — dann stieg in mir statt alles Verurteilens der Trostgedanke auf: vielleicht liegt darin noch die Anwartschaft auf eine Hilfe in einem andern Dasein! —

Aber noch eine andere Gefahr gibt es für unsere Stellung zu der Mitgift der Feindschaft: man kann ihre Richtung umbiegen! Weil wir uns als Kinder nach einem Sündenfall durch das Überwundensein vom Bösen schon selbst am schwersten gestraft vorkamen, ärgerten wir uns über die Menschen, die uns noch außerdem für jenes Böse strafen. Unser Haß gegen das Böse schlug um in einen Haß gegen diese Menschen und gegen die Zucht Gottes, die dahinter steckte. Bei Kindern muß man solche gefährliche Verirrung der



Feindschaft bekämpfen und in der Stellung mancher Untergebener zu ihren Herren können wir sie begreifen, auch wenn wir sie nicht billigen, — aber in unserer eigenen Stellung zu Gott dauert es oft lang, bis wir einsehen, daß wir mit Feuer spielen. Soll das nicht endlich zu einem Abbruch aller Beziehungen zu Gott führen, dann muß diese Erkenntnis uns zur Buße treiben, wie es mir als jungem Pastor an der Hand des Spruches ging: „Was nimmst du meinen Bund in deinen Mund, so du doch Zucht haffest und wirfst meine Gebote hinter dich?“ — Infolge solcher eigenen Erfahrung rate ich gerne den Eltern: Erzieht eure Kinder zu einem Haß gegen alles Böse und Gemeine! Wenn solche gesteigerte Feindschaft gegen das Böse auch kein Heiland ist, — so kann sie eine Führerin zur Buße und zur Gnade werden.

3. Wie wir uns zur Mitgift der Feindschaft stellen sollen, daß sie zu einer bewegenden Macht von gewaltiger Stoßkraft wird, das können wir an Jesus studieren. Freilich muß dann zuerst mit einer vulgären Vorstellung von Jesus aufgeräumt werden, die seit Franziskus von Assisi nicht nur in kirchlich-katholischen Kreisen auftaucht, sondern durch die Malerei in's Volk geworfen worden ist. Eine ganze Malerschule, die Nazarener genannt, hat diesen süßlichen, femininen Typus geprägt, und marklose Allerveltsympathie hat ihn mit Phrasen und Stammbuchversen weiter getragen, als ob Jesus kein Wässerchen trüben könne und die Leute vom Berliner Tageblatt ebenso weich und milde behandeln würde, wie seine treuesten Blutzengen. Nein, die Evangelien haben einen andern Jesus gezeichnet! Der Mann, der die Stricke zur Geißel geknotet, um eine feilschende Menge aus seines Vaters Haus zu treiben, der der mächtigsten Partei im Volk mit scharfen Weheruf die Wege wies, der es wagen konnte in große Volksversammlungen Speere zu schleudern, wie jenes Wort: „Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren . . .“ — der hatte wahrlich nicht nur edle, weibliche Charaktereigenschaften, sondern das war auch ein ganzer Mann! Und wer für eine irrende Welt ohne zu zaudern mit offenen Augen des über sein Schicksal völlig Aufgeklärten in den Tod gegangen ist, auf den paßt das Wort des Hebräerbriefs: „Du hast gehaßt die Ungerechtigkeit.“

In Jesus war keine Spur eines inneren Risses und doch trat sein starker Haß gegen die Sünde einmal über das andere deutlich hervor. In dem Worte vom Ausreißen des Auges und Abhauen



der Hand lag eine Drohung, die nicht nur andern vorbildlich sein sollte: er selbst drohte seinen Gliedern den Tod, wenn sie ihn in seiner Stellung zum Vater gestört hätten. Niemand kann zweien Herren dienen: er wird den Einen lieben und den Andern hassen. Die Stärke der Liebe wird nur gemessen an der Stärke des Hasses auf der andern Seite. Jesus hat die Sünde so gehaßt, daß er sein Leben preisgab, um ihr den Kopf zu zertreten.

Darum werden wir uns an Jesus wenden und von ihm den rechten resoluten Haß gegen das Böse lernen müssen. Aber dann, wenn die verwandte Seite unserer eigenen Mitgift der Feindschaft durch Jesus stark anklingt, werden wir eine zuerst abschreckende Entdeckung machen. Er haßt nämlich auch alles Böse an uns und zwingt uns, in der gleichen Richtung zu sehen, wie er: dann wird uns in solcher hellen Beleuchtung erst klar, was er an uns nicht länger ertragen kann. Das gibt eine innere Krisis, einen Wendepunkt. Geben wir ihm nach, hassen wir auch mit ihm alles Urge in uns, dann kann seine Hilfe einsehen, daß er uns durch Vergebung und heilige Liebeszucht von der Sünde scheiden kann. Dann werden wir es erleben, daß das keine toten Begriffe sind, neben denen man sich im praktischen Leben einerlei wie verhalten kann, sondern daß Jesus unbittlich ist in seinem Haß und auch nicht den leisesten Kompromiß mit dem Bösen zuläßt. „Wer nicht sein eigen Leben hasset . . .“ hat er einst gesagt. So weit unser Ich sich mit der Sünde eingelassen hat, soweit muß es in den Tod gegeben werden. Das kann die schwersten Konflikte herbeiführen, über deren Lösung Familienglück und Hausfriede, Vaterlandsliebe und Erdenwohl zusammenbrechen, ja Leib und Seele im Märtyrer-Tod von einander geschieden werden müssen!

Jetzt sehen wir ein, daß wir mit sentimentalischen Gefühlen nicht weiterkommen, sondern daß an das Heroische im Menschen appelliert wird, — daß gesteigerte Liebe zu Jesus einen praktischen Haß gegen das Böse in uns entzündet, bis wir gar nicht mehr anders urteilen und entscheiden können, als wie Jesus das will. Das leitet neue Spannkraft in unser Leben und schafft neue heilige Gewohnheiten und mit der Zeit wird es uns das selbstverständlichste Ding von der Welt erscheinen, daß wir unsern Kurs genommen haben nach der reif gewordenen, heilig erglühenden

Mitgift der Feindschaft!



Die Schwalbe

Es zog eine Schwalbe zum sonnigen Süd'
Mit kraftvoller Schwinge — Jubel im Lied.
Ein dunkles Ahnen trieb sie mit Macht
Zu blüh'nden Gestaden — sonnenumlacht — —
Ob Stürme sie jagten, Gefahr sie umdroht,
Ihr Wegwart hieß Sehnsucht, ihr Schirmherr war Gott! — —
Doch hemmte die Mühsal der Reise den Flug,
Sie irrte weit ab von der anderen Zug.
Verflogen — verloren. — Ermattet sie säumt,
Des Ozeans Woge dicht unter ihr schäumt,
Die gierig den Arm nach der Beute gestreckt
Mit tosendem Gischt ihr Gefieder bedeckt! —
Schon meint sie zu sinken, die Schwingen sind schwer,
Da winkt ihr ein Felsen hochragend am Meer!
Nun hat sie noch einmal die Flügel gespannt
Und erreicht das ersehnte, das rettende Land!!



Auch ich trieb durch Stürme im schwankenden Rahn,
Die Taufe der Schmerzen, ich hab' sie empfa'n —
Auch ich sah ihn ragen, den Felsen von Erz!
Das Land seiner Sehnsucht erreichte mein Herz!!

Emmy Kleyenfeuber, Rassel,





Aus meinem Leben. I.

Zwei Ströme aus ganz verschiedenen Gegenden treffen zusammen und müssen ihre Eigenart hergeben, damit ein neuer Strom werde, der weder nach der Richtung, die er einschlägt, noch nach der Art seiner Wasser ihnen ganz gleich ist. Für den Menschen stimmt aber dieser Vergleich noch nicht ganz. Gerade, wenn man die Vorgeschichte seiner eigenen Eltern und ihrer Beiden besondere Art kennt, dann wird einem klar, daß man nicht einfach ein Produkt dieser beiden Persönlichkeiten ist, sondern etwas Neues! Gott schafft jede Persönlichkeit neu, — einerlei wieviel von den Gaben und Eigenarten beider Eltern als Bildungstoff mit hinüber genommen sein mag.

Mein Vater, Johannes Keller, stammte aus einer reformierten Bauernfamilie des Dorfes Siblingen am Fuße des Randen. Dieses kleine Stück der Schweiz — Canton Schaffhausen, — liegt nördlich des Rheins und hat alemannische Bevölkerung. Unser Stammbaum geht lückenlos zurück bis auf Elävin, den „Keller“ von Siblingen, der die Kellereien dieses damaligen Klostersgutes zu verwalten gehabt hat. Davon rühren wohl die drei silbernen Schlüssel her, die unser Wappen in rotem Felde führt. Mein Ahnherr scheint ein energischer Mann gewesen zu sein, denn als er 1527 die Reformation im Dorf einführte, schrieb er den Klosterherren von Schaffhausen einen Absagebrief, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Unser Stammhaus ist vor 100 Jahren abgebrannt und im Neubau wohnt auch ein „Keller;“ aber kein näherer Verwandter. Mein Vater war schon mit 15 Jahren erweckt und trat als armer Junge in die Erziehungsanstalt von J. H. Zeller in Beuggen ein. Die streng pietistische Lebensauffassung, staunenswerte Bibelkenntnis und eine gewisse puritanische Behandlung der Nebendinge mag er aus dieser berühmten Lehrerbildungsstätte mitgenommen haben. Sehr jung, — er war noch nicht 20 Jahre alt — erhielt er die Armen-Schullehrer-Stelle in Fidris (Graubünden), von der er noch in seinem Alter scherzend zu sagen pflegte: „40 Gulden im Jahr, zu Weihnachten eine Henne von jedem Bauernhof und Tags frei Licht sei sein Gehalt gewesen.“ Da er trotz seiner kleinen Gestalt über ungewöhnliche Muskelkräfte verfügte (ein Umstand, der mir bei jeder körperlichen Züchtigung sehr eindrucklich klar ward!), ging er im Sommer als Schnitter und Grasmäher zu den reichen Bauern am Bodensee, wo er in acht



Wochen ebensoviele verdiente, als sein Gehalt sonst im ganzen Jahr betrug.

Als er 26 Jahre alt war, berief man ihn an eine Waisenanstalt in St. Petersburg. Er ging zu Fuß bis Mannheim, verdingte sich dann als Floßknecht auf dem Rhein bis Ruhrort; von dort zu Fuß bis Stettin! Das Segelschiff, das ihn dann bis Petersburg brachte, hatte eine fünfwöchentliche Fahrt, so daß er zu einer Reise, die wir jetzt in 40 Stunden machen können, fast drei Monate gebraucht hatte! Im Jahre 1855 heiratete er, ein Jahr nach dem Tode seiner ersten Frau, von der ihm 5 Kinder am Leben geblieben waren, meine Mutter, Christine, geb. Hesse.

Wenn ich das Charakterbild meines Vaters zeichnen sollte, müßte ich zwei sehr verschiedene Epochen unterscheiden. Er war von Natur mit scharfer Auffassungskraft und guten Geistesgaben versehen; ein rastloser Fleiß hatte ihm ersetzt, was seiner Ausbildung gefehlt haben mochte. Streng gegen sich selbst und streng gegen uns Kinder konnte er manchesmal beim Durchsetzen seiner Lebensgrundsätze hart sein; daneben brach damals schon seine humoristische, sonnige Art bisweilen durch. Aber ich glaube, er hielt sie bis zu einer gewissen Werdegrenze für einen Rückfall ins ungeistliche Wesen des alten Menschen. Jedenfalls scheute ich mich bis zu meinem vierzehnten Jahr in seiner Gegenwart harmlos zu plaudern, — bei Tisch war das selbstverständlich verboten! — und hielt mich mehr zur Mutter. Trotz meiner Angst vor seinen „harten“ Händen bekam ich Schläge genug! Verdient werde ich sie wohl haben!

Das wurde plötzlich anders, als der erste Schlaganfall ihn arbeitslos gemacht hatte. Vorher hatte er schon seiner zunehmenden Erblindung wegen seine Stellung in Petersburg aufgeben müssen und war mit einem Ruhegehalt von 480 Mark jährlich nach Arensburg, auf der Insel Omsel gezogen. Nach dem Schlaganfall, von dem er sich langsam und nicht mehr völlig erholte, wurde er milde und heiter. Nachher habe ich ihn weder zornig, noch verstimmt gesehen, obschon es uns pekuniär erbärmlich ging. Wenn nicht meine Schwestern, die als Lehrerinnen in fremden Häusern ihr Brot verdienten und hin und her christliche Freunde geholfen hätten, wüßte ich nicht, wie wir durchgekommen wären. Mein Vater war aber jetzt durch seinen felsenfesten Glauben und seinen Gebetsumgang ein ganz anderer geworden, als früher. Die eigene Kraft war gebrochen und das Bild Jesu sah und



strahlte immer freundlicher und heller aus seinem Wesen. So kam es denn, daß ich nach meinem vierzehnten Jahr mehr Freiheiten erhielt, als früher die andern Geschwister genossen hatten und sich allmählich ein Freundschaftsverhältnis zwischen ihm und mir herausbildete, auf das ich nicht ohne dankbare Rührung zurückblicken kann. Auf der Universität nahm er teil an meinen theologischen Studien und inneren Kämpfen und konnte mir innerlich mehr nützen, als die besten Professoren. Wenn ich jetzt an das Wiedersehen in der Ewigkeit denke, so ist mir sein Bild eines der liebsten: wie werden wir uns dort wiederhaben, wo alle Sünde und Engigkeit abgestreift sein wird!

Meine Mutter war in allen Stücken das gerade Gegentheil! Sie stammte aus einer Familie, die der lutherischen Kirche Rußlands eine Reihe tüchtiger Pastoren geliefert hat: der Ahnherr, dessen Wappen in Lübeck hängt, soll Braumeister der Stadt Lübeck gewesen sein, ehe er in die baltischen Provinzen einwanderte. Sie hatte viel Phantasie, ein reiches Gemütsleben und eine angeborene Redegewandheit. Auch sie war eine ernste Christin, aber das lebhaftere Naturell ging ihr oft genug durch. Unzählige schöne Eindrücke religiöser Art haften in meiner Erinnerung, die ich in dem ersten Jahrzehnt meines Lebens ihr verdanke. Gegen die Härte des Vaters nahm sie mich in Schutz und pflegte glühende Begeisterung zu allem Hohen und Erhabenen. Ihr fehlten nüchterne Kritik und sachliche Behandlung von tausend Lebensfragen. Daher kam es, daß sich später die Wagschale immer mehr zu Gunsten des abgeklärten und ruhigeren Vaters senkte und ich in demselben Maße, wie ich reifer wurde, manches vorschnelle Wort und Werk meiner Mutter zu kritisieren anfang. Doch auch bei ihr kam ein Umschwung, wovon ich später berichten kann. Der Herr ist treu und reinigt seine Leute, daß sie die Nebensarben des eigenen Wesens verlieren und durchsichtig werden, wie reines Glas!

*

*

*

Soll ich von mir selbst erzählen? Am 15. März 1856, — vier Stunden vor dem unglücklichen Lulu Napoleon — erblickte ich in Petersburg das Licht der Welt. D. h. eigentlich erblickte ich es nicht! Mein erstes Debut war Abgeneigtheit zu leben und erst ein Klapps zwang mich zu einem empörten Schreien! — Aus den ersten Jahren weiß ich nichts zu berichten. Nur erzählte meine Mutter, daß ich schon mit drei Jahren hinter einem Lehnstuhl der Wohnstube in



knieendem Gebet gefunden wurde. Meine erste Erinnerung aus meinem fünften Jahr ist militärischer Art. Ich hatte Lungenentzündung, — die zweite in einem Winter! — und konnte von meinem Lager aus auf einen Exercierplatz sehen, wo russische Garderegimenter übten. Da mußte mir ein Bügelbrett über das Bett gestellt werden und die verschiedensten Knöpfe sollten Soldaten vorstellen, die ich auf dem Brett exercieren ließ.

Wenige Monate später brachen wir aus Petersburg nach Arensburg auf. Die Möbel waren schon fort. Wir schliefen in der letzten Nacht auf geborgten Matrasen, die auf dem Fußboden der leeren Zimmer lagen. Wodurch in einem Nebenzimmer Feuer entstand, weiß ich nicht mehr. Nur entsinne ich mich, daß ich halb schlaftrunken liegen blieb, als alles in's Nebenzimmer stürzte, um das Feuer zu löschen. Die Tür stand offen und ich sah philosophisch in die schönen Flammen und bedauerte es halb und halb, daß sie allmählich verlöschten und nichts als häßlich riechenden Qualm hinterließen.

Aus den nächsten Jahren bis zu meinem Schuleintritt ist nichts wertvolleres haften geblieben, was ich berichten mußte. Mit acht Jahren lernte ich erst lesen; denn mein Vater war dagegen, daß ich es mir früher angeeignet hätte. Die wichtigsten Geschichten des alten und neuen Testaments hatte ich allerdings damals schon im Kopf, da sie mir erzählt worden waren. Für lebendig erzählte Geschichten hatte ich schon früh ein „Kneifzangengedächtnis“. Auch nachher fiel mir das Auswendiglernen von Liedern oder Prosa auffallend leicht. Wenn wir „zur Strafe“ an einem Sonntagnachmittag ein paar Kapitel aus dem neuen Testament auswendig lernen mußten, war ich stets zuerst fertig.

Einen tiefen Eindruck machte der Tod meines Großvaters mütterlicher Seite auf mich: es war der erste Mensch, den ich sterben sah. Damals hatte ich mir heimlich vorgenommen: du gehst nie wieder in deinem Leben an ein Sterbebett! Ach, wie anders ist es gekommen! In meinem Pfarramt bin ich später hunderte von Malen dabei gewesen, wenn die Leute, die ich vorher in ihrer Krankheit besucht hatte, die Augen schlossen. Denn ich ließ mich gerade dazu rufen, um Sterben zu lernen. Manche seelsorgliche Winke der Erfahrung kann man nirgends so deutlich erhalten, als ganz nahe der Grenze der unsichtbaren Welt!



Ebenso haben in jenen Jahren schon einige auffallende Gebets-
erhörungen meines Vaters einen unauslöschlichen Eindruck auf mich
gemacht. Er war so eine Art von Selbstverständlichkeit und Unmittel-
barkeit seines Umgangs mit Gott, daß ich auch überzeugt war, mein
Vater müsse erhört werden. Trat dann einmal eine Erhörung nicht
ein, dann litt ich selbst darunter viel mehr als mein Vater und suchte
in meinen jugendlichen Streichen die Ursache dafür, daß Gott uns
zürnen müsse.

In der Elementarschule ging es mir schlecht. Die Kameraden
waren rohe Burschen, der Lehrer ein Säufer, den mein Vater ver-
geblich zu befehren versucht hatte und dafür mußte ich bei jeder Ge-
legenheit entgelten. Mehr als seine Ungerechtigkeit gegen mich kränkte
es mich, wenn er vor den Kameraden über meinen Vater spöttische
Bemerkungen machte. Natürlich tönte dergleichen auf dem Schulhof
fort und dann konnte ich mich nicht beherrschen, sondern fuhr auf
die Spötter mit den Fäusten los. Bisweilen siegte ich, — dann
klagten die Gegner und der Lehrer strafte mich, — oder ich zog
vor Stärkeren den kürzeren, dann fragte ich mich, wie Gott das zu-
lassen konnte. Mein einziger Trost in solchen schmerzlichen Augen-
blicken war, daß ich mir mit dem Handballen die Tränen wegstrich
und trotzig sagte: „Aber selig werde ich doch!“ Habe ich's nachher als
Mann bei mancher Unbill und manchem Herzeleid auch ohne Trost
nicht ähnlich sagen müssen: „Aber selig werde ich doch“ . . . ? —
(Fortsetzung folgt.)



Wegersprüche von der Goldküste: 1. „Wenn das Huhn schnell zur
Nachtruhe geht, so stürzt es seinen Herrn nicht in Schulden.“ (Bleibe abends zu
Hause!) 2. „Das Huhn ist ein Tier wie ein anderes, nur wenn es frißt, pflegt es
seinen Schnabel am Boden zu reiben.“ (Feder hat seine Eigenart.) 3. „Das Huhn
hat eine Menge Federn, aber alle stecken in der Haut drin.“ 4. „Das Huhn hat
keine Ohren, aber wenn es eine Ohrfeige verdient, bekommt es doch eine.“ 5. „Das
Huhn fragt: Wenn es nicht Abend geworden wäre, hätte ich wohl auch satt werden
können?“ (Unnütze Sorgen.) 6. „Je größer des Huhn's Federn wachsen, um so
tiefer stecken sie im Fleisch drin.“ (Böse Gewohnheiten!) —



Zur Erinnerung an die Völkerschlacht.

Von Hans Keller.

Der 18. Oktober hat für jeden Deutschen einen ganz besonderen Klang, vor allem aber der 18. Oktober 1813. Auch wir gedenken heute jenes Tages vor 100 Jahren, da auf den Gefilden Leipzigs die Völker fast ganz Europas zusammengeströmt waren und die Klingen kreuzten im Kampfe um Sein oder Nichtsein.

Die Stadt Leipzig galt ja schon von alters her in vieler Beziehung als ein Mittelpunkt der europäischen Völker, die sich hier ein Stelldichein zu geben pflegten. Deshalb konnte auch der Rat der Stadt in seinen Verhandlungen mit dem Oberbefehlshaber der Verbündeten, dem Fürsten Schwarzenberg, am 19. Oktober vor Beginn des Sturmes schreiben: „Wir bitten um Schonung für eine friedliche Stadt, die seit Jahrhunderten der Mittelpunkt des deutschen Handels und deutscher Gelehrsamkeit war, ganz Deutschland und der kultivierten Welt gehört.“ Hier sammelte sich immer zur Zeit der Leipziger Messe auf den alt' berühmten Plätzen und in den hochgiebeligen Straßen ein vielsprachiges Völkergemisch zum Abrechnen und zum Zählen.

So kamen auch in diesen Oktobertagen vor 100 Jahren die Völker Europas hier zusammen zu jenem großen Zahltage, da endgültige Abrechnung gehalten werden sollte für all' das, was Frankreichs Übermut seit den Tagen des großen Friedrichs an Unrecht getan hatte. Charakteristisch tritt diese Bedeutung der Schlacht auch zu Tage in jener Legende, die im pfälzer Volk weiterlebt, daß die alten deutschen Kaiser aus ihren geschändeten Gräbern im Speyerer Dom sich erhoben hätten und nach Leipzig geeilt wären, um als unsichtbare Führer die dortigen Freiheitskämpfer zum Siege zu führen.

Ja — eine Völkerschlacht, wie sie einzigartig in der Geschichte dasteht, hatte der 18. Oktober 1813 gebracht. Ein Offizier Blüchers schildert den ganz überwältigenden Anblick der in den Kampf ziehenden Volksmassen der Verbündeten, wie immer neue Schaaren im Osten auftauchten und in Westen im Schlachtengetümmel verschwanden. So muß es einst zur Zeit der Völkerwanderung gewesen sein, meint



er, wenn immer neue germanische Stämme erschienen und die feindlichen Gaue überschwemmten. Er berichtet auch, daß bei diesem Anmarsch der Heere zum ersten Mal die bevorstehende Schlacht vom Oberst von Müßling den Namen erhalten habe, der ihr geblieben ist: die Völkerschlacht.

Als der Morgen der Hauptkämpfe -- Montag der 18. Oktober -- anbrach, da habe man, so sagt ein französischer Bericht weiter, nichts gesehen, soweit das Auge reichte, als Himmel und Soldaten. Furchtbar war dieser blutigste Tag der Völkerschlacht, da sich die Völker Europas zerfleischten im heißen Kampfe um Freiheit und um Leben. Die Kinder des Seifertshainer Pfarrhauses, die auf der Flucht aus ihrem in Brand geschossenen Pfarrdorfe noch einmal vom Polenzer Berge das Schlachtfeld überblickten, schildern das Bild, das sich ihnen bot, mit folgenden Worten: „Die weite Ebene war so sehr in Pulverdampf gehüllt, daß sie einem wogenden Nebelmeere glich, dessen dichte Wolken aber oft genug durch die feuerspeienden Batterien gelichtet wurden. Ein scharfes Auge sah hier und da die roten Dächer der heimatlichen Dörfer aus dem schwarzen Dampfe hervorschimmern und gleichsam hilferufend, zahlreiche Turmspitzen, brennende Mühlen und Gebäude darüber hinausragen. In die Luft fliegende Pulverwagen durchschnitten von Zeit zu Zeit gleich feurigen Drachen die Nebelmassen -- das alles begleitet von dem ununterbrochenen Rollen und Krachen eines Feuers aus mehreren tausend Geschützen.“

Das drei Tage lange Ringen war mit Gottes Hülfe nicht umsonst gewesen. Daß Gott die Entscheidung allein bringen konnte, daran hat wohl nicht nur Borck geglaubt, der beim Abbrücken seiner Truppe in's Gefecht im Kreise seiner Offiziere die Mühe abnahm und Paul Gerhards Worte sprach: „Anfang, Mitt' und Ende, Herr Gott, zum Besten wende.“ Davon hatten wohl all' die Hunderttausende von Überlebenden einen gewaltigen Eindruck, die am Abend der Kämpfe beim Feuerscheine brennender Dörfer auf dem Schlachtfelde sich lagerten. Die Russen waren's, welche überwältigt von der Stille der Nacht nach den furchtbaren Erlebnissen des Tages aus eigenstem Antriebe eines ihrer Danklieder anstimmten. Die Preußen antworteten mit dem Choral von Leuthen*) und dann sang

*) „Nun danket alle Gott.“



allerorts in den verschiedensten Sprachen Europas der Dankgesang empor zu dem Gott, der den Sieg gegeben. Diese frommen Klänge, die über das Kampffeld der großen Völkerschlacht gen Himmel stiegen, sie mögen auch das Ohr manches Verwundeten tröstend erreicht und manchem Sterbenden den Weg in's ewige Vaterhaus gewiesen haben.

Dieser Völkerschlacht von Leipzig gedenken wir heute am 18. Oktober 1913 mit heiligem Schauern und danken Gott, daß seit diesem Tage keines Feindes Fuß mehr unsers Vaterlandes Grenzen überschritten hat.



Notturmo.

Still und dunkel ist's um mich her; so still, daß ich das Atmen der Nacht zu hören glaube und so dunkel, daß das innere Licht erwacht und die Augen der Seele zu sehen anfangen. Es ist Kriegszeit und ich stehe auf einsamer Wacht. Hinter mir im Bergtal rasten die Unsern nach schwerem Kampf und saurem Anstieg: müde Männer, blasse Frauen und schlafend lächelnde Kinder. Am Eingang der schmalen Schlucht, die zu diesem Versteck hinaufführt, hat mich der Führer als Wachtposten aufgestellt. Drum muß ich in Waffen hier stehen und für die Andern wachen.

Die Nacht gleitet langsam weiter. Hat sie müde Füße, daß sie scheinbar nicht von der Stelle kommt? Dabei ist sie geschwätzig wie der Bergbach, der neben mir plätschernd zu Tal geht und erzählt mir leise und eindringlich alte Märchen von Riesen und Ungeheuern, bis ich im knorrigen Baumstumpf dort, den die letzte Lenzlawine mit den Wurzeln herumgewälzte und liegen ließ, ein Fabeltier zu sehen glaube, das mich wie mit dünnen schwarzen Armen bedrohen will. Heb' ich das Haupt und spähe ringsum, da scheint es, als hätte jede Bergspitze ihr eigenes Lichtlein: es ist der Stern, der gerade an der



Spitze zu leuchten scheint. Soviel Gottessterne, soviel Zusagen von Oben: Wir alle glauben an den Vater der Lichter, bei dem kein Wechsel von Licht und Finsternis ist und er wird zuletzt alle Welt erfüllen mit dem Siege seines ewigen Lichts! . . .

Da, — was war das? Ein hoher Stern ist plötzlich wie ein Flammenstreifen niedergefahren und am schwarzen Nachthimmel für immer verschwunden. Sagt nicht der alte Volksglaube, was man sich gerade wünschte, als man eine Sternschnuppe sah, das geht in Erfüllung? Zu wünschen hätte ich für mich und andere, für unsere Kirche und unser Volk so vieles, daß die Sterne, die ich in einem Nu überblicken kann, nicht reichen würden, wenn sie alle niederblitzen! Aber wünschen ist nicht bedächtigen Mannes Spiel. Arbeiten und Beten ist besser und sich auf den Herrn verlassen, der im Regimente sitzt und noch niemals etwas versehen hat. Er wird's wohl machen. Auch mit der Schar, die meiner Hut vertraut ist, dahinten.

Und weil das Wachen besser geht, wenn man dabei betet; will ich ihrer aller einzeln gedenken bei dem, der in's Verborgene sieht und da ist die Gefahr der Ermüdung verschucht und die Nacht, die sonst keines Menschen Freund ist, muß den Tempel abgeben, drin ich fürbittend mein priesterliches Rauchopfer bringe. Sie ahnen's oben nicht, — laß sie ruhen, sie haben morgen für neuen Kampf neue Kraft nötig — aber dennoch kann durch mein heimliches Beten für sie etwas geschehen; es wird die Luft für sie gereinigt und ihr Schlaf gesegnet, wie geschrieben steht: den Seinen giebt es der Herr im Schlaf!

Es rauscht in den hohen Laubkronen über mir, als brauste eine Geistermelodie vorbei. Ist das schon der Morgenwind, der von dem Morgenstern her den Weg über den Wolken richten will? Wird nicht bald schlaftrunken einer sich halb aufstützend fragen: „Hüter, ist die Nacht schier hin?“ Ja, dort im Osten lichtet sich das einförmige Hechtgrau der Nacht und schwache orangefarbene Töne wechseln mit leichter lila Färbung. Über mir schreit ein Käuzchen, wie klagend und ärgerlich, daß seine Zeit, die Nacht, entweicht.

Der Tau ist lautlos wie ein heimlicher Gottessegens rings auf die Grasspitzen und halberschlossenen Blumenkelche gefallen. Wenn später die Sonne kommt, dann wird das alles blitzen und glitzern wie eine verschwenderisch ausgestreute Saat von Diamanten. Jetzt eben ist noch nichts von dieser zukünftigen Herrlichkeit zu spüren:



im Gegentheil, das letzte Stück der Wache ist am Schwersten. Es wird bitterkalt kurz vor Sonnenaufgang, daß ich erschauere vor Frost. Mit diesem körperlichen Empfinden verbindet sich oft ein Gefühl von Furcht. Wovor sollte ich mich fürchten? Vor den Feinden da draußen? Vor Menschenmeinung und Verleumdung? Seit dreißig Jahren bin ich nicht aus den Waffen gekommen und scheue den Kampf nicht. Nein, wenn solch ein Schauer mein Herz wie mit Grauen beschüttet, dann fürchte ich mich vor mir selbst! Ich soll für Andre wachen, — wer bewacht mich? Drohen mir in meiner einsamen Stellung nicht besondere Gefahren? „Hüter in der Nacht, habe auf mich acht!“ „Siehe der Hüter Israels schläft, noch schlummert nicht. Der Herr behütet Dich!“ Und ich falte meine Hände über dem Schwertgriff und bete für meinen Glauben und meine Bewahrung vor inneren Gefahren und Gedankensünden.

Es wird heller. Im Osten hebt sich eine lichte leichte Wolke, die von der uns noch unsichtbaren Sonne schon angeschienen anfängt zu glühen, als ob sie jemand blizschnell mit Gold und Purpur bemalte! Dort liegt auf den höchsten Alpenspitzen schon das Frührot; gleich wird der erste Strahl dort an dem Einschnitt zwischen den zwei Almen feurig hervorschießen und meine Wache ist zu Ende. Dann kann ich noch teilnehmen am Morgensegen, wo es brausend gen Himmel klingt wie vieler mutiger Männer fester Schritt und wiehernder Roffe Getrabe: „Wir treten zum Beten . . .“ und dann kann ich ruhen. Oder giebt's heute eine Schlacht mit den Feinden Christi? Dann wird alle Müdigkeit verscheucht sein und mein Platz sein unter denen, die voran gehen!



„Ich habe an den Großen dieser Welt, wenn sie sich zu Christo bekennen meine ganz besondere Freude. Nicht des Evangeliums wegen. Das kann durch Gelehrte nicht gewinnen und verlieren, sie mögen groß oder klein sein. Aber es freut einen, wenn man so einen Großen, der in die Geheimnisse des Daseins tiefer als andere eindrang, lehrbegierig und mit dem Hute in der Hand neben den größeren Geheimnissen Gottes stehen sieht; und es macht einen sonderlichen Eindruck, wenn man auf der andern Seite von den leichten Truppen mit dem Hute auf dem Kopfe vorbeidefilieren und hochweise die Nase rümpfen sieht.“



Aus dem Brotkorb der Kinder.

„Sind wir noch in der Gnade? Haben wir noch den heiligen Geist?“ fragen viele Gläubige bei den verschiedensten Gelegenheiten. Es braucht nur die Stimmung umgeschlagen oder eine plötzliche Entgleisung einem klar geworden zu sein, da ist der Friede fort und die große Traurigkeit wieder da! „Mit mir wird es auch nie besser, oder wenigstens siege ich nicht über meine Sünden, wie die Andern, die immer fröhlich sein können und von einer Klarheit zur andern fortschreiten.“ Und dann treten eine Menge Sprüche aus den Briefen der Apostel auf, die alle auf den Ton gestimmt zu sein scheinen: „Das Alte ist vergangen, es ist alles neu geworden — wenn wir die Geschäfte des Fleisches töten, — wenn wir in Ihm bleiben, sündigen wir nicht“ — und ähnliche mehr. Da flüstert der Satan einem zu: „Du kannst nicht wieder um Verzeihung bitten; du bist aus der Gnade gefallen, denn du hast ja diese plötzliche Sündengeschichte aus Mutwillen und Leichtsinn getan.“

Ist Gottes Gnade, die den Himmel zerriß, um in dem imposanten Heilswerke Christi für alle Ewigkeit genug zu tun, eine so zerbrechliche Sache, daß fünf Minuten Vergeßlichkeit oder Verstimmung ihre ganze Wirkung für uns aufhebt und auslöscht? Aber, liebe Seele, — ist deine innere Stellung nicht gottgemäß, wenn du sofort nach dem Sündenfall tief traurig darüber bist und der Haß gegen die Sünde lebhaft aufflammt und du dich sofort nach nichts inbrünstiger sehnst, als nach Vergebung? Wirkt das nicht gerade Gottes Geist in dir? Wer ihn nicht hat, der wird stumpf und gleichgiltig gegen das Böse, das in sein Herz eindringt; dann treibt dich doch gerade nach dem Fall Gottes Geist an, so schnell als möglich in Buße und Umkehr Gnade zu begehren. Und steht es nicht geschrieben: Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder?

Da las ich neulich in einem alten Kirchenliede: „Bin ich gleich von dir gewichen, stell' ich mich doch wieder ein . . .“ Wem hast du es zu danken, daß du so schnell getrieben wirst, dich wieder einzustellen? Ich möchte kein Faulpolster für leichtfertige Sünden machen, aber den Gotteskindern zurufen: Langt doch in den Brotkorb! Hier ist alle Tage ein Stückchen Brot für eure Seele parat, das nach des Vaters Liebe schmeckt!



2. Cor. 12. 4.

D. Crawford. Wohin Paulus auch kam, überall Wüste. Wie gut, daß seine Seele auf Wüstensang gestimmt war! In ihm klang und sang es: „Spring hervor, Quell!“ — Und sie brachen hervor, die Ströme lebendigen Wassers!

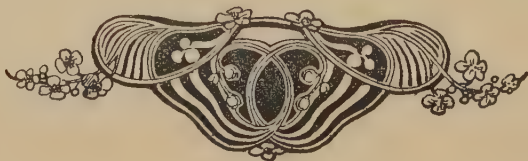
„Woher kommt das? fragen wir. — Er hat viel zu sagen, weil er noch viel mehr — zu verschweigen hat. Er hat ein Geheimnis! Der Schlüssel zu seinem Leben sind jene „unaussprechlichen Worte“, die „kein Mensch sagen kann.“

Wie sehr wir ihn bewundern, sein Bestes kennen wir garnicht, das reservierte er für Gott, wie Gott es ihm besonders gab; — damals vor 14 Jahren. So unantastbar ist ihm die Erinnerung an jenes Erlebnis, daß er nur in der dritten Person zu sprechen wagt. Es war ein alter Freund, dem geschah es.

— Und doch, welche Äußerung fanden jene „unaussprechlichen Worte“ in flammenden Reden und eisernen Taten! Das ist beredtes Schweigen! Wo Beredsamkeit aufhört, wo die Sprache nicht mehr gut genug ist, da beginnt jenes geheimnisvolle Etwas, jenes andere feinere Übertragungsmittel, von dem die Jünger einmal sagten: „Brannte nicht unser Herz in uns?“ — wir nennen es *Salbung*. —

Wenn vielleicht einer von uns zu denen gehört, denen der Herr gebot: „Sage es keinem Menschen, aber zeige dich!“ Wenn vielleicht einige solche „Worte“ unser eigen sind, dann laßt sie uns bewahren als unser heiligstes Lebenskapital, das nie angerührt werden darf! — Es gibt Tage im Jahr, da wir Gedenkfeier halten, ganz exklusiv, — ohne einen Dritten.

Es ist falsch zu sagen: „Dieser Mensch wirkt derart auf mich, daß ich so und so werde.“ Wenn wir ein Gefäß tragen, und jemand stößt dagegen, so wird nur das verschüttet, was drin ist. Wenn die Menschen uns stören und stoßen, so zeigt es sich, was (oder Wer!) in uns ist. Wir sollten für solche Reagensprobe dankbar sein.





Die evangelische Predigerschule in Basel.

Als ehemaliger Schüler dieser theologischen Schule benützte ich gerne die Gelegenheit, auch einmal in diesem Blatt von ihr, der leider so wenig bekannten, zu schreiben. So oft man auf die Predigerschule in Basel zu sprechen kommt, jedesmal muß man dem Mißverständnis, als ob die Schule ein und dasselbe sei, wie das Missionshaus oder gar die Chrishona, wehren.

Die Predigerschule unterscheidet sich von den genannten Anstalten ganz wesentlich. Einmal schon durch die Aufgabe, die sie sich seit ihrer Gründung im Jahre 1876 gestellt hat, sodann auch durch den eigenartigen Unterrichtsplan. Ihre Gründung war die Pflicht einer Not, die die theologische Zerrissenheit verursacht hatte. Kleine Minoritätsgemeinden, besonders in der Schweiz und auch sonstwo, die nicht theologisch-philosophische Spekulationen vermittelt haben wollten, sondern Bibelglauben, verlangten nach Predigern, die gründliche wissenschaftliche Ausbildung mit freudigem Glauben in ihrer Person vereinigten. Dieses Bedürfnis führte zur Eröffnung der Evangelischen Predigerschule unter der Leitung des mit der Lehrgabe hervorragend begabten Direktors Arnold; ihm zur Seite standen Männer von gleich ernster Geistesrichtung. Und nun die Art der Schule. Bei der Gründung derselben sah man auch mit Bedauern, daß so mancher junge Mann in reiferen Jahren gerne noch Theologe geworden wäre, ohne daß eine Möglichkeit dafür bestanden hätte. Da haben es die leitenden Männer der Predigerschule gewagt, gerade auch diesen einen gangbaren Weg zu bahnen, und noch weiter kam dazu, man wollte nicht nur den Schweizern oder nur Deutschen dienen, allen Nationen stand die Schule offen, man wollte nicht nur ausschließlich für landeskirchlich Gesinnte gesorgt haben, alle, die dem Evangelium in ihren Herzen und ihrer Gesinnung Raum gegeben hatten, sonst aber dieser oder jener Gemeinschaftsrichtung zuneigten, sie alle sollten willkommen sein. Und sie kamen!

Mancher Leser wird nun erstaunt fragen: Wie ist das möglich?, sind wir doch gewohnt, daß gerade solche Unterschiede in der Lehre eine schroffe Trennung hervorrufen. Daß trotz dieser betrübenden Tatsache eine wirklich brüderliche Gemeinschaft zwischen den landeskirchlich Gesinnten und den Methodisten, Baptisten oder Mennoniten bestehen kann, das hat die Predigerschule in erfreulichster Weise be-



wiesen. Es ist die heilige Allianz des Glaubens, wie er sich in seiner Tiefe und Weite aus der Heiligen Schrift darbietet und mittheilt denen, die wollen. Dieses Schriftverständnis, vermittelt durch unsere Lehrer, hat jedem von uns Achtung und Ehrfurcht vor der Sondermeinung des andern gegeben. Der feine Tact der Lehrenden — bei aller entschiedenen Wahrung des eigenen Standpunkts — hat uns Schülern innerlich Grenzen gezogen, die zu überschreiten wir uns scheuten, und auf diesem Wege kam es zu Austausch und herzlichster Gemeinschaft, die jeder zu pflegen für wertvoll hält. Im Mittelpunkt unserer brüderlichen Auseinandersetzungen stand die Schrift, wie wir es in unserem Unterricht gelernt hatten. Man hört heutzutage von Bibelschulen. Der Predigerschule in Basel war wohl die erste und sich ihres Zieles vollauf bewußte Bibelschule. Dazu kam, was ein Luther schon verlangte, Kenntniß der Sprachen, in denen uns die einzelnen Schriften der Bibel überliefert sind, also Griechisch und Hebräisch. Die Kenntniß der lateinischen und griechischen Sprache war Voraussetzung zur Aufnahme in die Predigerschule. Hebräisch wurde später gelernt.

Um den Bewerbern diese Voraussetzung zu verschaffen, gliederte sich der Predigerschule eine sogenannte Vorschule an. Von hier aus traten die Schüler in die eigentliche theologische Schule ein, um sich während des vierjährigen Studiums eine theologische Bildung anzueignen, die sie — und das ist ein Charakteristikum der Predigerschule — zu keinerlei Anstellung berechtigte. Davor ist vielleicht mancher zurückgeschreckt und ist einen andern Weg gegangen. Das ist sehr begreiflich. Und diejenigen, die ausgehalten haben, werden sich auch dunkler Stunden erinnern, die ihnen zugesetzt haben, mit der Frage: Was soll aus mir werden? Da gehören nun für mich persönlich die Stunden zu den schönsten und eindrucklichsten, in denen der Leiter der Schule, Herr Direktor Arnold, die abgehenden Schüler auf den Glaubensweg stellte. Und mancher ist frohgemut zu seinem alten Beruf zurückgekehrt, bis er gerufen wurde in den direkten Dienst des Reichs Gottes zu treten. Da hat man verstanden, daß man in erster Linie für das Leben zu lernen hat. Ohne Überhebung andern gegenüber dürfen die Predigerschüler sagen, daß sie in ganz besonderer Weise angehalten werden, in jene Abhängigkeit von Gott zu treten, die das realisiert, was wir oft so leichtthin „Lebensführung“ nennen.



Was ist aus den Leuten geworden? Von den über 200 Männern, die die Predigerschule durchlaufen haben, sind über 120 Pfarrer, davon ungefähr 35 in Deutschland, wohl ebensoviel in Amerika und sonstwo, viele stehen im inneren oder äußeren Missions- und Schuldienst. Diejenigen Schüler, die in Deutschland Pfarrer geworden sind, haben nach dem Besuch der Predigerschule an der Universität ihre Studien weiter getrieben, um zum Staatsexamen zugelassen zu werden.

Im Laufe der Zeit hat sich je länger je mehr das Bedürfnis herausgestellt, an der Schule selbst eine Vorbildung zum Abiturientenexamen zu geben, damit dem störenden Unterbrechen der Studien vorgebeugt werde. Mit dem Abgang des alten, verdienten Direktors Arnold glaubte das Komitee der Predigerschule auch eine Neuorganisation der Schule vornehmen zu müssen. Die Neuordnung gestaltete sich nun so: Jeder, der glaubt, Theologe werden zu sollen, ist wie in alten Zeiten willkommen. Wer Begabung und auch Lust hat, dem ist die Möglichkeit gegeben, durch strenge, ernste Arbeit und durch Vermittlung der Schule das Abitur zu machen. Nach Absolvierung desselben wird im Einverständnis des Komitees der Besuch von Vorlesungen an der Universität gestattet. Für die Nichtabiturienten geht die Schule im alten Geist und Sinn weiter. Sie ist und will wie seither nichts anderes sein als eine Pflegestätte ernstern Bibelftudiums, verbunden mit der Ausrüstung, die den Kampf des Glaubens im Streit mit andern Kräften zu einem siegreichen machen.

Mit dem Vorstehenden habe ich in ganz kurzen Zügen die Art der Predigerschule gezeichnet. Wer mehr und Ausführliches erfahren will, der wende sich an die Direktion der Schule selbst oder, wenn er will, an mich. Ich bin stets gerne bereit, Auskunft zu geben. Herzlich würde es mich freuen, wenn meine Zeilen jemanden erreichen sollten, der daraufhin den Weg in die Baseler Predigerschule fände; oder wenn sie jemanden erreichen sollten, dem das Herz warm würde, dieser Pflegestätte theologischen Studiums, die ganz auf sich allein angewiesen ist, mit einer Summe zum Ausbau zu helfen.

Ich bin bereit, auch hiebei zu vermitteln. Aus eigenster Erfahrung, die mehr als man sagen kann, dankbar macht, möchte ich schließen und jedem, der zur Schule kommen will oder der ihr sonstwie helfen kann, mit warmem Händedruck sagen; Sie ist es wert!

Schmieheim (Baden).

U. W. Daiber, Pfarrer.

Aus der Briefmappe des Evangelisten



„Stammbaum“. Der übersandte Stammbaum ist schauerlich: in wenig Geschlechtern soviel Irrsinn, Selbstmord, Verkommenheit und Sünde! Wenn Sie mich fragen würden, ob Sie jemand aus solcher Familie heiraten sollten, müßte ich abraten, denn nicht nur die Bibel, sondern auch die medizinische Wissenschaft spricht furchtbar ernst von Vererbung. So aber suche ich für Sie nach einem Trost. Da müssen wir zuerst sagen: ein gläubiges Kind aus solchem Geschlecht braucht nicht zu verzagen. Der Einfluß Christi kann einen neuen Aufschwung nach vorwärts bringen und der Fluch der alten Schuld braucht sich an ihm nicht auszuwirken. (Vergl. meine neue Erzählung: „Die Kinder vom toten Hofe.“) Jesus ist stärker als alle die unheimlichen Einflüsse aus der Vergangenheit. Und was jene verkommenen, verstorbenen Familienglieder anlangt, würde ich die Hoffnung nicht aufgeben, daß mancher von ihnen unter die Rubrik Pauli gehört: „übergeben dem Satan zum Verderben des Fleisches, auf daß sein Geist gerettet werde auf den Tag unseres Herrn Jesu Christi.“ Gott hat mehr Barmherzigkeit als wir Menschen und seine Güte hat kein Ende! —

v. K. Daß die Schilderung meines „Gebetszettels“ bei Ihnen in dürrer Zeit und unter dem Druck körperlichen Leidens der Anstoß wurde zu einem neuen geistlichen Aufschwung und zum Erleben schöner Gebetserhörungen hat mich wieder sehr gefreut und angetrieben, Ernst zu machen mit unserm großartigen Vorrecht der Fürbitte! Die großen Herren in unseren Erdenbeziehungen haben es nicht gern, wenn man alle Augenblicke mit der Zumutung zu ihnen kommt, daß unsere Fürsprache irgend einem Bittsteller etwas extra nützen soll. Man kann sogar behaupten, unser Einfluß auf sie gilt um so mehr, je weniger wir ihn in Anspruch nehmen. Das ist eben beim Herrn vom Himmel ganz anders. Da steigt der Einfluß mit der Häufigkeit der Inanspruchnahme und die ausführenden Unterinstanzen bekommen es zu spüren, daß der Chef gesagt hat: „Er begehret mein; so will ich ihm aushelfen; er kennet meinen Namen, darum will ich ihn schützen. Er ruft mich an, so will ich ihn erhören . . .“ Und nach seinem Gebot und Willen muß alles gehen; —

Irene. Wenn der Hirsch in rasendem Lauf mit hartem Huf blitzschnell ein felsiges Gelände berührt hat, müssen ganz unvorstellbar kleine Partikelchen von seinen Hufen ausgegangen und am Stein haften geblieben sein, sonst könnte der Hund nicht zwanzig Minuten später die Fährte noch wittern.



Wenn das bloße Riechen an einem Taschentuch, das mit einigen Tropfen Amylinitrit getränkt ist, einen gesunden Mann besinnungslos umwirft, — wenn für das bloße Auge unsichtbare Bazillen die schrecklichsten tödtlichsten Krankheiten weiter tragen können, — so ist eine Möglichkeit mit homöopathisch kleinen Dosen eine Wirkung zu erzielen, nicht ausgeschlossen. Ich glaube aber, daß Gott hilft und nicht die Medizin allein. Wie Gott im einzelnen Fall helfen will, — ob durch das Messer des Chirurgen oder eine Flasche voll Medizin oder ein paar Streukügelchen, — das ist nicht im voraus für alle zu bestimmen. Es sei nur jeder Christ im Gebet zu Gott eines guten Gewissens, dann kann ihm so oder so geholfen werden; vorausgesetzt, daß Gott jetzt und in diesem Fall überhaupt helfen will. Denn der Mensch lebt nur von dem Spruch, der durch den Mund Gottes ergangen ist. Heißt es da: du sollst leben, — dann wird alles helfen und heißt es da: du sollst sterben! — wird nichts helfen! —

S. in B. Wenn Sie denn so kategorisch von mir verlangen, ich sollte Ihnen vorschreiben, wofür Sie anfangen sollen, täglich zu beten, so will ich Ihnen das aufschreiben: Für Ihr eigenes Christenleben, für Ihre Eltern und nächsten Freunde, für Ihren Pastor und Ihre Sonntagschüler, für unser deutsches Volk, für alle Kranken, Armen, Gebundenen, Verzagten, für unsere Stationsgründung in Rumta, für die Mission überhaupt, für meine Arbeit und meine mündliche wie schriftliche Verkündigung des Evangeliums! Passen Sie nur auf, wenn Sie damit Ernst machen, werden ganz von selbst noch einige andere Gebetsanliegen auf Zeit sich einfinden, denen Sie sich nicht entziehen können. Mir schrieb heute ein Reichsgottesarbeiter: „Die Fürbitte ist mir das schwerste Stück meines Christenlebens.“ Ich mußte ihm antworten: „Mir ist es das liebste, erquickendste und segensreichste Stück.“ d. h. ich erkenne auch mal Schwierigkeiten der Fürbitte, — aber das Schöne überwiegt!

S. M. Ohne persönliche Bekanntschaft kann ich einem solchen Stellen-gesuch auch keine persönliche Empfehlung beifügen; sonst hätte letztere ihren Kurswert bald verloren. Immerhin macht der Charakter des Blattes, in welchem jemand sein Inserat veröffentlicht, etwas aus. Mein Blatt wird wohl kaum in Häusern gelesen, denen der christliche Charakter fehlt. Es wäre also für eine junge Dame, die meinem Ideenkreise gleichgültig oder feindlich gegenübersteht, fast eine Vor Spiegelung falscher Tatsachen, wenn sie gerade durch mein Blatt Stellung sucht. Auf der andern Seite ist es für den Herausgeber ein angenehmes Bewußtsein, daß seine Geistesverwandten eine große Familie bilden, die nach dem Grundsatz handeln will: Leidet ein Glied, so leiden alle mit! —

II. II. Das Verlagsrecht an mein eigenes Blatt habe ich für 20000 M. kaufen müssen. —

B. R. Gerade hatte ich Ihren Brief gelesen, da fiel mir die Bodelschwingh'sche Bitte in die Hand: „Sollten sich nicht zehn Jungfrauen finden,



die bereit wären, den feinen stillen Dienst im Hause Ridron zu übernehmen oder an andern Stellen schon bewährte Schwestern dafür frei zu machen?“ Wenn Sie nach reiflicher Überlegung sich nicht dazu entschließen können, dann zeigen Sie, bitte, dieses Blatt solchen unter Ihren Bekannten, die müßig und darum im tiefsten Grunde unbefriedigt am Markte stehen! —

v. S. Ihre Frage ist so sonderbar, daß ich sie nicht beantworten kann, sondern hier weitergebe: „Gibt es in Deutschland auch Klubs und Vereine für Ehrlose? Mein Vater hatte einen Ehrenhandel und sollte Satisfaktion geben; aus welchen Gründen er sich geweigert hat, es zu tun, weiß ich nicht. Bald darauf starb er. Wo ich nun in der guten Gesellschaft verkehren will, tritt mir das Gespenst entgegen: Sie sind verwandt mit dem Herrn von S. . . , der in Wien sich geweigert hat . . . ? Sobald ich mich zu meinem Vater bekenne, bin ich erledigt. Man schneidet mich, läd mich nicht mehr ein, — ich steh allein. Vielleicht geht es noch mehr Leuten so wie mir und sie sind schon in Klubs oder Vereinen zusammengeschlossen. Unter ihnen würde ich doch noch als Mensch behandelt . . .“ Einfach unglaublich!



Philippinen. Nach Mitteilungen aus den Philippinen haben sich dort eine halbe Million Katholiken mit dreißig Bischöfen und viertausend Priestern von dem Papste losgesagt und die „Unabhängige Philippinen-Kirche“ gegründet. Nach ihrem Katechismus aber gelten in dieser Kirche Darwin und Häckel, Strauß und Renan mehr als Paulus und Moses. Die sieben Sakramente hat man beibehalten, leugnet aber ihre Wirksamkeit. Man tauft wohl noch, aber nicht auf den dreieinigen Gott. Das ist eine Separation, nicht nur vom Papste, sondern vom Christentum überhaupt.
(Bösl. Christl. Volksbote.)

Am Tage nach der Vollendung der Komposition des Parsifal sagte Wagner im Gespräch über ein neues Buch von der materialistisch-atheistischen Richtung etwa folgendes: „Man sollte doch froh sein, von Kindheit an mit den religiösen Traditionen verwachsen zu sein. Sie sind durch gar nichts zu ersetzen. Sie enthüllen nur immer mehr und immer beglückender ihren tiefen Sinn. Zu wissen, daß ein Erlöser einst dagewesen ist, bleibt das höchste Gut eines Menschen. Dies alles wegwerfen zu wollen, zeugt von großer Unfreiheit, von einer Sklaverei des Geistes durch unsinnige demagogische Einflüsse, ja, und es ist schließlich nichts als Renommage.“ Ein andermal gebrauchte er von einem solchen schriftstellerisch gewandten Kritiker des Christentums den glücklichen Ausdruck: „Der schreibt über Religion und Christus wie ein Quartaner, der eben Tertianer geworden ist.“

Vom Büchertisch



C. Trappmann: Brennende Fragen geschlechtlicher Sittlichkeit. Der junge Mann vor der Ehe. Verlag von Th. Harbeck jun., Barmen. Preis à 20 Pfg.

Beide Traktate sind warm und gut geschrieben und vertreten die Forderungen und Anschauungen, die meine Sittlichkeitschriften auch seit Jahren betont haben. Man kann sie jedem jungen Manne in die Hand geben. —

Karl Christiansen. Saulus. Kulturbilder aus dem Gegenwartslieben. Rassel, Röttgers Verlag, 3 M.

Ein literarischer Freund hätte diesem bedeutenden Buche vor Drucklegung den Dienst leisten müssen, einige störende Auswüchse wegzuschneiden. Dann wäre die Rezension einheitlich zustimmend ausgefallen. Der Weg vom Sozialistenführer und Anarchisten zum überzeugten Christen ist hier so lebenswarm und mit soviel Sachkenntnis der Probleme dargestellt worden, wie wohl noch nie vorher. An Realismus und Farbenfrische geht die Darstellung weit genug; man merkt oft das Selbsterlebte und Durchlittene erschütternd deutlich. Ich wünschte das Buch nicht nur in die Hände aller gebildeten Sozialisten, sondern aller Politiker von Bedeutung, aller Lehrer und Volksführer, sie mögen sonst stehen, wie sie wollen.

A. Essen. Verhandlungen der 17. allg. Deutschen Gemeinschaftskonferenz (Gradauer Pfingstkonferenz) 1913. Stuttgart, Philadelphia-Verein M. 1.50.

Wer ein ungefärbtes Bild davon haben will, wie es mit der Führung und dem Geist der landeskirchlichen Gemeinschaftsbewegung eigentlich jetzt steht, der greife zu diesem Büchlein; es wird ihn besser aufklären, als Parteianekdoten und getrübbte Berichte von Mund zu Mund. —

Pastor R. Schmidt. Schauet Jesu Herrlichkeit! Predigten über die neuen Eisenacher Evangelien. Berlin. Traktatgesellschaft. 3 M.

Gläubige, eigenartige Predigten von jenseits der russischen Grenze. Das ist eine Seltenheit, daß eine Stimme von dort zu uns dringt. Es steckt viel Kraft in dem Buche. —

A. F. Augustin. Ernste und heitere Bilder aus einem deutsch-amerikanischen Pastorenleben. Christl. Buchh. Jensen in Breklun. 2 M. 40 Pfg.

Eine teils erheiternde, teils ergreifende Bilderreihe, die mir manchen ähnlichen Zug aus meiner südrussischen Amtszeit ins Gedächtnis rief. Hin und her tritt der lutherische Zug sehr deutlich hervor. Die Sprache ist fließend und die Erzählergabe unverkennbar. Zum Vorlesen in Vereinen zu empfehlen.

6. Schmiedgen. Jacob Janicaud. Eisleben, Paul Klöppel. 1 M. 50 Pfg.

Zum Vorlesen in Vereinen ist diese ergreifende Hugenottengeschichte sehr zu empfehlen; zumal sie nicht erdacht ist, sondern auf alten Familienpapieren beruht.



H. von Rebern. William Booth. Gießen, Pilgermission. 2 M.

Dieses Lebensbild dieses berühmten Generals der Heilsarmee ist mit sehr viel Liebe und Begeisterung geschrieben. Mag man an der Heilsarmee manches auszusetzen haben, — groß bleibt an ihr die Selbsthingabe und Opferlust; und davon kann man an dieser Lebensbeschreibung ihres Stifters wieder etwas lernen.

D. P. Barb. Wagners Parsifal nach seinem religiösen Werte gewürdigt. Schwerin, Bahn'scher Verlag, 60 Pfg.

Unwillkürlich freut man sich bei der Lektüre eines solchen Auffasses doch, daß ein Großer im Reich der Kunst sich so klar und deutlich für Jesus ausspricht, wie Richard Wagner in Parsifal. Mir scheint, man könnte dieses Heft manchem gebildeten Ungläubigen als ersten Stein zum Brückenbau über den Fluß hinlegen!

H. Rüegg. Heinrich Pestalozzi. Zürich, Ev. Gesellschaft, 50 Pfg.

Ein interessantes Lebensbild des berühmten Volksfreundes, das einen fast wehmütig macht. Was für ein schweres Leben bei soviel Liebe und Aufopferung! Wäre nicht ein ganz anderer Glanz und ein ganz anderer Segen über diesen edlen Mann gekommen, wenn Jesus in seinem Leben mehr bedeutet hätte! „Ohne mich könnet ihr nichts tun.“

Elias Schrenk. Der ewige Hohepriester. Rassel, Röttgers Verlag, 10 Pfg.

Wer in einer Viertelstunde einen kräftigen Ansporn zum Gebet und zur Freude an Jesus haben will, lasse sich diese Konferenzsprache kommen.

Jules Rambaud. Super nebula stella! Lebensfragen für suchende Menschen.

Im Selbstverlag Bad Homburg a. d. H., Dorotheenstr. 43. Preis 55 Pfg.

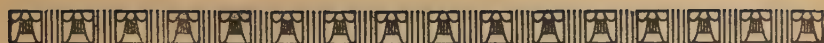
Der Verfasser hilft in seinen drei ersten Vorträgen die Wolken zerteilen, die oft den Horizont der Lebensanschauung ehrlicher Zweifler verdüstern, damit sie das Licht im Dunkeln, den Stern, erkennen. Der vierte Vortrag kennzeichnet die Aufgabe der „Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums,“ gleichzeitig die eines jeden lebendigen Christen anderen christlichen Konfessionen gegenüber.

B. 3.

Arnold Rüegg. Der Kindergottesdienst in der Schweiz. Festschrift für den 7. Welt-Sonntagschulkongreß, Zürich, Evang. Gesellschaft.

Seinem Motto; „Kindern den Himmel verweigern, das heißt, ihnen die angeborenen Flügel beschneiden, ihnen nicht emporhelfen, sondern sie herabziehen!“ getreu, weist der Verfasser die geschichtliche Entwicklung des Kindergottesdienstes der Schweiz, mit besonderer Berücksichtigung von Zürich, nach. Er hat seinen Zweck, den Gästen des Kongresses ein klares Bild der Eigenart und der Verhältnisse, unter denen sich die Sonntagschularbeit in der Schweiz durchgesetzt hat, vollkommen erreicht und durch seine historische Darstellung, die mit Illustrationen und Belegen aus jener Zeit versehen ist, der Kirche seines Vaterlandes einen Dienst geleistet.

B. 3.



Naturwissenschaftliche Zeitfragen. Heft 13. Prof. Dr. J. Plassmann. **Das Geheimnis des Mars.** (Naturwissenschaftlicher Verlag, Godesberg bei Bonn.)

Aus Lage, Größe, Umlaufzeit und Bahn schließt der Verfasser auf Klima, Witterungsverhältnisse, Jahreszeiten auf dem schon im Mittelalter vielfach beobachteten Planeten. Auch die Kanalthorie wird besprochen. Da dem Mars ein längeres entwicklungsgeschichtliches Alter zugesprochen wird als unserer Erde, so eröffnen sich von da aus Perspektiven auf den späteren Zustand unseres eigenen Planeten. Aber das Geheimnis zu lösen, bedarf es, wie der Verfasser bemerkt, eines „neuen Keppler“.

B. 3

Naturwissenschaftliche Zeitfragen. Heft 14. Dr. med. Martin. **Die sogenannte Blutverwandtschaft zwischen Mensch und Affe.** (Naturwissenschaftlicher Verlag, Godesberg bei Bonn.)

Ein interessanter Beitrag zur Lösung eines zeitbewegten Problems, das durch die Entwicklungstheorie gegeben ist. Hier wird an der Hand biologischer Untersuchungen, unter Benutzung einschlägiger Literatur der Ertrag wissenschaftlicher Forschung in leicht verständlicher Weise übermittelt.

B. 3.

Charlotte Niese. Gäste und Fremdlinge und andere Erzählungen. Hamburg, Verlag der Evang. Buchhandlung Fr. Trümpler. Preis 1 M.

Das sind nette Geschichten, die sich gut dazu eignen, im Familienkreis oder in christlichen Vereinen gelesen zu werden; denn die Verfasserin will dadurch praktisches Christentum verbreiten helfen. Die Geschichte des Amerikaners, der eine arme Familie mit 100 M. bedauert, ist äußerst beherzigenswert.

B. 3.

D. Otto Kirn. Die sittlichen Forderungen Jesu. 1910, Verlag von Edwin Runge in Gr. Licherfelde-Berlin, 50 Pfg.

Eine reife Frucht eingehender Beschäftigung mit dieser viel erörterten und viel umstrittenen Frage. Verfasser ist seiner Sache gewiß und kann andere überzeugen. Man hat den unmittelbaren Eindruck; Das Problem ist richtig erfaßt, allseitig erwogen und bis in die letzten Konsequenzen überlegt, dabei sind alle Einwendungen berücksichtigt und abgefragt.

R.

Wunderliche Reisen. Bruchstücke aus dem Leben von **Albert Freiherr von Seid.** In dritter Auflage vom Christlichen Verein im nördlichen Deutschland.

Man kann es dem Christlichen Verein im nördlichen Deutschland hoch anrechnen, daß er dem Verleger, der sich zu einer dritten Auflage nicht hat entschließen können, weil er mit der Herausgabe von modernen Büchern zu stark in Anspruch genommen war, dies Buch abgekauft und neu herausgegeben hat. Es ist eine Perle, die im Werte Duzende von modernen Büchern aufwiegt.

R.



—Quittung—

Für Rumta (Stationsgründung in Indien) sind in Basel seit der letzten Quittung noch eingegangen:

Diakonissin Mary, Rummelsburg, Fr. 12.28; A. B., Postst. Guntenschwil, Fr. 3.—; Conr. Böhringer, Basel, Fr. 5.—; Frau Wüscher, Schaffhausen, Fr. 5.—; A. Genehr, Dortmund, M. 20.—; N. N., Basel, Fr. 3.50; B. F., Leipzig, M. 10.—; Ang., Grunberg, M. 3.—; Alraft, Charlottenburg, M. 20.—; Baronin Brack, Schönfeld, M. 20.—; Frau Hofer, Lahr, M. 10.—; M. Vaas, Bielefeld, M. 10; E. Bergmann, Düsseldorf, M. 5.—; Frä. M. Steinmetz, Eilenburg, M. 3.—; A. W., Dresden, M. 10.—; Baronin Hüllessem, Ruggen, M. 20.05.

Herz! Dank E. Keller

Seit 30 Jahren haben das evang. luth. Predigerseminar und die Brüderanstalt in Breklum (Schleswig-Holstein) etwa 200 junge Männer ausgebildet. Der weitaus größte Teil steht im Dienste der Generalsynode in den Vereinigten Staaten und in Kanada. Immer wieder ergehen an uns dringende Bitten an die verschiedenen Seminarien der Generalsynode geeignete junge Leute zu senden. Wir bitten daher gläubige junge Leute, welche bereit sind, unsern Glaubensgenossen im Evangelium zu dienen, sich zu melden. Gut empfohlene junge Leute mit entsprechender Vorbildung können eventuell gleich an die Seminarien in Amerika zu weiterer Ausbildung gesandt werden. Die Anstalt in Breklum ebnet, soweit es in ihren Kräften steht, auch unbemittelten Jünglingen den Weg. Junge Leute, welche sich hier in der Heimat dem Dienste der Inneren Mission widmen wollen, erhalten ihre Ausbildung in der Brüderanstalt.

Prospekte versendet der Leiter der Anstalt **Pastor Christian Jensen**.

—Reiseplan—

- | | |
|------------------------------------|---------------------------------------|
| 1.—8. Oktober, Zürich. | 1914. |
| 12.—18. Oktober Hannover. | 11.—20. Januar Dresden. |
| 19. Oktober Braunschweig. | 22. Januar Berlin. |
| 22.—31. Oktober Halle a. d. Saale. | 25.—30. Januar Thorn. |
| 3. November Zittau. | 1.—19. Febr. Posen (Stadt und Prov.). |
| 4.—11. November Leipzig. | 20. Februar Wronke. |
| 23.—28. November Heidelberg. | 7.—11. März Hamburg. |
| 30. Nov. bis 5. Dez. Potsdam. | 13.—18. März Stettin oder Eilenburg. |
| 7. Dezember Berlin (Zirkus Busch). | „Dein Reich komme!“ |

Bezugsbedingungen

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen Mk. 3.50
Bei direkter Zusendung unter Kreuzband Mk. 4.— Einzelnummer 35 Pfg.

Herausgeber Pastor E. Keller in Freiburg i. Br. — Verlag von Walter Mombert in Freiburg i. Br. — Druck v. Hammerschlag u. Kahle, G. m. b. H. in Freiburg i. Br.

Auf Dein Wort



12. Jahrgang.

Heft 2.

November 1913.

Herbstesklarheit.

Die Luft so klar, so weit die Welt
Die Sommerfäden fliegen!
Der Wind sauft übers Roggenfeld
Das Laub, ein goldner Regen fällt
Wenn sich die Bäume neigen!

Und bist du denn so schön und licht,
Natur, vor deinem Sterben?
Wer möchte solchen Abend nicht,
Wenn seine Scheidezeit anbricht,
Auch für sich selbst erwerben?

Steht doch als Sonne Gottes Treu
Am Himmel leuchtend droben,
Und wird von Kummer und von Reu,
Von Lebensfurcht und Todesseu
Sie nebelgleich umwoben.

Die Schwalben streichen flink vorbei,
Wohl wär' es Zeit zum Scheiden;
Doch ob's auch drüben schöner sei,
Wer möchte diese Welt, so frei,
So klar und heiter, meiden?

Das Herz noch frisch, das Auge klar
Weit liegt das Leben drüben
Und weht vom Haupte weiß das Haar,
Und fällt wie Laub der Freuden Schar,
Es soll den Blick nicht trüben!

So soll des Glaubens frischer Wind
Getroßt dazwischen wehen.
Die Wolken dann, wie trüb sie sind,
Sie werden alle gar geschwind
Von seinem Hauch vergehen.

O Gott bescheer im Alter mein
Solch Herbstes meinem Leben,
Und bricht der Todeswinter ein,
Wollst du mir nach der Ruhe fein,
Den ewigen Frühling geben!

H. Stephani.





Der Hebräerbrief in Bibelfunden. *)

13. Der ewige Hohepriester.

Hebr. 7, 23—8, 5.

Man hat mir wohl in mündlicher Auseinandersetzung entgegengehalten, der Hebräerbrief mit seinen alttestamentlichen Nachweisen, daß Jesus der rechte Mittler und Hohepriester sei, gehe die heutige Christenheit weniger an, als andere Bücher des neuen Testaments. Das sollte heißen, ich sollte hier mit der Besprechung dieses Briefes aufhören. Sollte das Erste der Fall sein, dann hat der Brief seine Daseinsberechtigung erwiesen: Kein heutiger Leser kann mehr an der Wahrheit zweifeln, die damals noch verfochten werden mußte. Das Zweite möchte ich nicht erleben, weil die erbauliche Besprechung eines Abschnittes der heiligen Schrift nicht von dem Inhalt der betreffenden Stelle abhängt, sondern von der Art, wie man drüber spricht! Müßte ich jetzt mit dieser Behandlung des Hebräerbriefes mitten drin aufhören, so hätte ich mir damit ein Armutszeugnis ausgestellt! Wir fahren also fort!

In der letzten Bibelfunde hatten wir gehört, daß Jesus mehr sei als Melchisedek und daß er über dem alttestamentlichen Gesetze stehe. Der Gedankenführer nimmt uns nun heute wieder bei der Hand, heißt uns noch um eine Felsenecke herumbiegen und dann zeigt er uns die Hochalpe von der Sonne beleuchtet! Die letzte Felsencke steht v. 23 und 24. „Und jener sind viele Priester geworden, weil der Tod sie hinderte zu bleiben. Weil dieser aber bleibt in Ewigkeit, hat er ein unvergängliches Priestertum.“ Das ist wieder solch eine schöne Gegenüberstellung, wie sie der unbekannte Verfasser des Hebräerbriefes liebt: man sieht ordentlich auf der einen Seite die lange, schier unübersehbare Schar der alttestamentlichen Priester, die trotz ihrer Priesterstellung sterben mußten; einer löste den andern ab: die Würde fiel von ihm in Tod ab und unwillkürlich mochten die durch ihn Versöhnten und Gesegneten denken, daß auch alles das hingefallen sei, was er ihnen von Gott vermitteln sollte. Wie anders steht Jesus allein auf der andern Seite da! Der Tod hat ihn nicht hindern können zu bleiben: der große Hirte der Schafe ist von den Toten ausgeführt, daß er bleibe

*) Der Anfang des Hebräerbriefes wurde in den beiden vorigen Jahrgängen besprochen.



in Ewigkeit! Wie anders wird dadurch der Eindruck, den wir durch sein Versöhnen und Segnen haben: ewig, wie er selbst, ist seines Werkes Frucht bei uns! —

Rein Wunder, wenn nach dem steilen Aufstiege es jetzt eine herrliche Aussicht da oben gibt: v. 25. „Deshalb kann er auch völlig erretten, die durch ihn zu Gott kommen, weil er immerdar lebt, um für sie einzutreten (zu beten).“ Welch eine andere Priestergestalt ist das! Nicht nur der Zeit nach, — wieviel Generationen sind schon durch ihn nacheinander gerettet worden, sondern auch der Bedeutung nach, hebt sich sein Riesenwerk hoch und hehr ab von den alttestamentlichen Priestern. Hinter ihm braucht kein Nachfolger mehr zu kommen, um etwa sein unvollendetes Werk fortzusetzen; es kann und wird ihn auch keiner überbieten in seiner wunderbaren Weise, wie er sich zu den Sündern geneigt hat und wußte sie mit Gott zu versöhnen. Und wie groß und herrlich er je gewesen, so bleibt er uns heute und in Ewigkeit. Solange es gerettete und beseligte Sünder am Thron der Macht geben wird, wird man seiner gedenken, der ihr Priester und Versöhner gewesen ist. Sollte unser gläubiger Zusammenschluß mit einer solchen wirklichen Persönlichkeit uns nicht eine völlige innere Geschlossenheit und Ruhe verleihen, daß alle Zweifel verscheucht sein müssen, die immer noch ängstlich fragen: „Bist du der da kommen soll oder sollen wir eines Andern warten?“

Wie stellen wir uns seine Fürbitte für uns vor? Weil er im Gehorsam auf Erden des Vaters Willen ganz getan und seine Stellung zum Vater herrlich und vollkommen ist, kann er solches Verhältnis betonen und benutzen für uns! „Vater ich will, daß wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast, daß sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast . . .“ So tönt's droben für uns, die wir infolge der letzten Verleugnung oder Untreue noch mit geknickten Seelenflügeln am Boden liegen und kaum zu beten wagen! Aber er bittet für uns, allezeit! Warum tröstet Ihr Euch in Notheiten Eures Glaubens nicht mit solchen großen Ausblicken!

Jetzt bricht das Licht erst voll hindurch, wenn der Führer uns auf die einzelnen Schönheiten des Berges da vor uns aufmerksam macht: v. 26 und 27: „Denn einen solchen Hohenpriester sollten wir haben, der da wäre heilig, unschuldig, un-



befleckt, von den Sündern abgesondert und höher als der Himmel ist; dem nicht täglich Noth wäre, wie jenen Hohenpriestern, zuerst für eigene Sünden Opfer zu bringen, darnach für die des Volkes; denn das hat er ein für allemal getan, als er sich selbst opferte.“

Diese schöne Stelle pflegt in jedem ordentlichen Konfirmandenunterricht auswendig gelernt und besprochen zu werden und wir vertiefen uns dennoch auch als alte Christen immer wieder in diese Vorstellung von dem ewigen Hohenpriester. Ist doch unser Christentum nur soviel wert und und soweit wach und wirksam, als Christi Person von uns erfaßt und erlebt wird. Dann wird uns alles wichtig, was uns hilft, ihn besser zu erkennen. Nun, hier wird Jesus so geschildert, daß wir dankbar ausrufen müssen: ja, so paßt er gerade für uns; denn jede besondere Seite, die hier von ihm ausgesagt wird, erinnert uns an ein Manko, an eine Lücke, an ein Versagen und Verfehlen von unserer Seite.

Heilig — und wir leiden unter unsern unheiligen Gedanken und Träumen*)! Müßte dann unser also leidendes Herz nicht hinfliegen zu ihm, angezogen wie mit magnetischer Kraft? Kann doch er allein, uns reinigen. Unschuldig — ohne Schuld, ohne Arges, ohne Häßliches, was er zu verbergen hätte! Wie man sich von manchem Kinderblick getroffen fühlt, wenn man selbst gerade unkeusche Gedanken hegte! So rein war Jesus! Nein, so war er nicht nur einst, so ist er heute und so möchte er uns dienen mit seiner Unschuld und Reinheit am inwendigen Menschen! Unbefleckt — Flecken die von außen an einen herankommen, sind die bösen Einflüsse aus einer bösen Umgebung. Wer von uns geht ungestraft und unbefleckt durch die Gesellschaft der Spötter und der Ehebrecher? Niemand, — irgend etwas hängt sich einem an, wie sich ein Parfüm in den Kleidern fest setzt. Nur Jesus war und blieb wie frischgefallener Schnee auf der Hochalpe. Was das für eine Weiße ist, muß man sich einmal klar machen. Lege dein neues, reines, weißes Taschentuch auf solchen Schnee, wenn die Sonne scheint! Dann siehst du, wie häßlich grau und schmutzig dein bestes Menschenwerk neben dem herrlichen Gotteswerk erscheint. Ähnlich gehts mit Jesus.

*) „Zunächst in seinen Träumen, wo oft noch Zorn, Neid, Sinnlichkeit, Furcht, Trägheit, Ehrfurcht zu Tage kommen, wenn man glaubte sie längst überwunden zu haben.“ Siltz. —



Wir kommen durch keine Moralpredigten in einem solchen Maße zur Erkenntnis unserer Fehler und Flecken, als wenn uns Jesu Reinheit innerlich ausleuchtet; dann sinkt man ordentlich ächzend nieder, daß man sich soweit vom Echten, Normalen, Gottgewollten entfernt hat. Aber er will uns ja wieder mit Gott zusammenbringen! Von den Sündern abgesondert — und ob er einst mitten unter ihnen lebte, war er innerlich von ihnen geschieden („Ihr, die ihr arg seid . . .“) und heute ist er aus den Erdenbeziehungen und Lebensverhältnissen der Sünder herausgenommen und auf einen neuen Standort gestellt: höher als die Himmel. Nicht nur im Himmel, sondern höher als alle Himmel! Das kann nur heißen, daß er da ist, wo keiner von den himmlischen Geistern sich sonst aufhalten kann, in dem Allerheiligsten, der Herrlichkeit des Vaters.

Und dieser wunderbare Jesus hat uns lieb und denkt alle Tage an uns und betet für uns! Mach dir das ordentlich klar und dann lies den ersten Satz dieser Bibelstunde noch einmal und überlege dir's, ob der Hebräerbrief noch zeitgemäß für uns ist!

Weil nun an Jesus keine Schuld und kein Abnehmen der Veränderung seines einmal erreichten Standes mehr eintritt, — sein großes Priesteropfer hat er ein für allemal vollbracht, als er sich selbst opferte, — braucht sein Opfer nicht täglich erneuert und wiederholt zu werden, wie es bei den alttestamentlichen Priestern nötig war. Das Wohlgefallen des Vaters, das auf Jesus ruht, ändert sich nicht mehr, schlägt nie mehr in's Gegenteil um und sein Anspruch, der sich auf sein Opfer stützt, kann nie mehr hinfällig werden. So lang es etwas zu verfühnen giebt im Himmel und auf Erden, bleibt Jesus in seiner von Gott anerkannten Sühnstellung und wirkt sein Recht aus!

v. 28: „Denn das Gesetz macht Menschen zu Hohenpriestern, die Schwachheit haben; das Wort aber des Eides, das nach dem Gesetz gesagt ist, den Sohn, der auf ewig vollendet ist.“ Dieser Vers zieht nur den Schluß: dort schwache Menschen, deren Opfer stets wiederholt werden mußte, — und hier steht der Sohn Gottes, der ewig vollendet ist. Die Ersten kamen an ihre Stelle durch die Anordnung des Gesetzes, — der Andere durch das später gesprochene Wort des Eides Gottes. Wäre Jesu Entwicklung noch nicht abgeschlossen, hätte er selbst die Vollendung seines hohenpriesterlichen Werkes noch nicht erlangt, so könnte man denken, daß auch seine Vergebung kein abschließendes endgült-



tiges Urtheil darstellte und wir von einer andern höheren Instanz doch noch verurtheilt werden könnten. Nein, er ist in seiner ewigen Vollendung ein vollgültiger Bürge für unser Heil!

Vorher, v. 26, war gesagt: „einen solchen Hohenpriester sollten wir haben —“ und nun kommt die Bestätigung Cap. 8, v. 1—2: „Das ist die Hauptsache, von der wir reden: Wir haben einen solchen Hohenpriester, der sich gesetzt hat zur Rechten des Thrones der Majestät im Himmel als ein Pfleger des Heiligtums und der wahrhaftigen Hütte, welche der Herr errichtet hat und nicht ein Mensch.“ War bisher von der Person des ewigen Hohenpriesters die Rede, dann folgt jetzt die Besprechung seines Tempels und seiner priesterlichen Einrichtungen. Natürlich hat nur die Vergleichung Christi mit den alttestamentlichen Hohenpriestern diese Gedankenbilder nahegelegt. Man braucht hier nicht aus den Worten herauszulesen, daß sich Gott im Himmel buchstäblich einen Tempel mit allem Zubehör errichtet habe, in welchem Jesus als Hohepriester bestimmte priesterliche Funktionen ausübt. Das ist alles Bild und Vergleichung für die Tatsache: Alle Erdentempel sind nur schwache Mittel, um sich die Herrlichkeit der Unsichtbarkeit vorzustellen. Darum werden wir auf Erden nie die passende, den Verhältnissen droben ganz entsprechenden Ausdrücke finden. Über allen herrlichen heiligen himmlischen Wesen ist der Thron Gottes und niemand dringt in dieses Geheimnis der Majestät, als nur der Sohn. Er hat in solchem eigentlichen („wahrhaftigen“) Heiligtum so freien Zutritt, wie der Hohepriester im Erdentempel. Noch mehr: er ist Gottes Spiegelbild und der Abdruck seines Wesens. Wenn man da noch vom Priestertum sprechen will, dann ist soviel klar, daß wer dort hantiert, über alle Kreatur erhaben sein muß.

Um im Bilde vom Priestertum zu bleiben, fährt v. 3—4 fort: „Denn ein jeglicher Hohepriester wird eingesetzt, Gaben und Opfer darzubringen, weshalb es notwendig war, daß auch dieser etwas habe, das er darbringe. Wenn er nun auf Erden wäre, so wäre er nicht Priester, da ja solche vorhanden sind, die nach dem Gesetz die Gaben darbringen, sofern sie dienen dem Vorbild und Schatten des Himmlischen (Heiligtums) nach der göttlichen Ausfunft, die Moses erhielt, als er die Stiftshütte vollen-



den sollte. Denn Sieh, sprach er, du sollst alles machen nach dem Vorbild, das dir auf dem Berge gezeigt ist."

Das soll etwa heißen: Auf Erden war der Dienst der Priester nach dem Schatten des himmlischen Wandels geregelt und geschah ja schon ohne Jesus. Da wäre für ihn, seine Art und seine Opfergaben kein Raum gewesen. Darum ist er auch nicht aus dem Himmel zurück auf die Erde gekommen. Er hat dort einen andern Gottesdienst, wenn man diesen Ausdruck auf seine jetzige Stellung beim Vater anwenden darf. Er hat sich selbst in vollendetem Gehorsam dem Vater geopfert und sucht auch jetzt nicht seine eigene Ehre, sondern des Vaters. So ist er Hohepriester und Opferlamm in einer Person gewesen, als er sich am Kreuz dahingab, um des Vaters Willen zu tun und so ist er jetzt Hohepriester und Opfergabe in einer Person, indem er sich in heiliger Liebe dem Vater hingiebt. Darum hat der himmlische Hohepriester nur ein himmlisches Heiligtum zu versorgen und was auf Erden Gottesdienst und Tempel heißt, sind schattenhafte Nachbildungen seines wahrhaften Priestertums.

Ich gestehe zu, daß alle diese Vergleiche und Beweise den Menschen von heute etwas fremdartig anmuten und mancher sich dabei fragen dürfte: „was hat mein Alltagsleben davon?“ Nun, dein Alltag hat sein Licht und seinen Frieden bloß von dem, was du im selben Augenblick droben im Heiligtum Gottes gilst. Der Mensch lebt nur von dem Wort, das durch den Mund Gottes geht. Wenn Gott dich dort verdammen und in Unnade auf dich schauen würde, müßten Schrecken der Verzweiflung und Lawinen der Angst über dir zusammenbrechen. Wie wäre dann dein Alltag? Nun aber steht dein Hohepriester dort angetan mit dem weißen Kleide seiner Gerechtigkeit, das goldne Stirnband seiner Weihe für Gott an der Stirn, die Opfergaben seiner Fürbitte für dich in den Händen und der Duft seines Namens ist wie eine ausgeschüttete Narde und das feine Klingen der goldenen Glöcklein am Saum des Priestergewandes tönt bis hierher zu dir! Jesus vertritt uns! Das kann dein Alltag brauchen! All' Schuld hat er getragen, sonst müßten wir verzagen und ob jemand sündigte, so haben wir einen Fürsprecher, Jesus Christus, der vertritt uns! Amen.





Ein Gruß ins Krankenzimmer.

Du bist gleich einem Korn, das in der Scholle
Still liegt und wartet, ob des Schöpfers Kraft
Geheimnisvoll ihm Leben schenken wolle,
Damit es Frucht zu reicher Ernte schafft.
Es kann verborgen in der dunklen Erde
Nichts tun, als warten auf sein großes Werde.

....

So gleichst du ihm! — Des Vaters heil'ger Wille,
Der Dich besonders nahm für lange Zeit,
Er führte dich in arbeitsleere Stille,
Und nichts, nichts kannst du tun, als unterm Leid
Geduldig warten, bis von seinem Leben
Gott deiner Seele heil'ge Kraft will geben,

....

Daß sie dem Herrn des Feldes reift entgegen.
— — Mit seiner Gnade Tau und Sonnenschein
Umhüllt er Dich, schafft reichen Erntesegen.
Du aber wirst im Danken, fröhlich sein,
Die dunkle Scholle heißt nun: Gottes Wille,
Und aus der leeren ward die heil'ge Stille.

M. Feesche.





Aus meinem Leben. II.

Ungefähr zehn Jahr alt bezog ich das Gymnasium zu Arensburg, das damals noch ganz einem guten humanistischen Gymnasium Deutschlands glich; die russifizierenden Bestrebungen setzten erst später ein. In den ersten vier Jahren war meine Leistung in der Schule sehr ungleich: bald, wenn ich den Hauptlehrer gern hatte, gehörte ich zu den besten Schülern; bald, wenn ich mich gehen ließ, saß ich auf der letzten Bank. Für komisch wirkende Streiche hatte ich viel Sinn und konnte bisweilen zu den Erfindern und Anstiftern derselben gehören. Ich sah auch ihr Unrecht so wenig ein, daß ich bei den darauf folgenden Untersuchungen mich stets zuerst meldete; mancher Lehrer hielt das für Frechheit; andere belohnten das schnelle Verständnis mit dem geringsten Maß von Strafe. Mir war nur eines wichtig, daß mein Vater nicht alles erfuhr! Denn seine schlagenden Beweise der Liebe waren sehr spürbar!

Außerhalb der Schule hatte ich fast keinen Umgang mit Altersgenossen. Einestheils mochten meine Eltern mich nicht mit fremden Jungen umherstreifen lassen, andererseits hatte ich schon frühe den Segen der Armut kennen zu lernen: ich mußte zu Hause tüchtig angreifen. Vom Frühjahr bis zum Herbst gab es in unserm großen Garten sehr viel Arbeit und der Ertrag dieses musterhaft gepflegten Landstücks war ein wichtiger Posten unseres Unterhalts. Im Winter gab es Schnee zu schaufeln und Holz zu hacken oder ich mußte dem fast blinden Vater viel vorlesen. Da gewöhnte ich mir eine scharf accentuierte Aussprache an, die mir für meine spätere Rednerarbeit sehr zu statten kam.

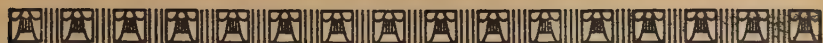
Zu dieser häuslichen Inanspruchnahme, die mich von meinen Kameraden schied, kam die dürftige Kleidung! Meines Vaters und des älteren Bruders abgelegte Kleider wurden mir notdürftig zurechtgestutzt und den Spott der Kameraden über etwas auffallende Originalitäten derselben hat mir weh genug getan. Überhaupt lebte ich damals in einer eigenartigen Zurückgezogenheit. Der einzige wirkliche Jugendfreund war früh gestorben und mit andern kam ich wenig zusammen. Ich erinnere mich, daß ich oft vor Schmerz und Grimm die Zähne zusammenbiß, wenn ich stundenlang angestrengt im Garten arbeiten mußte, während meine Kameraden hinter dem Zaun spielten und mir spöttische Bemerkungen zuriefen. Heute weiß ich längst,



wie heilsam es dem Knaben und Jüngling war, daß er sein Joch in der Jugend trug und an regelmäßige stramme Arbeit gewöhnt wurde.

Außerdem hatte ich einen eigenartigen Erfas für Unterhaltung und Kameradschaft: meine lebhafteste Phantasie. Ob ich Unkraut entfernen oder den Mistkarren schieben mußte, meine Einbildungskraft schuf ununterbrochen Gestalten und Personen, mit denen ich Märchen und Romane erlebte. Bisweilen ging eine Lieblingsfigur aus der Weltgeschichte monatelang in meinen einsamen Stunden ungesehen mit mir um, als unterhielte ich mich — ohne etwas zu hören oder selbst zu reden — mit ihr. Karl der Große hatte zwischen unsern Gemüseerabatten ganz andere Schicksale, als im Handbuch der Weltgeschichte und ich wußte mit zwölf Jahren vielmehr über sein privates Leben, Denken und Wollen als irgend ein Professor der Geschichte! Oder ich sah irgendwo ein Bild, auf dem eine Gestalt mir besonders auffiel. Ohne irgend etwas Näheres über die Person zu erfahren, welche jenes Bild darstellte, dachte ich mir alles Erforderliche im Nu aus: Name, Charakter und Lebensschicksale und verkehrte in Gedanken mit solch einem Wesen, wie mit meinesgleichen. Kein Wunder, daß ich in der Schule oft einen zerstreuten Eindruck machte und mancher Lehrer mich nicht zu fesseln vermochte. Ich war ja mit dieser unsichtbaren Gesellschaft und ihren Schicksalen beschäftigt! Daher brauchte ich die Indianerbücher und Detektivromane, die ich damals nicht in die Hand bekam, gar nicht: ich lebte ja mitten in den aufregendsten Lebensschicksalen meiner erträumten Umgebung. Erst viel später habe ich die Gefährlichkeit und Ungesundheit solcher wild wuchernden Phantasie einsehen gelernt. Das Gegengewicht strammer Arbeit und strenger sittlich-religiöser Zucht hat damals geholfen, sonst wäre ich für's praktische Leben durch solche gefährliche Begabung vielleicht ganz verdorben.

Da bekam ich wieder eine Freundschaft und zwar sehr merkwürdiger Art! Obwohl meine Eltern arm waren, wurden noch Ärmere und Kranke von ihnen unterstützt. Nicht weit von unserem Hause gab es einige sehr armselige Häuschen, in denen großes Elend herrschte. (Ich will nicht die wirklichen Namen nennen; es könnte am Ende noch jemand aus der Verwandtschaft leben!) Da lag in einer solchen Familie, — ich will sie Kargel nennen! — das einzige Kind hoffnungslos krank darnieder und meine Mutter wünschte, daß ich den armen Knaben bisweilen besuchte, um mit ihm zu spielen.



Er war etwa ebenso alt, wie ich. Von früher Jugend an bucklig und kränklich, war er jetzt durch Erkältung und Elend aller Art totkrank geworden; es hieß, ein Rückenmarksleiden werde ihm den Rest geben. Der Vater Kargel war ein Säufer und Bummelant; die Mutter eine schlichte, demütige Kreuzträgerin, die aber nicht Charakter und Christentum genug besaß, um den Mann in Zucht zu halten. Ihr kranker Knabe mußte sie noch oft trösten. Der einzige normale Mensch in dieser verwahrlosten, elenden Haushaltung war der schwindsüchtige Bruder der Frau, der trotz seiner Kränklichkeit noch etwas verdiente. Er war sehr geschickt und pfuschte in allerlei Handwerke: bald buchbinderte er, bald besserte er Regenschirme aus oder kurierte Schlösser, Jagds Flinten und Uhren.

Als ich nun zuerst wiederstrebend und abgestoßen von dem „Armeleutegeruch“ den kranken Jungen besuchte, der mich mit seinen großen blauen Augen so dankbar anschaute, da fand ich in dieser Umgebung bald etwas, was mir zu Hause fehlte; einen Resonanzboden für mein Phantasiegetriebe. War ich zu Hause als Schweiger bekannt, — hier hatte ich ein dankbares Publikum! Stundenlang konnte ich am Schmerzenslager des kleinen Buckligen sitzen und meine ungeschriebenen Romane erzählen. Der Onkel hörte ebenso gern zu, wie die mit einer Handarbeit dazisende Mutter. Dieser Onkel korrigierte und kritisierte meine Geschichten auch, indem er den Standpunkt der Wirklichkeit und Wahrscheinlichkeit in Anwendung brachte. Er war selbst witzig und originell und konnte aus seinen Reise- und Wanderjahren viel Interessantes beibringen. (Manches, was er mir erzählt hat, legte ich dem alten Allikas in den Mund! Vergleiche: „In der Orru“ und „dieselbe Braut.“) Dieser alte, einfache und kranke Handwerker war der erste Mensch, der mir ge-
weissagt hat, daß aus mir einmal noch etwas mehr werden würde, als ein Arensburger Durchschnittsphilibster. Zu Hause kannte mich ja auch damals kein Mensch! Vor meinem Vater fürchtete ich mich damals noch zu sehr, als daß ich offen mit ihm verkehrt hätte; mein fünf Jahre älterer Stiefbruder Johannes aber hatte andere Kameraden und hielt wenig von mir. Meine Mutter hatte aber noch ein Kindchen bekommen, das sie neben dem Haushalt sehr in Anspruch nahm und konnte sich bei ihrer Kränklichkeit damals wenig um mich kümmern.

Bald brauchte sie mich nicht mehr am Sonntag Nachmittag zu heißen: „Besuche den kranken Jungen!“ — ich brachte sowieso



jede mögliche und unmögliche Freistunde dort zu. Die schwärmerische Liebe, mit welcher der bucklige Otto mein Kommen quittierte, schmeichelte mir ebenso, wie mich das alte Original von Onkel anzog. Um häufiger und länger da hin zu können, bat ich daheim um Erlaubnis, bei Ottos Onkel Buchbinderei lernen zu dürfen. Das sah praktisch aus und ward auch gestattet. Das war ein reicher Winter für mich!

Merkwürdiger Weise starb Otto nicht, sondern fing an sich zu erholen. Er, der sieben Jahre an's Bett gefesselt gewesen war, konnte jetzt die ersten Gehversuche, von mir gestützt, machen und besserte sich zusehends. Jetzt hatte ich ein neues Interesse: ich gab ihm Privatunterricht. Denn der arme hatte nicht länger als ein Jahr die Volksschule besucht. Da seine geistigen Interessen sehr rege waren, lernte er auffallend schnell und wir hatten schon einige Monate später die Möglichkeit uns mit Schiller und Goethe zu beschäftigen! Außerdem wurden im Sommer, wenn die Gartenarbeit mich los ließ, Spaziergänge in Wald und Feld gemacht. Dadurch wurde meine auffallende Freundschaft mit dem kleinen Buckligen den Schulkameraden bekannt und deshalb Anlaß zu viel Spott und Hohn. Aber ich hielt das für das Martyrium des edlen Opfersinnes, daß ich mich so selbstlos des armen Otto angenommen hatte; während ich mir nicht eingestand, daß es meiner Eitelkeit schmeichelte, von einem Menschen so vergöttert zu werden, wie es von ihm geschah. Außerdem widersprach er mir nie und machte die abenteuerlichsten Unternehmungen mit.

Es war kein Wunder, daß der nächste Jahreschluß mir keine Versetzung nach Sekunda brachte; denn ich hatte die Schulpflichten gründlich links liegen lassen. Dem Sturm zu Hause entging ich dadurch, daß mein Bruder den Eltern noch mehr Sorge machte. Außerdem hieß es: Der Ordinarius hasse das Christentum des Vaters und dafür müsse der Sohn büßen. Es war etwas Wahres daran, aber mein Gewissen sagte mir doch, daß ich selbst am meisten schuld sei. Geändert und gebessert habe ich mich aber in den nächsten Monaten noch nicht. Die Zeitverschwendung bei Kargels ging lustig bis zum März weiter.

Da gab es einen Einschnitt in mein Leben! Eines Tags prügelte ich mich gerade vor Schulanfang mit einem Kameraden, da erschien der Direktor im Klassenzimmer und sagte ernst: „Du prügelst dich hier wie ein albernes Kind und drüben (unser Haus lag der Schule



gegenüber) stirbt dein Vater. Nimm deine Bücher und geh für heute heim. Dein Bruder hat die Schule wegen Unbotmäßigkeit verlassen und ist heute Nacht auf und davon gegangen und deinen Vater hat der Schlag gerührt. Wenn das nicht genügt, um dich endlich aus deiner Bummellei und Zerstreutheit aufzurütteln, wird nichts aus dir!" Wie im Traum ging ich heim. Es war alles richtig so, nur daß mein Vater sich noch von diesem ersten Schlaganfall erholte. Meine Mutter benutzte meine Zerknirschung — sie mochte auch sonst niemand haben, mit dem sie sich aussprechen konnte! — und klagte über die peinliche Geldlage, in der wir uns befanden. Ja, sie beriet mit mir, was zu tun sei; ob ich nicht Privatstunden geben könne, um etwas zum Unterhalt beitragen zu können.

In diesen Tagen habe ich meine Kindheit, meine Sorglosigkeit und — meine übertriebene Freundschaft mit Kargels begraben! Die Sorge um's Brot fing an und sollte mehr als ein Jahrzehntlang der Gegner sein, mit dem ich zu ringen hatte! Von da an wurde ich ein besserer Schüler, bekam Privatstunden und ward meiner Mutter Trost. Auch mit meinem Vater kam ich in ein ganz neues Verhältnis. In der ersten Zeit nach seinem Anfall war er trübselig und schwach und sollte aufgeheitert werden. Da hatte ich plötzlich meine humoristische Anlage entdeckt und heiterte ihn auf. Kurz, man sprach in der Schule und in unserm Bekanntenkreise von meinem gewaltigen Umschwung zum Bessern, — aber dabei erstarkte in mir der pharisäische Hochmut, die glänzende Meinung von mir selbst! Mein Gebetsleben ward lauer und mein Benehmen hochmütiger, so daß ein scharfsichtiger Freund unseres Hauses zum Ärger meiner Mutter das Wort prägte: „Ja, tüchtig ist der Junge jetzt, aber unausstehlich.“

(Fortsetzung folgt.)





Wer nicht hasset sein eigenes Leben

Nach einer Skizze von Anne Warner.

Stallert, der Schäfer der „Domäne“ hatte fünf Söhne: Gottfried, Wilhelm, Karl, Johann und dann, zwölf Jahre jünger, Friedrich, den Nachkömmling. Man wußte nicht seit wann, aber es schien immer so gewesen zu sein, daß das Hirtenamt von Stallert-Vater auf Stallert-Sohn übergegangen war. Hatte man noch Extrasöhne, dann blieben sie bei der Feldarbeit oder sie lernten ein Handwerk; aber den besten und liebsten erzog sich der Vater zur Arbeit bei den Schafen. In dieser Generation war es bald klar, wer der Nachfolger sein sollte! Gottfried, der älteste, war der feinste von allen, groß und schön gewachsen und beliebt bei Jung und Alt. So half er schon beim Scheeren, und wenn der Vater sich krank fühlte, ward er geschickt. Das hübscheste Mädchen des Dorfes liebte ihn und wartete mit ihm. Das Leben lag sonnig und klar gezeichnet vor ihm. Seine jüngeren Brüder würden fortgehen und sich eine Existenz erkämpfen müssen. Ihm lag alles bereit! —

. : So kam das Erwachen:

An einem herrlichen Augusttage erhielt man einen Brief von einem beinahe vergessenen Vetter in Nord-Amerika. Dieser erzählte von den wunderbaren Arbeits- und Verdienstgelegenheiten drüben. Zwei der Jüngens sollten doch herüberkommen, er wolle das Reisegeld senden.

Nun, Wilhelm und Karl natürlich! Aber merkwürdig, Gottfried ist es, der mit flammenden Augen und brennenden Wangen vor dem Vater steht: „Bitte, Vater, schicke mich! Einer der andern kann dann die Herde nehmen; ich bin der Älteste und der Stärkste; — hier ist alles schon fertig — ich muß hinaus!“

Des Vaters Auge ruhte stolz auf seinem Ältesten. Es war doch fein, daß er hier so auf alles verzichten und fortgehen wollte! — Nein, vergriffen hatte er sich nicht, da er Gottfried zum Nachfolger herangezogen! — Aber natürlich war es ausgeschlossen, daß er ging.

Mit bebender Stimme, in verhaltener Angst, es nicht merken zu lassen, wie groß das Verlangen war, bat Gottfried weiter. Der



Vater ward kurz und streng: Die Herde käme erst; — Wilhelm und Karl würden gehen. Gottfried schwieg. Er setzte sich neben die Mutter, die weiter gestrickt hatte. Sie reichte ihm verstohlen die Hand, und er hielt sie zwischen seinen eiskalten fest. —

Zwei stramme, strahlende Bauernjungen verließen das Dorf. Sie schifften sich in Bremerhaven ein, und in Hoboken begrüßte sie die neue Welt.

Johann blieb bei seiner Feldarbeit, Friedrich durfte noch spielen. Gottfried übernahm nach und nach schon mehr von der Arbeit bei den Schafen.

Ein Jahr verging — zwei Jahre. Dann schickten die Brüder das Reisegeld für Johann. Gottfried und Lene brachten ihn zur Bahn und halfen ihm mit der Holztruhe, in der seine Sachen waren. Auf dem Rückwege sprachen sie davon, wie schnell doch drüben alles gehe — Karl war schon verheiratet — sie mußten noch warten.

Nach weiteren zwei Jahren kam Wilhelm zu Besuch. Wer von den Dorfbewohnern nicht mit am Bahnhofe war, stand vor der Tür oder Fenster, um den Weitgereisten zu sehen. Die Haustür war kranzgeschmückt. Der Vater hatte Gottfried mit den Schafen geschickt um selbst empfangen zu können.

Bald saß Wilhelm zwischen den Seinen. Er war anders geworden, es war nicht nur der seine graue Anzug! Ein Platzregen setzte plötzlich ein, und der Herr Pastor, der gerade vorbeiging, verband mit der Gelegenheit, Schutz zu suchen, gleich die, seinen ehemaligen Konfirmanden zu sehen. Das merkten sie alle, die freie selbstverständliche Art, wie er den Pastor begrüßte und ihm aus dem Mantel half, wie er dann über alles Auskunft gab und schließlich fließend erzählte, war neu, das hatte er nicht mitgenommen. „Du warst doch immer mein Bester!“ sagte die Mutter, als der Pastor gegangen war. Das war eigentlich sonst noch nie gesagt worden! — Lene war auch da, sie half mit anrichten und bedienen. Sie hatte größere Augen und rosigere Wangen denn je. Wilhelm betrachtete sie erstaunt. Plötzlich fragte er: „Aber, Gottfried! Wo ist denn Gottfried?“

Gottfried kam erst später, nachdem er die Herde besorgt hatte. Er war ganz durchnäßt, so daß er den Bruder erst nur flüchtig be-



grüßen konnte, um erst seine Kleider zu wechseln. Es war wirklich ein wahres Unwetter draußen gewesen, das hatte man in der Feiertube drinnen garnicht gemerkt.

Wilhelm blieb vier Wochen. Es ward beschlossen, daß der Jüngste, der Friedrich, dann mitreisen sollte. „Du nimmst mir auch diese Sorge!“ sagte der Vater.

Gottfried und Wilhelm verkehrten mit einer gewissen ängstlich vorsichtigen Freundlichkeit miteinander. Es war ja nur die kurze Zeit, da wollte man sich doch nur Liebes tun! Aber man mied ein Alleinsein. Eines abends in der vorletzten Woche kam es doch dazu. Sie gingen gemeinsam einen Forstweg entlang; es war ein herrlich friedlicher Abend. — Gottfried brach das Schweigen: „Es handelt sich um Lene,“ sagte er. „Ich möchte dich bitten, daß du sie auch mitnimmst.“ Wilhelm war starr! „Aber das ganze Dorf weiß, daß sie deine Braut ist!“ sagte er. „Ihr Glück ist mir wichtiger, als das Dorfgerede,“ erwiderte der Ältere. Dann hatte er plötzlich, „noch etwas nachzusehen“ und bog in einen Seitenweg ab.

Jetzt war Gottfried mit den Eltern allein. Der Vater alterte sehr. Sein Lebensinteresse waren die Kinder drüben. Er konnte auch wirklich stolz sein! Die unverbrauchte Kraft bewährte sich! Alle hatten gute Anstellung, und für den Jüngsten wollten sie zusammentun, er sollte studieren! Wilhelm hatte Lene geheiratet. Die Hütte des Schäfers hatte mancherlei Luxusachen aufzuweisen, die herübergesandt oder vom geschickten Gelde gekauft waren, und die sich zwischen dem derben Hausgerät seltsam genug ausnahmen. Die Dorfbesucher wurden wie in einem Museum von einem zum andern geführt. — Gottfried sorgte nun die Jahre hindurch für Kohlen und Kartoffeln. — Der Vater wurde wirklich sehr alt, er mußte jenen Augusttag ganz vergessen oder vielleicht nie verstanden haben. Er konnte wohl manchmal sagen: „Merkwürdig, was ich doch alles gerade auf den Gottfried gesetzt habe, daß der nun gerade ver-sagen muß!“

Nach dem Tode des Vaters ward Gottfried der Domänenschäfer. Er war Tag für Tag bei Wind und Wetter draußen bei den Schafen. Seine Augen wurden merkwürdig groß und tief, man sah solche Augen sonst im Dorfe nicht. Er war auch ernst und still geworden.

Die Mutter mußte jetzt viel gepflegt werden. Der Sohn tat es, und seine Hände waren dabei zart und weich wie Frauenhände. —



Dann ging auch die Mutter heim. — Jetzt hatte er noch Leness Eltern, denen konnte er jetzt viel sein. Sie brauchten jemanden, der ihnen die Briefe vorlas und beantwortete und der sich über die Nachrichten und Photographien mitfreute.

So vergingen viele Jahre. —

Ein Herr verläßt an der kleinen Station den Zug. Es ist Friedrich Stallert, der Jüngste, er ist jetzt vierzig Jahre alt. Es holt ihn keiner ab; er weiß das auch und geht gleich den direkten Weg nach dem Wirtschaftshofe der Domäne. Hier erkundigt er sich, wo die Schafe heute sind und verfolgt dann den gewiesenen Pfad. Von weitem schon sieht er den Bruder auf einer Anhöhe sitzen. Die Schafe grasen friedlich, die Hunde laufen wichtig hin und zurück. Friedrich bleibt einen Augenblick stehen; der Bruder ist jetzt etwa fünfundsechzig Jahr, aber wie seltsam ehrwürdig ist die Gestalt dort drüben! Dann stürmt er hinan, „Gottfried, mein großer Bruder!“ und schon birgt er das Gesicht an der Schulter des Hirten, und der rauhe Wettermantel, der manchen Gewittersturm erlebt hat, nimmt die paar Tränen nicht übel! „Gottlieb,“ sagte er dann, „warum komme ich denn! Ganz plötzlich ward mir drüben etwas gezeigt, was ich vorher nie gesehen hatte! Da hielt ich es nicht mehr aus, ich mußte zu dir! Die Vornehmheit deines Lebens, Gottfried, die sah ich!“

Der Schäfer hatte sich halb abgewendet, er grub mit dem Stocke in der Erde.

„Das darfst du nicht sagen, Kleiner!“ sagte er dann langsam; „es war kein williges Opfer! — — Damals, als die ersten von euch gingen, da schrie eine Welt in mir nach der Welt draußen, nach Widerstand, Überwinden, Leben! — Aber da war Lene noch. — Als dann alle fort waren, da habe ich auf dem Hügel hier manchen Kampf gekämpft! Ich wollte schreien, — aber die Schafe werden dann so ängstlich und verstört; ich wollte weinen, aber ich schämte mich vor den Hunden; — da habe ich denn alles leise abgemacht!“

Aber manchmal schien mir doch alles aus zu sein, so, als das erste Bild von Lene mit dem Kleinen kam. Das brachte mich dann sehr zurück. — Langsam ging es vorwärts. Es war immer jemand da, der mich brauchte. Da habe ich nach und nach verstanden, weshalb



ich es war, der zurückbleiben mußte; ich war doch wohl der Stärkste von uns, ich konnte es schaffen. —

Als ich dann nichts mehr wollte, da kam jener herrliche Morgen! Ich trieb die Schafe der aufsteigenden Sonne entgegen, ich wagte kaum zu atmen. — Sieh, ich bin kein Pastor, wie du, ich kann es nicht schön sagen, — — aber der Herr Jesus war hier und hat mir alles klar gemacht. — — Jetzt bin ich reich und glücklich, ich habe die ganze Welt hier, — ich habe Frieden!"

Friedrich war sehr blaß geworden, er hatte die Hände gefaltet. „Danke, Herr!" sagte er einfach. Und dann zu Gottfried: „Sieh, das war es, was mich zu dir trieb! So nur konnte ich mir dein Leben erklären. Ich habe unterwegs auf dem Schiffe viel gebetet: „Herr, laß es doch so sein! — Nun mußt du mir helfen, daß ich es auch finde, großer Bruder!"



„Ich denke dabei an eine bejahrte Frau, deren Gesicht klar und friedlich ist, obgleich sie nicht von Leiden verschont blieb. Sie scheint völlig über den kleinen Plagen und Ärgerlichkeiten zu stehen, die die Durchschnittsfrauen quälen und Sorgenfalten in ihrem Gesichte zurücklassen. Eine immernwährend verdrießliche Frau fragte sie einmal nach dem Grunde ihres Glückseligseins, und das schöne alte Gesicht der andern strahlte vor Freude. Meine Gute, sagte sie, ich führe ein Freudentagebuch. Alles kommt in mein Freudentagebuch und wenn ich mich einmal verdrießlich werden fühle, lese ich ein paar Seiten in dem Buche, um zu sehen, was für eine glückliche, gesegnete Frau ich bin."

(Aus Swett Marden, „Frohinn eine Lebenskraft.")

* * *

Prof. Martin Kähler hat auf dem Sterbebett zuletzt bekennen können: „Nun ist nichts mehr in mir, das wider Gott ist." Wollen wir nicht im Leben und Leiden, in Arbeit und Erholung täglich unser Gewissen darauf einstellen: was ist in uns, das wider Gott ist?

* * *

„Wir wüßten nicht, wie wir die Mutter Maria besser ehren könnten, als indem wir den einzigen Befehl, der uns von ihr berichtet wird, zu befolgen versuchen: Was Er euch sagt, das tut."



„Schluß.“

Es geht ein Schrei nach ganzen Charakteren durch die Welt. Zuweilen hört man ihn besonders laut, so z. B. als jener Student in erschütternder Weise Tolstoi beschwor, doch nun endlich selbst den wichtigsten Schritt seiner konsequenten Lehren zu ziehen und sein eigenes Leben und das Verhältniß zu seinen Angehörigen so zu gestalten, wie es der von ihm gerühmte Meister von Nazareth getan, d. h. nicht ein wohl versorgter, sorgenlos lebender Reicher zu bleiben, sondern das Joch der Armut zum Beweise der inneren Kraft auf sich zu nehmen.

Was geschieht da? Tolstoi versagt. Er gesteht es ein, daß dieser Gedanke ihn oft in furchtbarer Weise plage, aber er hoffe — wenn er auch jetzt noch nicht soweit sei — doch noch dahin zu kommen, diesen wichtigsten Schritt seines Lebens zu tun.

Er hat es nicht erreicht! Er schob auf, er zögerte, und da sprach der Tod: Wozu noch länger mit ihm experimentieren? — Schluß!

Es giebt heute viele, die sich hochwürdige Meister und Herren dünken, es gibt auch andere, denen es eine Last ist, sich so nennen zu lassen müssen. Müssen? Ja! Denn sie fühlen in stillen Stunden wie Tolstoi: O, was für ein Stümper bin ich — wo bleibt meines kurzen Lebens Sinn, wenn ich nicht dazu gelange, die letzte Konsequenz zu ziehen, mein eigenes Wohlfsein um einer lebendigen Liebe willen mit Entsagung zu vertauschen?

Man spricht von Edelmenschen. Ihr, die ihr dazu gerechnet werdet, sagt, jammert euch nicht der Völker Not, reißt es euch nicht mit Gewalt aus euren Diplomatensesseln heraus? Soll euch allen denn noch der Tod, ehe ihr euer Zögern aufgebt, den Strich setzen?

Wilh. Müller.



„Daß es falsche Münzen gibt, zeigt den Wert der echten; Heuchelei ist kein Argument gegen wahre Frömmigkeit, sondern dafür.“

* * *

„Etwas ganz Neues, Röstliches brachte uns Jesus von dort und ließ es uns hier — Liebe, die Atmosphäre des Vaterhauses.“

Aus der Briefmappe des Evangelisten



Fr. Dr. R. Ihre Schilderung, wie es kam, daß sich die Abonnenten auf mein Blatt an Ihrem Wohnort fast ganz verkrümmelt haben, ist allerdings be-
trübend. Darnach hat der erste „Agent“ die Hefte unregelmäßig bestellt, —
einmal für drei Monate zusammen; oft hat er nicht mehr gewußt, wer was
erhalten! — wodurch in wenig Jahren von sechzig Abonnenten nur noch etwa
dreißig treu blieben. Der zweite Vertreter soll es noch schlimmer gemacht und
die Zahlungen für sich verbraucht haben. Da kann ich nur raten, daß man da,
wo das Blatt einem nicht durch eine vertrauenswürdige Buchhandlung zugeht,
es direkt bei Herrn M o m b e r in F r e i b u r g i. Br. oder bei der Post bestellt.
Alle Verschleppungen und Versäumnisse wird man jetzt im Lande des Stück-
werks nicht ausmerzen können, aber bei etwas gutem Willen könnte vieles
anders werden. Hätten Sie mir über jene Bummelerei vor vier Jahren ge-
schrieben, wäre dort eingeschritten worden.

L. E. Klagen Sie nicht über die vielen Aufgaben, die Ihnen der Herr
stellt! Denn jede solche Aufgabe zwingt uns zum Fragen und seine erfahrenen
Hilfen geben uns die Antworten. Menschenfragen und Gottesantworten!
Nicht nur eine meiner Predigtbücher heißt so, sondern mein ganzes Leben war
so! Wer viel fragt, kriegt viel Antwort. Wer in falscher Bescheidenheit oder
Angstlichkeit oder Selbstgenügsamkeit gar nicht fragt, (Parasit!) kann sich dadurch
an sich selbst, an Gott und am Nächsten versündigen. Das waren die
schlimmsten, üdesten Zeiten meines Lebens, in denen ich am wenigsten fragte!

Haackelberg. Nein, ich glaube nicht an einen besonderen Fluch, der sich
in dem gehäuften geschäftlichen Mißgeschick auswirkt, das Sie mir schilderten.
Ich meine, es könnte einen ganz andern Schlüssel geben! Vor Jahren, als Ihr
Geschäft glänzend ging (wer sagte mir doch damals mit strahlendem Antlitz:
„O, ich verdiene Geld, wie Heu!“) warnte ich Sie, sich nicht vom Geld ge-
fangen nehmen zu lassen. Damals erwiderten Sie gekränkt: „Ich bitte jeden
Tag, der Herr wolle mich vom Geld losmachen.“ Nun, jetzt wird Ihr Gebet
erhört! Weil Sie es in jenen guten Jahren nicht verstanden, genug Geld für
Gottes Zwecke wegzuschicken, wird dieses Pfund Ihnen weggenommen und
einem Andern gegeben. Verhungern werden Sie nicht, Ihre Kinder auch nicht
— und um Kapitalien aufzuhäufen, sind Sie nicht zum Glauben gekommen. —

von P. Sie wundern sich, daß ich mich an dem „Feldzug gegen den Ge-
burten-Rückgang“ bisher in meinem Blatte nicht beteiligt hätte. Seit 22



Jahren habe ich in hunderten von deutschen Städten Sittlichkeits-Versammlungen gehalten und mehrere tausend Personen beiderlei Geschlechts seelsorglich beraten. Da hatte ich Gelegenheit den biblisch, hygienisch, national gleich wichtigen Standpunkt gegen die Verhütung der Empfängnis zu vertreten. Wenn jetzt auch Andere ihre Stimme erheben, freut es mich. Eine bessernde Wirkung verspreche ich mir aber nur bei Christen, die ihr eheliches Verhalten nach der heiligen Schrift zu regeln gewillt sind. Die eigentlichen Sünder wird man kaum erreichen, geschweige überzeugen. Darum werde ich in meinen Versammlungen und durch meine Sittlichkeitsbroschüren weiter arbeiten, wie bisher. Mein Blatt aber hat andere Aufgaben. —

„**Witwe**“. Ich kann Sie nicht trösten! Und wenn Sie es nicht lassen können, in der ersten Zeit täglich gegen Abend an Ihres Gatten frisches Grab zu gehen, um dort zu weinen, — dann sorgen Sie dafür, daß Ihre Kinder Sie sonst freundlich und gefaßt sehen. Nur noch eins: setzen Sie sich für zehn Minuten mit geschlossenen Augen in die Sophaecke, wenn niemand Sie sieht und denken Sie an Jesus! Strecken Sie die Laster Ihrer Seele nach ihm aus, der Sie mit höherer, reinerer Liebe liebt, als Sie sonst je geliebt worden sind. In der unsichtbaren Welt schlägt sein Herz für Sie so warm und freundlich, — seine Augen möchten Ihren Blick auf sich ziehen, — seine Hand möchte Ihre fassen und führen und Ihnen unsäglich wohl tun. Sie ahnen noch gar nicht, wie das Liebesbedürfnis Ihrer jetzt vereinsamten Seele sich steigern wird, wenn Sie Jesus wirklich lieben und wie selig und süß es bisweilen schon hier gestillt werden wird. Ihre Erdenliebe zu Ihrem Gatten war nur ein Vorhof, — die Liebe zu Jesus wird zum Heiligtum und seine Liebe bricht aus dem Allerheiligsten hervor. Heute bin ich Prophet: Sie werden noch mit Jauchzen und Danken vor sein Antlitz kommen und sich mancher Stimmung und mancher Klage von heute schämen im schönen Glanz der neuen echten Liebe, die über alle Erdenliebe geht, wie die Sonne alle Menschenherzen überstrahlt

M. R. Inserate, Briefkastenfragen und ähnliches muß, wenn es in der nächsten Nummer zum Abdruck kommen soll, spätestens bis zum 14. des Mts. in unsern Händen sein, sonst wird es erst sechs Wochen später erscheinen.

„**Fred**“. Sie endigen Ihre Leidensepistel mit dem Satz: „Stellen Sie sich vor, was das für einen kräftigen Mann von 51 Jahren bedeutet, wenn der Spruch der Ärzte lautet: Sie werden noch jahrelang leben, aber Ihr Bett nie mehr verlassen!“ Nun, dann nehmen Sie sich Colosser 1,24 vor und v. 27! Nicht daß Sie im Bett bleiben, ist die Hauptsache (übrigens können sich auch tüchtige Ärzte mal täuschen!) sondern daß Christus in Ihnen bleibt. Denken Sie dem nach, was dann Ihr Siechtum Andern nützen kann, wenn Christus in Ihnen lebt, regiert, waltet und wirkt, als Ihr Geheimnis und Ihr Glück, Ihr Curs und Ihr zweites Ich! Segensquellen durch Leiden erschlossen!

O. W. Ihre Nachricht interessiert mich, daß es jetzt einen „Laienbund der Messiasfreunde für Israelsmission“ in Berlin giebt. (Berlin No. 37 Ra-



stanienallee 22.) Meine Stellung zur Judenmission ist die: bis die Zeiten der Heiden nicht vorüber sind (Römer 11,25), wird es keine eigentliche Bekehrung Israels geben. Natürlich soll man ihnen das Heil bezeugen und wenn das von diesem neuen Bunde besser geschieht, als bisher von der lauen Christenheit, soll mich das freuen. Jedenfalls lassen Sie mich wissen, wenn man bei Ihnen über Statuten und Geldsammlungen hinaus ist und wirkliche Arbeit einsetzt. Wer sich mehr für die Sache interessiert, kann sich „die Grundsätze“ von H. D. Weber, Charlottenburg, Pestalozzistr. 106 II schicken lassen. —

H. L. „Die Auferstehung des Fleisches“ (Stadtmission Berlin M. 2.50) behandelt die Fragen, welche Sie von mir beantwortet wissen wollten. „Die Kinder vom toten Hofe“ (W. Romber, Freiburg i. Br. br. M. 3.50 geb. M. 4.50) will gegen die Hintertreppen-Romane eine spannende Volkserzählung bieten. Ist sie Ihnen zu teuer, dann fragen Sie, bitte, in den Leihbibliotheken danach.

— Vom Büchertisch —



Andreas Murray. *Herr, lehre uns beten!* Rassel, Röttgers Verlag, 40 Pf.

Das Büchlein erinnert an mein eigenes „Lernst du beten?“ (Verlag von Max Koch, Leipzig. 1 Mk.). Es sind auch kleine Betrachtungen und Gebete für einen Monat. Aber sonst ist der Unterschied groß; die Art ist eine andere. Mancher hat von Murray mehr Anregung und Vertiefung, als von mir.

Ch. Mary Yonge. *Der Erbe von Redelyffe.* Volksausgabe, 4. Aufl. Dresden, Angelsen. 3 Mk.

Vierzig Jahre sind vergangen, seit ich zum ersten Mal diese ergreifende Geschichte gelesen! Wie hat sich seither mein Urteil und Geschmack verändert! Und doch, trotz der englischen Breite und dem Haften an Kleinigkeiten wirkt es wieder nach einer Seite hin so ganz besonders auf mich: es packt das Gewissen! Man muß sich vor der feinfühligsten gewissenhaften Verfasserin einmal über das andere ordentlich schämen. Dazu ist das Christentum vorsichtig hinter den Herzen und ihrem Erleben aufgestellt, wie ein Licht hinter einem Transparent. Ich kann das Buch aufs Wärmste empfehlen.

Runa (E. Beskow), *Aus dem Staube empor.* Eine Erzählung aus dem Schwedischen. Hamburg, Raues Haus, 4 Mark.

Eigenartig, zum Nachdenken anregend, zum Widerspruch reizend, stürmischen Beifall weckend — so ist dieses Buch wieder, wie eine unberechenbare nordische Landschaft. Übelnehmen kann ich es der begabten Dichterin nicht, daß eigentlich der tiefste Ton aller ihrer Romane die Bekehrung ist, — denn das ist ja auch meiner Bücher und Reden eigentlichstes Thema und meiner



Tage Arbeit und meines Bestens Federkraft! Jesus ist der eigentliche Inhalt des Menschenlebens: aus seinem Anteil an unserem Leben quillt das Interesse und der Wert unseres Daseins.

Geh. Oberkirchenrat D. P. Bard: Das Christentum und die Intelligenz, Schwerin, Bahn'scher Verlag, 80 Pfg.

Eine kleine, aber klare Arbeit, die jedem, der apologetische Vorträge zu halten hat, nur warm empfohlen werden kann. Ich würde sie auch Studenten schenken, denen die Grundlagen ihres Glaubens wankend geworden sind.

E. Müllenhoff, Nach eigenem Geseh. Erzählungen. Heilbronn, Salzers Verlag, broch. Mk. 1.80, geb. Mk. 2.50.

Jede dieser kleinen Erzählungen hat eine ergreifende, fast möchte ich sagen, beschämende Spitze; man wird den Haken der Gewissensfrage nicht los: würdest du auch so gehandelt haben? Selbstlose, aufopfernde, rührende Menschen werden hier geschildert und die Kunst der Darstellung ist so groß, daß man überzeugt wird, sie hätten alle wirklich so existiert und so gehandelt. Jedenfalls ein feines Büchlein!

„Am Wegsaum“, Jahrgang V, ein Jahrbuch für das deutsche Haus, herausgegeben von Paul Blau. 280 Seiten Oktav, mit Originalbuchschmuck und einigen Kunstdruckbeilagen. Verlag der Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg 26. Eleg. geb. Mk. 3.—

Der diesjährige Band des schnell beliebt gewordenen Jahrbuches scheint mir besonders gelungen zu sein. Es wird doch wohl nicht an meiner besonderen Stimmung gelegen haben, daß ich das Buch mit steigender Anteilnahme las! Ich bin erquickt, befriedigt und angeregt zugleich. Man kann dem Herausgeber für seinen Geschmack in der Auswahl des Inhalts nur dankbar sein. Es sind wertvolle Klänge angeschlagen und sie werden ein Echo wecken in guten deutschen Familien. Die Ausstattung ist tadellos und entsprechend.

D. C. Schneller. Credo. Das apostolische Glaubensbekenntnis in 18 Predigten. Leipzig, Wallmann, Mk. 3.—

Das Buch hat mir manche Anregung und Freude gemacht. Mehrere der Predigten bieten das Beste, was man über den Gegenstand nur sagen kann. Eine — die über die Auferstehung stimmt fast Wort für Wort mit dem, was ich in meinem Buche „Auferstehung des Fleisches“ auch ausgeführt habe. In der Zeit des Kampfes um das apostolische Glaubensbekenntnis ist das Erscheinen dieses Predigtbandes freudig zu begrüßen, obschon es nicht auf Kampf und Streit gestimmt ist. Aber es kann manchem, der nun einmal doch mitkämpfen muß, den „Bund“ stärken.

E. Schreiner. Hinein in's Heiligtum, Stuttgart. Christliches Verlagshaus, Mk. 1.30. Gebetbücher braucht der rechte Christ nicht: Wer soll selbst kindlich und freudig mit dem Vater reden durch Jesus; aber Gebetsgedanken und Gebetsmahnungen, wie sie dies warmgeschriebene Büchlein bringt, können über manche Anlust zum Gebet hinüberhelfen und einen anregen, wo man lau oder schlaff oder träge ist. Daher kann ich diese Anregung bestens empfehlen. — (Auch sei auf das diesbezügliche Inserat auf dem Umschlag angelegentlich verwiesen.)



Verschiedene gute Kalender.

Christlicher Volkskalender 1914. Diakonissenanstalt Kaiserswerth, 50 Pfg.

Der ausgezeichnet redigierte Kalender enthält dieses Mal unter anderem das Lebensbild der Kurfürstin Elisabeth von Brandenburg und die höchst spannende Schilderung von Stanley's Lebenswandel. Die zahlreichen Bilder sind eine wertvolle Zugabe. Für 50 Pfg. eine staunenswerte Leistung!

Martha-Kalender, Ein Jahrbuch für Frauen und Jungfrauen. Berliner Stadtmission. 25 Pfg.

Ein reizend ausgestatteter und inhaltlich wertvoller Kalender für die Frauenwelt. Was für ein Absatz wird wohl erwartet, wenn man das Alles für 25 Pfg. bietet!

Der deutsche Volksbote, Berliner Stadtmission. 50 Pfg.

Wer dieses stattliche Buch mit seinen vielen schönen Geschichten und praktischen Hinweisen zur Hand nimmt, wird sich erst recht über den geringen Preis wundern. Es ist eine wertvolle Gabe fürs deutsche Volk!

—Reiseplan—

2.— 11. November, Leipzig.

16. November, Freiburg i. Br.

23.—28. November, Heidelberg.

30. Nov. bis 5. Dez., Potsdam.

7. u. 8. Dez., Berlin (Sirtus Busch,
Abends Stadtmission,

8. Dez., Friedrichshain).

1914.

11.—20. Januar, Dresden.

21. u. 22. Januar, Berlin.

25.—30. Januar, Thorn.

1.—19. Febr. Posen (Stadt und Prov.).

20. Februar, Wronke.

3.—11. März, Hamburg.

12.—18. März, Stettin.

19.—24. März, Frankfurt a. d. O.

Nach Ostern: Eilenburg, Breslau, Liegnitz.

2 Chron. 15,7.

Bezugsbedingungen

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen M. 3.50
Bei direkter Zusendung unter Kreuzband M. 4.— Einzelnummer 35 Pfg.

Herausgeber Pastor S. Keller in Freiburg i. Br. — Verlag von Walter
Möhrer in Freiburg i. Br. — Druck v. Hamerschlag u. Kahle, G.m.b.H.
in Freiburg i. Br.

Auf Dein Wort

12. Jahrgang.

Heft 3.

Dezember 1913.

Still — Heilig!

Dies Jahr will's gar nicht Weihnachten
werden,
Kein Florentanz, kein Schnee auf Erden
In meinem Herzen nicht feierlich still.
Dies Jahr es wirklich nicht weihnachten will.
Ich stehe am Fenster — es dämmert schon. —
Horch, nebenan ein schwingender Ton,
Ein Flüstern, ein Knistern, ein Kind, das
lacht —

Dann tönt es frohlockend: „Stille Nacht.“
Still — heilig. — Still? Heilig? Ja mein
Herz,

Nun suchst du auf in scharfem Schmerz.
Hast du's vergessen? heilig und still
Der Herr auch dich heut haben will.
„Heilige Nacht“ es wieder klingt.
Nun ja — es ist ein Kind, das singt,
Ein Kind, das träumt, ein Kind, das lacht,
Das kann wohl noch singen „Heilige Nacht.“

Wir — nein, uns ist das Leben zu schwer,
Wir wissen von heiliger Stille nichts
mehr.

Hör nur den heißen, begehrenden Schrei.
Meinst du, daß dein Herz stille sei?
Und glaubst du, heilig wäre ein Leben,
Dem Zweifel, der Sünde dahingegeben?
— Ich wende mich in das helle Zimmer,
Das heilige Lied erklingt noch immer.

Ich stehe und lausche. „Halleluja“
Zubelt es auf, „der Retter ist da.“
Der Retter? Wirklich? Hat diese Nacht
Auch dir und mir den Retter gebracht?
Auch uns, deren Leben Sünde zerrüttet?
Auch uns, denen Zweifel das Heil'ge ver-
schüttet?

Uns, deren Herz heiß und unheilig ist?
Kam für dich und mich auch der Retter
Christ?

Und weißt du von heiliger Stille noch nichts,
Zweifeltst du noch am Siege des Lichts,
Sei still und schweige,
Bis daß Jehova durch seine Nacht
Das heilige Wunder der stillen Nacht
Auch dir erzeuge.

Ilse Bronisch.





Am Weihnachtsabend.

Ein Stimmungsbild.

„Fürchtet euch nicht; siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids.“

Wie sich doch manches mit den Jahren ändert! Früher, als unsere Kinder klein waren und ich im Pfarramt stand, war der 24. Dezember einer der unruhigsten, arbeitsreichsten Tage für mich. Bis zum letzten Augenblick, ehe der Christbaum für meine Familie angezündet wurde, hatte ich alle Hände voll für Andere zu tun. Jetzt ist es stiller. Die Meinigen gehen nach dem Kaffee zu einigen armen Familien oder einsamen Kranken, um ihnen eine Bescheerung zu bringen und zwischen fünf und sieben Uhr ist der alte Vater ganz frei. Da liebe ich es den Schloßberg zu besteigen, wo um die Zeit am dunklen Abend kein Mensch mir begegnet, und mich dort auf eine Bank zu setzen, von der ich unsern schönen Münsterturm sehen kann. Die letzte Helligkeit der Sonne, die längst hinter den milden Zackenlinien der Vogesen versunken, vermischt mit dem Widerschein der Stadtbeleuchtung läßt die feine Filigranarbeit des wundervollen Turmes deutlich erkennen. Steht er nicht da, wie ein Christbaum, dem nur die Lichter fehlen!

Und man kann da so schön träumen, während die große Münsterglocke ihre ergreifenden tiefen Töne zur Christfeier erklingen läßt! Wie ich die Augen fest gebannt an den Turmcontouren hängen lasse, denke ich, es wäre ein Riesenengel, der seine Flügel über die Stadt herabsinken läßt. Rechts ist es dunkel unter diesem Flügel. Ist das die berühmte deutsche Weihnachtswehmut, die alte Kindererinnerungen mit weichem Wurfe austreut? Und dort links wirkt das Licht aus der Stadt einen helleren Ton; das wird die Weihnachtshoffnung sein, die wir uns nicht nehmen lassen können! Sind doch im Texte auch die beiden Klänge angedeutet: „Fürchtet euch nicht“ — es gibt also etwas zum Fürchten! — und „große Freude“ — es gibt also etwas zum Freuen!

Für die erste wehmütige Stimmung mit dem Grunde zum Fürchten paßt der Brief, den ich von der Wasserkaute erhielt. Er berichtet von einer wahren Weihnachtsbegebenheit, die erschütternd



genug ist. Am 24. Dezember macht sich ein junger Seemann von der Navigationschule auf den Weg nach Hause, nach einer der kleineren ostfriesischen Inseln. Er kommt an den Deich, findet ein Boot und Schiffer darin, die bereit sind ihn überzusetzen. Sie fahren im kalten Nebel herüber und knirschend schneidet der Kiel in den Ufersand. Er steigt aus und das Boot fährt zurück, um bald im Nebel zu verschwinden. Der Jüngling eilt in der bekannten Richtung heimwärts, — aber — was ist das? Er läuft vor Wasser. Sollte er sich geirrt haben? Er geht nach der andern Seite und bald ist er wieder vor Wasser. Wie ist das möglich? Nichts als Nebel ringsum und nichts als das unheimliche Gurgeln und Rauschen der steigenden Flut. Plötzlich wird es ihm klar: sie haben ihn nicht am Strand der väterlichen Insel abgesetzt, sondern auf einer Sandbank im Wattenmeer. Jetzt weiß er, daß er verloren ist! In kurzer Zeit wird die Flut hier so hoch sein, daß er ertrinken muß. — Einige Wochen später treibt auf Wangeroog eine Zigarrenkiste an, mit Bindfaden zusammen gebunden und drin ist ein Notizbuch, drin steht die Adresse der Eltern und wie es ihm ergangen ist. Er ist nicht in Verzweiflung dahin gefahren. Er gedenkt seiner Mutter und gibt ihr den Trost, daß Gott ihm die Augen aufgetan und als Weihnachtsgeschenk in der Flut die Vergebung der Sünden gegeben habe. Jetzt ist das Wasser bis an die Kniee. Von Fern hört er dumpfe Glockentöne. „Jetzt geht ihr gleich zur Kirche, bittet für mich Armen, daß Gott mir gnädig sei. . . . Ich grüße euch zum letzten Mal. Gott ver-gebe mir meine Sünde und nehme mich zu sich in sein Himmelreich. Amen.“ So schließt der Brief. Nicht zu Weihnachten nach Hause gekommen und doch zu Hause? Wie mag das alte Schiffergebet ihm dort im Sterben so wichtig geworden sein:

„Einst in meiner letzten Not
Daß mich nicht versinken!
Soll ich von dem bittren Strom
Well' auf Welle trinken,
Reiche mir dann liebentbrannt,
Herr, Herr, deine Glaubenshand!
Christ Kyrie!
Komm zu uns auf den See!“

Weihnachtswehmut! Wieviele mögen sie heute Abend haben, die nicht heimkommen, weil sie kein Heim haben, oder weil sie



Weg und Steg verloren haben in der steigenden Flut des Abfalls! Wie weh tut's, wenn man sich sagen muß, daß man die bittere Einsamkeit zu Weihnachten selbst verschuldet habe durch Überwuchern der Selbstsucht! Wie, wenn Jesus heute Nacht doch zu diesen Versinkenden kommt und streckt noch einmal die Hand nach ihnen aus? Sollte er, der am ersten Weihnachten keinen Raum in der Herberge fand, nicht sie noch heimbringen können, ehe es zu spät ist?

Weihnachtswehmut! Die fernen Lichtlein in der dunklen Stadt unter mir flimmern plötzlich so eigen, als wollten sie sich nebeneinander aufstellen, wie in eine lange Reihe zerfließend. Jetzt weiß ich was das ist: es sind alle die vielen Christbäume meines Lebens, die ich je gehabt! Ist nicht mein Leben durch sie gezeichnet? Wieviel Liebe und Freude ist mit ihnen dagewesen und mit ihnen erloschen? Und was steht einem noch bevor?

Regnet es, daß mir ein Tropfen auf die Wange fiel? Du wirfst doch nicht weinen hier oben, du alter Träumer? Der andere Flügel ist ja doch Weihnachtshoffnung! Noch steht der Christbaum wie ein Gottesengel in unserm Vaterland. Er steht zwischen Arm und Reich, daß die Kluft zwischen ihnen nie so groß ist, wie heute, und doch füllt er die Kluft aus! Wieviel tausend Weihnachtsbäume stellt die Liebe der Begüterten heute auf für die Ärmern, Verlassenen, Kinder, Kranken und Gefangenen! Sollte man da gar nichts zu hoffen haben? Wird nicht noch manches Auge feucht und manches Herz weich werden dabei und dadurch? Nimm diesen Wald von Christbäumen an einem einzigen Weihnachtsfest fort und der Sammer und der Schmerz wäre erdrückend!

Weihnachtshoffnung! Wie sagt doch Luther: „Darum spricht der Engel: „Ich verkündige euch große Freude.“ Und das ist eine rechte, große Freude. Wollte Gott, wir ließen uns dieselbe so gern eingehen, so gerne sie der Engel hat ausgesprochen. Wie heißt denn die Freude, damit ein Christ umgehen soll? „Euch,“ spricht er, „ist geboren der Heiland.“ Wie könnte er fröhlicher reden? Er will sagen: Singt, springt, laßt alle Freude fahren und nehmt diese Freude an. Jetzt habt ihr alle Furcht und Herzeleid; nun aber ist euch ein Heiland geboren, welcher nicht allein ist ein Mensch geboren, der euch gleich ist, sondern der euch auch gegeben ist, also daß seine Geburt und alles, was er hat, soll euer sein. Das liebe Kindlein läßt man liegen in der Krippe, so uns doch bescheert ist. Wollt



Gott, ich könnte mich auch über dem Kinde also freuen, wie das Puppenwerk sonst die Kinder erfreut.“

Weihnachtshoffnung! Ich weiß keinen Gegenstand in all den glänzenden Kaufläden der weiten Welt, den ich heute brennend gern in die Hand gelegt bekommen müßte, um dran wahrhaft froh zu werden! Aber daß ich an meinem Heiland eine so echte, resolute Freude habe, weckt in mir die herrliche Hoffnung auf ein Weihnachtsfest der Zukunft, wo der Vater im Himmel die Bescheerung aufgebaut haben wird und ich darf dann geworden sein wie ein Kind, mit Tauchzen in den hellen Saal der Ewigkeit gehen, um Jesum ganz geschenkt zu erhalten für immer! Denn von dieser Festeshöhe gibts keinen kümmerlichen betrübten Abstieg mehr in's Tal der nüchternen Alltagswelt: der schöne Glanz der ewigen Freude nimmt nicht mehr ab und ich werde stark genug sein, ihn zu ertragen und zu genießen ewiglich!

Es tropft schon wieder an der Wange: gib'ts doch noch Regen oder Schnee heute Abend? Ich weiß nicht, — aber es schlägt dreiviertel Sieben! Ich muß heim zur Bescheerung der Meinen unterm Lichterbaum! —



Nicht nur für das physische, sondern auch für das seelische, moralische Leben ist Heiterkeit von unschätzbarem Werte. Man kann sich gesund lachen. Frohsinn ist Gottes Arznei, jeder sollte darin baden. Kümmernisse und Sorgen, Not und Verdrießlichkeiten, der ganze Rost des Lebens müßte mit dem Öl des Frohsinns abgerieben werden.

(Sinet Marben).

* * *

„Was würdest du sagen, wenn dich einer hieße am Wege einen großen Balken aufzuladen und ein Stück weiter zu tragen,“ damit ihn dein Feind wieder zurücktragen kann? Ausgemachten Blödsinn würdest du solches nennen. Der Nervöse allerdings ladet sich manchen solchen Balken auf, ächzt und leucht ein ganzes Leben damit her, bricht gelegentlich sogar darunter zusammen“. (Dr. D. Schär). Überlaß doch Gott die Rache und halte dein Herz für zu schade für solche sinnlose Erregungen. Bete und lehre dich dann zu nützlicher Arbeit!



Der Krug.

Wir sollten mit uns tragen immer, immer
Ganz heimlich, ja und wenn ihr's wollt, verhüllt
— Obzwar sich schlecht verbirgt sein heller Schimmer —
Das Krüglein Dank! — Wie manchen Becher füllt
Der Wanderer sich an der Erde Quellen
Und schöpft sich Lust daraus und bitteres Leid!
In diesen Krug gehören nur die hellen,
Die reinen Wasser, ob auch dunkle Zeit
Ihm ihre schweren Tropfen hat zu geben;
— Wie Tränen schimmernd fallen sie hinein —.
Und jede Stunde dürfen wir ihn heben
Und niemals, niemals braucht er leer zu sein!
Nein, immer schwerer unsre Hände tragen
Und immer lieber wird uns nur der Krug.
Uns segnet Gottes Lieb' an allen Tagen,
Da scheint er nie uns voll und groß genug,
Der Dankes Krug! — Laßt ihn uns immer, immer
Nur mit uns tragen, wenn ihr wollt, verhüllt;
Es überglänzt ja doch sein heller Schimmer
Das Leben dessen, der ihn betend füllt!

M. Teesche 1912.



Berichtigung.

In dem Gedicht „Die Schwalbe“ Oktoberheft 1913 S. 10 hat sich ein sinnstörender Druckfehler eingeschlichen. Es muß in der 7. Zeile von unten heißen: „im“ — statt „am“ Meer. —



Ihr Christkind.

Eine Weihnachtsgeschichte.

Nach einer Skizze von Florence Guertin Tuttle.

Frei erzählt von M. Deermann.

Sie waren fünfzehn Jahre verheiratet und waren kinderlos. Für Marianne Mangold war es eine harte Enttäuschung gewesen. Johann Mangold hatte weniger an das Kind, mehr an den Erben gedacht. Es war ihm nie der Gedanken gekommen, ein Kind zu adoptieren. Das Gesetz konnte ihm nicht geben, sagte er, was er eben nicht hatte.

Aber nun sollte der Herzenswunsch beider erfüllt werden! — Es war die tiefste Bewegung und die verzehrendste Angst seines Lebens, in der Johann Mangold jetzt vornübergebeugt im Vorzimmer des Stadthospitals saß. Er wartete darauf, daß man ihn zu seinem Weibe rufen würde.

Jemand berührte seine Schulter. „Sie können jetzt einen Augenblick zu Ihrer Frau hineingehen, Herr Mangold,“ sagte die Stimme eines Arztes.

„Wird sie — leben?“ formten seine trockenen Lippen.

„Wir hoffen es.“

„Und das Kind?“

„Ein feiner Junge!“

Das Wunder „Geburt“ erweckt mit seinem geheimnisvollen Bruder „Tod“ die gleichen Gefühle. Johann Mangold war ganz benommen vor Ehrfurcht, als er das Krankenzimmer betrat. Er konnte nur neben dem Bette in die Knie sinken und das Gesicht in den Händen verbergen.

„Lieber Junge!“ sagte eine schwache Stimme, und eine zarte Hand tastete sich mühsam nach seinem Kopfe.

Schluchzen erschütterte seinen Körper. Sie wartete einen Augenblick, dann sagte sie mit überwältigendem Stolz: „Willst du uns nicht einmal ansehen, Johann, mich und deinen Sohn!“

Er konnte es sich nicht zumuten, zu sprechen. Aber er küßte die Hand seines Weibes; dann kam der Arzt und führte ihn hinaus.

Draußen wanderte er weit fort ins Freie, bis die erste roten Streifen den neuen Tag anfügten.

*

*

*



Solche Tage vergehen schnell! Regelmäßig morgens und abends kam der glückliche Vater zum Hospital. Das Zimmer seiner Frau ward zu einem Rosen- und Liliengarten. Wenn er seine Frau ansah, war es ihm beinahe, als müsse er sein Gesicht vor dem Glanze auf dem ihren verhüllen, so freudengesättigt, so freudengeheiligt war es! —

Einige Abende vor Weihnachten kam er erst sehr spät zum Krankenhause, ein Geschäft hatte ihn abgehalten.

Als er den langen Korridor entlang ging, hörte er Stimmen aus einem kleinen Zimmer, das für die Pflegerinnen separiert war, und in dem die jungen Ärzte, die Nachtwache hatten, Kaffee zubereitet bekamen.

Er hörte, wie eine Frauenstimme leise, aber deutlich sagte: „Haben Sie je zwei Menschen gesehen, die sich so um ihr Kind haben? Wie schrecklich, wenn sie die Wahrheit hören!“

„Wann wird man es ihnen sagen?“ fragte eine männliche Stimme.

„Dr. Thiele meint, am vierzehnten Tage dürfe er es wagen; heute ist erst der zwölfte Tag.“

Johann Mangold blieb stehen. Von wem sprechen Sie? Sein Kind war gerade zwölf Tage alt! Es war als legten sich eiserne Klammern um sein Herz und preßten es fest zusammen. Er ging wie geistesabwesend weiter und betrat dann das nächste Zimmer, dessen Thür er offen fand. Es war ein kleiner Operationsaal. Nur ein schwaches Licht brannte drin, die Einfachheit des Raumes schien so kahl und nackt. Alles war weiß und von peinlichster Sauberkeit. Wie gewissenhaft diese Ärzte auf Reinlichkeit hielten! Ob sie auch sonst wohl so waren, oder ob sie ihm ein Geheimnis vorenthielten, das er wissen mußte! —

War sein Kind schwachsinzig? fragte er sich; war es taub — blind?

Es kam etwas Ruhe über ihn; seine Frau war nicht die einzige Mutter im Hospital. Es würden wohl noch mehr zwölftägige dort sein! —

Aber der nächste Morgen, nach einer schlaflosen Nacht, sieht ihn bei Dr. Thiele. „Ist da irgend etwas nicht in Ordnung mit meinem Sohne?“ fragt er ihn direkt.

„Ja,“ antwortet der Arzt fest, „wir wollten es Ihnen nur jetzt noch nicht sagen.“



Johann Mangolds Augen verengerten sich zu einem schmalen Spalt.

„Sagen Sie es!“

„Das Kind bei Ihrer Frau — ist nicht Ihr Kind!“

„Wessen ist es!?“

„Das Kind einer armen Frau, deren Mann sie verlassen hat. — Ihr Kind ward tot geboren! — Ihre Frau war sterbenskrank; wir wußten, daß nur eins sie retten würde. Lebenstrieb ist stark, aber Muttertrieb ist stärker! — So gaben wir ihr das fremde Kind. Die rechte Mutter weiß nichts davon, sie ist noch immer totkrank. — Es handelte sich um das Leben Ihrer Frau, Herr Mangold!“

„Herr, wie konnten Sie . . .!“ schrie dieser auf.

„Ihre Frau hatte Krämpfe, und wir gaben ihr Morphium. Als sie erwachte, fragte sie nach ihrem Kinde. Die Wahrheit hätte sie getötet. So beschloßen wir, ihr dieselbe Chance zu geben, die wir der ärmsten Frau im Hospital gewährt hätten. Wir hatten ein zwei Tage altes Kindchen, ganz unwillkommen und ungeliebt. Dieses Kind legten wir Ihrer Frau in den Arm, und sie gesundete. Das Kind hat sie gerettet. — — Nicht wahr, Herr Mangold, die Täuschung war Pflicht!“

Lange sprach keiner. Endlich sagte der andere mühsam: „Das klingt alles sehr korrekt! — Sie müssen mich entschuldigen, ich kann es noch nicht fassen, daß es mich angehen soll; — und meine Frau!“

Er erhob sich langsam wie ein alter Mann.

*

*

*

Am nächsten Morgen nach der Visite läßt sich Doktor Thiele nicht direkt nach seiner Wohnung fahren, sondern zunächst zum Geschäftsviertel der Stadt, zum Kontor des Herrn Mangold.

„Ich habe gute Nachricht für Sie!“ ruft er mit absichtlicher Fröhlichkeit. Er bemerkte wohl die hohlen Augen des Angeredeten. „Die Mutter jenes Kindes starb heute morgen; es hindert Sie nun tatsächlich nichts, das Kind Ihr eigen zu nennen.“

„Meine Frau mag entscheiden,“ sagt der andere müde. — Am Abend sagte er es ihr. Es war Weihnachtsabend und der vierzehnte Tag, gerade wie es vorher geplant war. Er wußte nachher nicht mehr, wie er es gesagt hatte. Sie waren allein, nur das Kind war auch da.



Er würde nie ihre Augen vergessen! Sie wurden erst ungläubig, dann merkwürdig dunkel, — und dann sah er etwas sterben drin. Sie sagte nichts, sie lag unheimlich still da.

Der Pflegerin ward gesagt, daß er die Nacht dableiben würde. Er saß in einem Lehnstuhle an ihrem Bette und hielt ihre Hand.

„Friede auf Erden, den Menschen ein Wohlgefallen!“ richtig, es war ja Christnacht.

Sie sprachen die ganze Nacht hindurch kein Wort, aber der Mann merkte es, seine Frau war hellwach. Am nächsten Morgen war sie sehr blaß, aber ihre Augen hatten einen merkwürdigen Glanz.

„Ich habe diese Nacht mit meiner Seele gerungen, Johann,“ sagte sie leise. „Zuerst war es mir, als hätte Gott mich verlassen; da war kein „den Menschen ein Wohlgefallen!“ Aber jetzt habe ich etwas gelernt. Jemand sagte zu mir: „Siehe, das ist dein Sohn!“

Johann Mangold senkte den Blick. Er konnte ihr Leiden eher ertragen, als ihre Festigkeit.

„Er ist nicht dein Sohn,“ murmelte er.

„Auch Johannes war nicht der Sohn der Maria,“ erwiderte sie.

„Sieh, das habe ich gelernt: Es ist leicht, das Eigene zu lieben, das ist eben natürlich. Aber wir, wenn wir nun einer solchen Aufgabe würdig erachtet werden, zu lieben, was nicht unser Eigen ist?“

„Wer weiß, was für Anlagen das Kind ererbt hat!“ erwiderte er.

„Ich glaube, Umgebung ist stärker, als Vererbung. Wo wäre sonst Hoffnung für die Menschheit! — Johann, nicht als Pflicht, als Vorrecht! Wollen wir es so lieben? Wollen wir die Ehre annehmen?“

Er wußte jetzt, daß sie ihre Entscheidung von dort geholt hatte, wohin er ihr noch nie hatte folgen können.

„Willst Du mir helfen, es zu unserem Glücke zu machen?“

„Was soll ich tun?“ fragte er heiser.

Ein Licht erstrahlte auf ihrem Gesichte. „Gieb mir auch Deine andere Hand,“ sagte sie. „Wir drei gehören zusammen. Willst Du auch geloben, was ich gelobt habe?“

Er sah sie an.

„Ich, Johann Mangold —“

„Ich, Johann Mangold,“ widerholte er.



„Verspreche feierlich, diesen mir von Gott gegebenen Sohn zu lieben und zu leiten.“

Einen Augenblick blieb es still im Zimmer. Dann war es, als gewänne ein fremdes Wollen Macht über ihn, und er wiederholte die Worte. —

Die Weihnachtsglocken läuteten draußen. „Denn uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben,“ sagte die Frau leise, dann sank sie in die Kissen zurück.

Johann Mangold erhob sich schnell, er fürchtete, seine Frau sei ohnmächtig geworden. Aber da schlug sie die Augen auf, und er sah, daß nur die Freude sie übermannt hatte.

Jetzt wurden auch seine Augen feucht. — Etwas Neues gewann Gestalt in ihm. Es war, als sähe er einen niegekannten, niegesehenen Pfad dicht vor sich, ja, als hätte er schon einen Schritt getan auf diesem schimmernden Wege! Und weiter, weiter sah er herrliche Fernen in einem neuen Lande. — Der Eindruck der neuen Lebens- und Liebesmöglichkeiten übermannte ihn, und es war wie ein seliger Klang in der Stimme, da er sagte: „Gieb mir das Kind, es ist mir auch gesandt, auch mir!“



Den Tag über, — den ganzen hellen Arbeitstag — kann einer leben wie ein richtiger Heide, der nichts glaubt, als was Mode ist im Kreise seiner Standesgenossen, aber in der Nacht der frommen Nacht, da wachen seine Kindereindrücke im Traume wieder auf und er steht am Weihnachtsbaum und singt und betet als ein frommes Kind! Wie er morgens erwacht, sieht er sich verwirrt um: wo ist er jetzt und wie hoffnungslos-öde und kalt sieht ihn die Wirklichkeit an! Wie schwer ist's doch mit solchem Herzen Heide zu sein! Und ehe er noch aufsteht, kommt sein Kind und setzt sich zu ihm aufs Bett und jubelt: „Heute Abend ist Weihnachten! Wati, freust du dich auch ein bisschen ordentlich? Ich möchte dem Heiland einen Kuß geben, daß er zu uns gekommen ist, denn Mutti sagt, davon haben wir Weihnachten . . .“ Armer Heide! Niemals ärmer, als heute! —



Der Christbaum als Staatsanwalt.

Vor einer Reihe von Jahren meldete sich in einer größeren Stadt Deutschlands ein ältlicher blasser Mann am dritten Tag nach Weihnachten bei der Staatsanwaltschaft und gab an: er sei der berüchtigte Einbrecher X . . . , der schon seit Jahren gesucht worden; er habe außer den ihm zur Last gelegten Verbrechen noch neun andere Einbrüche in dem letzten Jahr verübt und sein Gewissen lasse ihm keine Ruhe.

Der Staatsanwalt schickte nach den Akten und fragte den traurig und mit niedergeschlagenen Augen vor ihm sitzenden Verbrecher: „Wie sind Sie dazu gekommen, sich jetzt plötzlich dem Gericht zu stellen?“

Da erzählte der Mensch Folgendes:

„Unsereins hat Zeiten, wo man nichts vom Kalender weiß! Und so hatte ich vor drei Tagen absolut vergessen, daß Weihnachten sei, sonst hätte ich mich an diesem Fest wie sonst in irgend einer Raschemme der Großstadt versteckt gehalten! Man sagt, wir Diebe seien abergläubisch, wie sonst niemand. Ich weiß nur, daß ich vor Weihnachten seit dreißig Jahren eine Art Todesangst hatte! Nicht nur, weil einem da die Erinnerung an die selige Freude der reinen Kindertage¹ besonders stark zu kommen pflegt, sondern weil es ein Weihnachtsabend war, wo ich zum ersten Mal verhaftet wurde! Wie saßen unter dem brennenden Lichterbaum und meine nichtsahnenden Eltern hatten mich wie sonst liebevoll beschenkt. Die jüngeren Geschwister bekamen von mir wertvollere Geschenke als je und ich hatte den Eltern vorgelogen, daß mein Prinzipal mir eine größere Gratifikation zu Weihnachten geschenkt hätte. Statt dessen hatte ich in der Nacht vorher bei ihm den Kassenschrank erbrochen und über tausend Mark Bargeld erbeutet. Mitten im Jubel der Geschwister wird die Thür geöffnet und zwei Kriminalbeamte verhaften mich. Als mein Vater schier verzweifelt aufsprang, mich an der Hand faßte und fragte: ob ich schuldig sei, — konnte ich nicht leugnen. Da schlug er mir in's Gesicht und fluchte mir! Seither war ich nie mehr zu Hause und scheute den Anblick des Christbaums.



Vor einigen Tagen, — ich dachte nicht an Weihnachten, — erfuhr ich zufällig, daß der Rentner N. in der Färberstraße eine größere Hypothek zurückgezahlt erhalten und nach Hause mitgenommen habe. Ich ließ ihn noch einen Tag durch Kameraden bewachen und wußte, daß er weder zur Bank gegangen, noch mit der Post etwas abgesandt habe. Da bin ich denn in der Nacht vom vierundzwanzigsten auf den fünfundzwanzigsten durch den Garten auf die Veranda gestiegen, habe eine große Scheibe der Glastür leise eingedrückt und mir dann diese Tür aufgeschlossen. Als ich im Esszimmer meine elektrische Taschenlampe benutze, fahre ich zurück: da steht eine riesige dunkle Tanne, an der noch halbabgebrannte Wachskerzchen davon zeugen, daß man hier am Abend gefeiert hat. Rinderspielzeug am Boden, Naschwerk auf den Tischen — blitzschnell zaubert mir meine Phantasie alles vor, wie es am Abend hier fröhlich zugegangen sein muß. Mein Herz krampft sich zusammen! Ich sage ja, solch ein Christbaum ist mein Verderben! Die alten Erinnerungen tauchen auf und ziehen mich zu Boden! Ich konnte nicht anders: ich zündete eins der Lichtlein am Baum an, ließ mich in einen Lehnstuhl sinken und — weinte bitterlich. Die Kinderjahre, das Elternhaus, — jener Fluch des Vaters unterm Christbaum und mein ganzes elendes verdorbenes Leben seither hatten mich so in ihren Bann gezogen, daß ich meine Absicht ganz vergaß, hier zu rauben und stundenlang regungslos dasaß. Erst, als das Licht erlosch, fuhr ich auf. Jetzt konnte ich nicht mehr weiter auf meiner Bahn! Dort gelobte ich mir: das soll der letzte Schritt gewesen sein! Gleich nach den Feiertagen will ich mich selbst dem Gericht überliefern! Vielleicht komme ich im Kerker noch zur inneren Umkehr und dem Seelenfrieden, ohne den ich nicht mehr leben kann. Der Christbaum hat's mir angetan!"

Soweit erzählte der Staatsanwalt von dem Fall. Werden die Engel der Weihnacht nicht noch mehr zu erzählen haben von einem Sünder, der Buße getan hat? Wird er nicht im Kerker den kennen gelernt haben, der auch durch jenen Christbaum ihn liebevoll und nicht vergeblich gesucht hat . . . ?



Aus meinem Leben. 3.

Der Zuschnitt meines Lebens ward jetzt etwas anders. Seit die Mitforge uns tägliches Brot auf mir lastete, mußte manches kindische Treiben fallen. Im Garten bekam ich nach dem Schlaganfall des Vaters noch mehr zu arbeiten, die Pflicht in der Schule nahm mich jetzt, wo ich sie ernster nahm, ganz anders in Anspruch und täglich wollten noch ein paar Privatstunden, in denen ich kleinen Knaben Nachhilfestunden erteilte, erledigt sein. Dadurch allein ebhte die Freundschaft mit dem buckligen Kargel ab. Er selbst war ja auch jetzt nicht mehr auf mich allein angewiesen, weil seine Gesundheit sich so gebessert hatte, daß er zu einem Kaufmann in die Lehre kommen konnte. So kamen wir allmählich ganz auseinander. Seine Stelle in meinem Herzen nahm mein späterer Schwager Johannes von Törne ein, mit dem ich eine unvergeßliche elftägige Fußtour machte, die uns rings um die Insel Omsel führte.

Dann kam der Konfirmandenunterricht bei dem Onkel meiner Mutter, dem hochbegabten, bibelgläubigen Superintendenten und Oberpastor Eduard Hesse. Obschon ich eigentlich zu den Kindern gehörte, auf die man wohl das Wort anzuwenden pflegt: „nicht aus der Taufgnade gefallen“, stand es in meinem religiösen Leben nicht besonders gut. Gewiß, ich kann mich keines Tages erinnern, an dem ich gar nicht gebetet hätte; ich empfand auch Gottes Größe und Majestät wie eine schreckhaft nahe Felswand, die mich erdrücken konnte und doch kamen Stunden, wo ich in jugendlichem Übermut und Leichtfinn alle Eindrücke der ernsten Zeiten ausschaltete und unter den Kameraden als der lustigsten einer gefeiert wurde. War mir doch die gefährliche Gabe zu eigen, daß ich Lehrer oder Mitschüler in Gang und Sprache nachahmen konnte und witzige Verse, die blitzschnell entstanden, trugen mir Lachsalven der Kameraden ein. Hier lag wieder eine Gefahr für innere Verwahrlosung, die durch den Ernst der Lebensauffassung daheim und die gedrückte pekuniäre Lage erfolgreich bekämpft wurde. Hatte ich soeben noch die tollsten Späße zum Besten gegeben, konnte ich im nächsten Augenblick in die Einsamkeit flüchten und bitterlich weinen!

Der Konfirmandenunterricht war erstklassig und ich war einer der besten Konfirmanden, so daß mein Großonkel noch nach vielen



Jahren große Stücke auf mich hielt und zu einer Zeit, wo ich in St. Petersburg viele ungerechte Anfeindungen durchzumachen hatte, mich dadurch tröstete, daß er mir schrieb: er glaube an mich. Ich bewahre ihm das wärmste Andenken! Freilich war ich auch durch meinen Vater, was den Memorierstoff des Konfirmandenunterrichts anlangt, gut vorbereitet und mein lieber Religionslehrer (Vater jenes Freundes von Törne) hatte in der Schule dadurch nachgeholfen, daß er uns über religiöse Fragen nachdenken lehrte. Jedenfalls bin ich allen diesen Helfern dankbar, daß, was Menschen tun konnten, an mir geschehen war, um mir den Schatz des biblischen Glaubens klar und groß und wichtig zu machen. Erfast hatte ich das neue Leben von oben noch nicht: weder hatte ich die rechte Heilsgewißheit, noch lebte ich in der Zucht des heiligen Geistes, aber ich kannte den Acker, in welchem der gute Schatz verborgen lag und von dem Werte des Schatzes selbst war ich auch fest überzeugt. Wenn ich jetzt in Deutschland hin und her hören muß, was es für traurigen Religionsunterricht an manchen sonst gut geführten Gymnasien gibt, was für unchristliche Lehren manches Kind im freisinnigen Konfirmandenunterricht einsaugen muß, dann werde ich dankbar für das, was ich empfing. Nicht auf Bekehrung der Kinder kommt es in erster Linie an, sondern darauf, daß sie von der Schule und Kirche den heiligen Stoff zu einem neuen Leben in würdiger Form geboten bekommen. Taugt der Same nichts, was soll es dann nachher für eine Ernte geben!

Wäre mir damals, als ich etwa 17 oder 18 Jahre alt war, ein Mensch begegnet, der das Christentum als Leben und Forderung Christi, sich ihm ganz zu ergeben, in entsprechender Weise mir nahe gebracht hätte, etwa wie es in Deutschland in der Evangelisation jetzt geschieht, wäre ich wahrscheinlich mit Jauchzen ihm zugefallen. So aber blieb eine Art Angst vor dem puritanisch-strengen Christentum des Vaters und eine lebhafteste intellektuelle Zustimmung zu der lutherischen Lehre des Konfirmators war alles, was praktisch dabei herauskam. Ich war „noch nicht fertig mit Unartigsein!“ Meine Stunde war noch nicht gekommen!

Dazu war mein Interesse so vielseitig! Alles, womit ich mich beschäftigte, bekam gleich meine ganze sanguinische Begeisterung zum Geschenk, bis es mich gefangen nahm oder ein neues Interesse löste es ab. Mit welcher Begeisterung lernte ich Korbmacherei! Vier Monate später lehrte ich die Waisenknaben die paar Handgriffe und



schenkte ihnen meine Instrumente. Wieviel Herzblut wandte ich nicht unsern großen nationalen Dichtern zu! Ich gründete in Sekunda einen Literaturabend, an dem wir mit verteilten Rollen lasen und bisweilen stieg heimlich der Gedanke auf: du bist zum Schauspieler berufen! Aber solchen Gedanken trat der von klein auf mir als Lebensaufgabe vor der Seele stehende Predigerberuf wie eine Gewissensmahnung entgegen. Oder zu Zeiten war Schwimmen, Segeln und Jagen meine Schwärmerei! Jetzt muß ich über alle jene Sturm- und Drang-Krankheiten schreiben: da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und war klug wie ein Kind und hatte kindische Anschläge.

Eine Art angeborener Befähigung zum Unterrichten mit etwas Pflichttreue verbunden schaffte mir allmählich den Ruf: ich brächte meine Schüler wirklich voran und so stieg mein Ansehen und meine Einnahme als Lehrer! Immer wählerischer konnte ich werden in den Häusern, wo ich Nachhilfestunden gab. Meine Kleidung und meine Liebhabereien wie z. B. Bücher bezahlte ich längst schon selbst und konnte in Sekunda meiner Mutter schon in manchem Monat zehn oder fünfzehn Rubel zum Wirtschaftsgelde liefern.

So war ich in einige adlige Häuser gekommen und ein Baron v. B. wurde auf mich aufmerksam. Plötzlich machte er mir den Vorschlag, zuerst für die bei uns sehr langen Sommerferien auf sein Gut zu kommen und seinen ältesten, fränklichen Sohn zu unterrichten, sowie eine Bibliothek von ca. 6000 Bänden, die ungeordnet in einem großen Saale lag, zu ordnen und einen Katalog anzufertigen. Da er gut zahlte und mir nebenbei auch mancherlei Annehmlichkeiten winkten, wie ein eigenes Reitpferd und die Jagd, schlug ich ein.

Für meinen alten Menschen kam nun eine großartige Zeit, um die mich meine Mitschüler auch gründlich beneideten; und das Letztere pflegt ja zum Hochgefühl des Glücks in jungen Jahren zu gehören! Ein gewisses Wohlleben an Essen und Trinken, das gewaltig abstach von der schmalen Kost daheim! Kutschieren, Reiten, Jagen, Verkehr mit den adligen Kreisen, die damals noch ganz anders als heute durch eine gewaltige Kluft von gewöhnlichen Sterblichen getrennt waren, mein Herz, was willst du noch mehr! Daneben stand die geistige Entwicklung nicht still: die Bibliothek brachte viel Arbeit und viel Genuß. Sie hat mir vielleicht mehr genützt als ich ihr! Was ich da alles an ernster und leichterer Geistesnahrung verschlungen habe, ohne daß ich mir den geistigen Magen verdorben habe, ist kaum glaublich.



Spiritistische und kabbalistische Werke, Romane, Reise- und Lebensbeschreibungen, theologische Bücher und naturwissenschaftliche Studien, alles mußte herhalten. Natürlich ward ich in der ersten Ferienzeit mit dem Katalog nicht fertig und der Baron erwirkte beim Direktor die Erlaubnis, daß ich, solange die Familie auf dem Schlosse lebte, auch der Schule fernbleiben durfte. Während der Wintermonate unterrichtete ich meinen Schüler in der Stadtwohnung weiter, um in den nächsten Ferien wieder mit hinaus zu ziehen.

Mein Selbstgefühl hob sich und die viele Anerkennung, die ich als munterer Gesellschafter und fröhlicher Mensch fand, steigerte nur den Respekt, den ich anfang vor mir selbst zu empfinden. Wenn ich nicht durch den Abschluß der Gymnasialzeit aus dieser ganzen Sphäre herausgerissen worden wäre, hätte ich ernstlich Schaden an meiner Seele erleiden müssen. Doch das Abiturium nahte und meine Eltern beschloßen mit mir in die Universitätsstadt zu ziehen. Fast ein halbes Jahr vorher bot sich eine günstige Gelegenheit unser Häuschen zu verkaufen und das mußte eigentlich schon lange geschehen, um mit dem Erlös die allmählich aufgelaufenen Schulden zu bezahlen. Aber, wenn man das günstige Angebot annahm, wo sollten die Eltern für das letzte Halbjahr wohnen? Wieder stieg mein Ansehen! Denn mein Baron hatte ein kleines leerstehendes Haus in der Stadt, das er mir billig vermietete; da zogen die Eltern hin. Also wohnten sie auf meine Kosten!

Obwohl ich in Prima nur mit großen Unterbrechungen die Schule besucht hatte und mein Wissen recht lückenhaft war, hatte mir der Aufenthalt auf dem adligen Gut und das viele Lesen in der Bibliothek zu einer Allgemeinbildung und geistigen Reise verholfen, daß mein Abiturientenexamen besser ausfiel, als ich es selbst erwartet hatte.

Die Eltern waren nach der Universitätsstadt Dorpat abgereist und ich hatte noch Dienst auf dem Schloß. So kam es, daß, als ich vier Wochen später die Stadt für immer verließ, in der ich vom fünften bis zum neunzehnten Jahre gelebt, meine Kameraden schon in alle vier Winde zerstreut waren und niemand mir das Geleit zum Dampfer gab als unser altes estnisches Dienstmädchen. Es war ein stiller Sommerabend. Ich stand auf dem Hinterdeck und sah im Abendsonnenschein das Städtchen kleiner und kleiner werden, versinken, bis das blaue Meer an den safranfarbenen Himmel sich lückenlos anschloß und ich nichts mehr von der Stätte kindlichen Träumens und

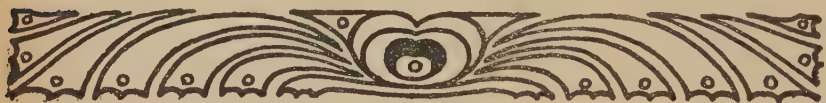


Werdens sah. Seufzend kehrte ich mich um. Vor mir lag die Zukunft, so dunkel und geheimnisvoll wie dort vor dem Bug der dunkler und dunkler werdende Nachthimmel. Arm, kein Geld zum Studium; allein, auf welches Menschen Hand hätte ich mich stützen sollen? Traurig über all dem Abschiednehmen der letzten Wochen, so fuhr ich ins Ungewisse. Es lag außerdem eine Art Gewissensvorwurf wegen einer Albernheit auf meiner Seele, die ich neulich noch in unbedachter Weise getan, kein Wunder, daß mir das Herz schwer war und ich am liebsten geweint und gebetet hätte! Oder habe ich da wieder einmal im Überschwang des Gefühls wer weiß was alles gelobt, wie ich anders und besser werden wollte?

Aber da redet mich ein Herr an, der mich kannte — und der Bann war gebrochen. Sobald man seine eigene Stimme in der angeregten Unterhaltung wieder hört, schließen sich heimlich die Türen des Innenlebens und manchmal ist das gut. Denn Seufzen und Sinnen in schmerzlicher Stimmung macht einen nicht besser.

Mehr will ich für jetzt von meiner Kindheit nicht sagen, sonst wird mein Bericht über mein Leben unverantwortlich lang. Wen interessiert das Alles auch!

(Fortsetzung folgt.)



Die Weihnachtsforge.

Aus einer Weihnachtsansprache für Kinder von Hans Keller.

Es war doch eine schöne Zeit, diese nun vergangenen Wochen vor Weihnachten, die Ihr alle in seliger Spannung durchlebt habt. Erinnert Ihr Euch noch an manchen Abend, da es daheim, als die Dämmerung hereinbrach, so traut und gemütlich war? Ehe die Lampe kam, habt Ihr Euch dicht gedrängt um die Mutter herumgesetzt im geheimnisvollen Düstern und ein Lied nach dem andern gesungen. Von der Rose, die in kalter Winternacht erblühte, von dem holden Knaben im lockigen Haar, oder Ihr ruft mit Euren feinen Kinderstimmchen die Kinder der ganzen Welt herbei: „O kommet doch all', zur Krippe herkommet, in Bethlehems Stall.“ Da



war es Euch oft zu Mute, als ob Weihnachtstannenduft durch die Stube wehte.

Und nun ist Weihnachten wirklich da. Alle unzufriedene Stimmung, alle Sorgen sind verscheucht — fröhliche Weihnachten überall, so schallt es heute durch die Lüfte. Aber ist das auch wirklich wahr? Seid Ihr alle völlig sorglos? Manches von Euch macht ein so nachdenkliches Gesicht, ja es schaut fast wehmütig drein, als wollte es sagen: „O ich habe doch eine große Sorge, Weihnachten ist nämlich so schnell vorüber.“

Ja — da habt Ihr allerdings recht, Weihnachten ist bald wieder vorbei. Es dauert garnicht mehr lange, dann merkt Ihr es Eurem Weihnachtsbaum zu Hause schon an, daß er nicht für immer dasteht. Manche Scherbe von einer zersprungenen Glaskugel entdeckt Ihr auf dem Fußboden, den von Tag zu Tag mehr Tannennadeln bedecken. Auch von dem eßbaren Schmuck des Baumes ist manches weggenascht. Bald kommt der Tag, an dem Eure schöne Lichtertanne herausgetragen wird, und der Anblick des armen Baumes, dessen letzte Nadeln beim Heraus-schaffen zur Erde niederrieseln, ist zum Weinen. Dann merkt man nichts mehr von Weihnachten, besonders, wenn erst die Schule wieder beginnt und die Freiheit der Ferien aufhört.

Diese Sorge macht nicht nur Euch Kindern zu schaffen, sondern auch uns Erwachsenen. Kann man denn da garnichts tun, daß Weihnachten länger bleibt? Kann man denn diese Weihnachts-sorge garnicht vertreiben? Muß es denn so sein, daß die Weihnachtstage so schnell vorüberfliegen und man im Laufe des Jahres nichts Weihnachtliches mehr hat?

Von hochstämmigen, knorrigen Eichen überragt stand das Forsthaus mitten im Walde. Es war Winterszeit und ringsum alles tief verschneit, so daß die armen Rehlein nirgends Nahrung finden konnten. Deshalb ließ der Förster jeden Tag in der Nähe des Forsthauses Futter austreuen, damit die armen Tiere nicht Hunger litten. Der kleine Karl, der Sohn des Försters, jauchzte immer vor Freuden auf, wenn er durch das Fenster sah, wie die Rehe vorsichtig nahten und sich das Futter schmecken ließen. Als er eines Tages draußen spielen durfte, eilte er gleich auf den Futterplatz, aber es war zu seinem großen Bedauern kein einziges hungriges Tierlein dort zu sehen. Da dachte er, die Rehe fürchten sich wahrscheinlich



zu kommen, oder wissen es nicht, daß hier für sie Futter bereit ist; da will ich sie mal einladen. So ging er in den Wald hinein. Mühsam stampfte er mit seinen kleinen Beinen durch den tiefen Schnee und immer weiter kam er vom Forsthause weg, aber kein Reh wollte sich zeigen. Endlich wurde er müde, es fing auch schon an zu dunkeln — da merkte er erst, daß er sich verirrt hatte. Er war noch zu klein und zu dumm, als daß er auf den Gedanken gekommen wäre, seiner eigenen Spur im Schnee folgend wieder denselben Weg zurückzukehren. Und so begann er zu weinen, erst leiser, dann aber immer lauter, bis er so schluchzte und nach Vater und Mutter schrie, daß sein ganzer kleiner, halberfrorener Körper zitterte. Aber niemand hörte ihn in seiner großen Not. Weitergehen konnte er nicht mehr, so sank er dann halbtot unter einer Tanne, deren dichte Äste den Schnee abgehalten hatten, auf den hartgefrorenen Boden. Herzerreißend wimmerte der arme Kleine, größer konnte für ihn die Not nicht mehr werden. Plötzlich hörte er Schritte im Schnee knirschen. Ob das wohl böse Räuber sind? Nein — der Retter war da. Der Vater hatte sich aufgemacht und war den Spuren des kleinen Wanderers nachgefolgt, bis er ihn gefunden. Er hob ihn auf, wischte ihm die halbgefrorenen Tränen aus den Augen und von den Wangen, küßte ihn und trug ihn auf seinen starken Armen heim in's Forsthaus.

Dieses Erlebnis wird der kleine Karl wohl niemals vergessen haben; denn die Not war doch zu groß gewesen dann auch die Freude, als der Retter kam.

Der Retter ist da! Das erinnert Euch an das Lied, das wir eben so jubelnd gesungen, in dem es hieß: „Christus der Retter ist da!“ Waren denn die Menschen auch in solcher großer Not gewesen, wie jener kleine Knabe, daß sie sich so über den Retter freuten?

Nicht wahr, Ihr wißt alle davon, daß einst die ersten Menschen im schönen Paradies waren, wo sie friedlich und glücklich mit den zahmen Tieren unter herrlichen Bäumen lebten? Dann aber kam der Sündenfall und das Paradies mußte aufhören. Der Baum des Lebens mitten im Garten zog seine Wurzeln aus dem Boden und schwebte langsam gen Himmel. Und dann kamen Engel mit Spaten, Hacken und Karren, gruben die anderen Bäume aus und fuhren sie aus dem Garten heraus, um sie sonst wo in der Welt anzupflanzen. Ebenso mußten die Menschen das Paradies verlassen. Nun hatten



sie kein Vaterhaus mehr und keine Heimat. Sie entfernten sich immer mehr von Gott, gerieten in Sünde und Schande hinein und mancher Mensch ist, wie jener kleine Karl in der Geschichte, verzweifelt unter Tränen zusammengebrochen. Die Not war groß und es ging ein Sehnen durch die weite Welt nach Hülfe und Rettung. Als aber die Not am größten war, da tat sich der Himmel auf in jener ersten Weihnacht und Engelschöre riefen es den verzweifeltsten Menschen zu: „Christus, der Retter ist da.“

Ihr kennt sicher das schöne Bild, das uns das Gleichnis vom verlorenen Schaf zeigt. Da sieht man Jesus, wie er über Wüstenland durch Dornengestrüpp geht und auf seinem Arm wohl geborgen das kleine Schäflein heimträgt, das sich verirrt hat. Als es in der größten Not gewesen, war der gute Hirte als Retter gekommen.

Genau ebenso hat sich Jesus der armen, verirrtten Menschen in ihrer Not angenommen. Er hat ihnen die Tränen getrocknet, er hat sie getröstet — noch besser, als Eure Mutter Euch zu trösten vermag —, er hat sie mit starker Hand zurückgeführt in's Vaterhaus. Und wenn er uns Menschen auch nicht mehr in jenes alte Paradies zurückgebracht hat, aus dem einst Adam und Eva vertrieben worden waren, so hat er uns doch ein Paradies gegeben, auch schon hier auf Erden. Es ist das ein Leben mit einem guten Gewissen, weil er uns alles Böse, das wir getan, vergeben hat; es ist das ein Leben im Frieden, weil er uns schirmt und behütet am hellen Tage und in dunkler Nacht, es ist das ein Leben voller Hoffnung auf die Ewigkeit, da es keine Not mehr geben wird.

Das bedeutet für uns der Weihnachtsruf: „Christus, der Retter ist da!“ Das ist unsere allergrößte Weihnachtsfreude.

Wer auch schon von Euch Kindern diese Weihnachtsfreude hat, der kennt die Weihnachtsforge nicht mehr, daß Weihnachten so schnell vorübergehe; denn diese Weihnachtsbotschaft: „Christus, der Retter ist da!“ die gilt doch nicht nur für die eigentlichen Weihnachtstage. Wenn diese beiden Riesenschwarzwaldtannen, die Ihr hier rechts und links vom Altar mit Lichtern übersät erblickt, längst aus der Kirche entfernt worden sind; wenn das leuchtende Transparent auf dem Ihr so schön die Anbetung der Hirten seht, dort vom Chore verschwunden ist; wenn Ihr daheim auch garnichts Außerlichen von Weihnachten finden könnt — dann gilt doch noch immer der Weihnachtsruf: „Christus, der Retter ist da!“ Dieser Ruf gilt das ganze



Jahr über. Wenn eines von Euch im stillen Krankenstüblein auf seinem Bette liegt und vor Schmerzen leise wimmert, dann tönt es wie himmlischer Glockenton tröstend und heilend an sein Ohr: „Christus, der Retter ist da!“ Wenn eins von Euch in der Schule Sorgen hat, oder sonst ein Kummer es drückt, dann hört es plötzlich stärkend und aufmunternd: „Christus, der Retter ist da!“ Und dabei soll es bleiben in guten und in bösen Tagen: „Christus, der Retter ist da!“

Seht, liebe Kinder, wer von Euch diesem Weihnachtsgruß der Engel glaubt und zu Jesus seinem Retter betet, der braucht sich keine Sorge mehr zu machen, daß Weihnachten so schnell vorübergeht; denn dann herrscht Weihnachten das ganze Jahr. Und daß diese Weihnachtsforge vertrieben werde durch die wahre Weihnachtsfreude, das wünschen wir Euch Kindern und das wünschen wir uns Erwachsenen, damit Groß und Klein von Herzen jubelnd den Ruf weitergeben kann: „Fröhliche Weihnachten überall!“



Die Gratiszugabe.

Seit einer Reihe von Jahren entstand und behauptete sich die Unsitte, daß gewisse Fabriken und Geschäfte bei einem Einkauf eine Gratiszugabe schenken. Hier gibts bei einem Pfund Malzkaffee einen Löffel, dort noch ein Täschchen, oder eine Zeitschrift gibt ein Kunstblatt als Prämie, oder eine Chokoladenfabrik stiftet einen Bon für Eisenbahnfahrt. Man will dadurch den Käufer reizen oder den Abnehmer festhalten; denn es wird der Eindruck erweckt, als machte man durch diese kleine Zugabe ein besonders gutes Geschäft, weil man ja nur den Preis der Ware bezahlt habe und die Kleinigkeit wirklich geschenkt erhalten habe. Nicht alle Abnehmer sind so klug, daß sie sich sagen, die Unkosten der Gratiszugabe müssen dabei doch eigentlich auch von ihnen bezahlt werden. Oder man tröstet sich mit der unklaren Vorstellung: die Masse muß es bringen! „Wie können Sie mir denn die Schachtel Federn mit fünf Pfennig Schaden für sich selbst ablassen?“ „Macht nichts! Die Masse bringt es ein!“

Mein Blatt hatte keine Gratiszugabe gebracht. Oder vielleicht doch? Als der barmherzige Samariter den halbtoten Verwundeten in der Herberge die erste Nacht gepflegt hatte, gab er vor dem Ab-



schied dem Wirte zwei Groschen und sagte: „Pflege fein! Und so Du etwas mehr dartun wirst, will ich Dir bezahlen, so ich wiederkomme!“ Etwas mehr, was nicht eigentlich bezahlt worden ist oder jetzt bezahlt werden kann. Ist das nicht eine Gratisbeilage? Oder gibts dergleichen nicht auch sonst in unsern Beziehungen zueinander? Ob man einem Bettler ein Stück Brot mit einem freundlichen Wort darreicht oder stumm mit saurem Blick, was für ein Unterschied! Ob der Beamte am Postschalter kurz angebunden, borstig in Miene und Ton der Stimme mit dem Publikum verkehrt oder freundlich, das kostet gleich viel Zeit und wie verschieden wird es empfunden! Das könnte in manchem Hause eine andere Luft, ein anderes Zusammenleben, ein neues Glück geben, wenn die Gratiszugabe der herzlichen Freundlichkeit alle Tage zu spüren wäre.

Aber was hat das mit der Gratiszugabe des Blattes zu tun? Nun, es wäre mir bei dem besonderen Charakter unseres Blattes geradezu schmerzlich, wenn nicht manche neben den Gedanken und Ratschlägen und Ermahnungen noch hin und her einen ganz persönlichen Nebenton herausgehört hätten! So etwas wie die vox humana im Orgelkonzert! Ein Anklingen herzlicher Fürsorge und persönlicher Beziehungen, ein Verbundensein in der Liebe, die von oben her kam und nahm unser eigenes zur farbigen Einkleidung, zur Sichtbarmachung gerade an dieser Stelle! Schon daß ich mich für viele meiner Leser (mit der Mehrzahl werde ich wohl persönlich gesprochen haben, denn die Bestellung des Blattes folgte erst auf das Bekanntwerden in der Sprechstunde!) vor Gott verantwortlich fühle und für sie bete, bedingt solchen Nebenton. Nur die Angst, daß ich jemand in unnützharter Weise an meine Person binden könnte, hindert mich, diese Seite voller und häufiger anzuschlagen. Geschieht es mal ganz ungesucht doch, dann sollen die Ruhigen, Nüchternen es mir zu gute halten: es verrät sich da trotz der Selbstkontrolle ein heimlicher Überschwang, der für gewöhnlich nicht verraten wird. Ich darf euch doch lieb haben für die Ewigkeit! Dazu werden hier feine Fäden herzlicher Beziehungen gesponnen und geknüpft, nicht damit die weiche Seele jetzt auf Erden dadurch gestreichelt werde, sondern damit für die Ewigkeit ein Reichthum angebahnt werde. Und welcher Reichthum wäre köstlicher, als der an Herzen und Persönlichkeiten! Also, daß wir uns im Gebet und in der Liebe eins wissen, das sei die Gratiszugabe!



Randbemerkungen zu einem Inserate.

Im Anzeigenteil eines Blattes, dessen Leser zum größten Teile christlich gesinnte und wahrheitsfindende Menschen sein dürften, fand ich neulich folgendes Gesuch. „Gläubiger Kaufmann sucht zur weiteren Ausdehnung seines sehr lukrativen Geschäftes ca. 10000 Mk. gegen hohe Zinsen und Gewinnbeteiligung, am liebsten von gläubigem Geldgeber, aufzunehmen. Offerten erbeten usw.“

Zu dieser Anzeige möchte ich einige Bemerkungen machen. Daß in Zeitungen allerlei Leute gegen hohe Zinsen Geld suchen, ist nichts Neues. Auch das ist nicht ganz ungewöhnlich, daß ein gläubiger Gärtner gesucht wird oder ein gläubiger Buchhalter seine Dienste anbietet. Aber das oben abgedruckte Inserat ist doch etwas ungewöhnlich. Nun sind mir persönlich schon alle Anzeigen, bei denen die Gläubigkeit des Gesuchten oder Suchenden betont wird, nicht sympathisch. In den Sprüchen (Kap. 27. 2) steht: „Laß dich einen anderen loben und nicht deinen Mund.“ Jesus warnt uns davor, daß wir uns vor den Leuten sehen lassen in unserer Frömmigkeit und gerne begrüßt werden auf dem Markte, worunter man ja auch den Stellenmarkt verstehen kann. Ich meine, schon die Wahl des Blattes, in das wir unsere Anzeigen einrücken lassen, läßt gewisse Schlüsse auf die Gesinnung dessen zu, der eine Stelle sucht oder anbietet. Wer im „Berliner Tageblatt“ einen Buchhalter sucht, wird nicht gerade christlich interessiert sein und auch von seinem jungen Manne keine christliche Gesinnung verlangen. Niemanden soll verwehrt sein, christlich gesinnte Angestellte oder Herrschaften sich zu suchen, aber ich meine, es gibt noch andere Wege als den soeben beanstandeten, auf denen man sein Ziel erreichen kann. Es ist doch auch die Gefahr vorhanden, daß wir gelegentlich durch solche Inserate eine wenn auch vielleicht halb unbewußte Heuchelei hervorrufen. Ein gläubiger Gärtner wird gesucht; da ist ein stellenloser oder stellenmüder Gärtner, der nun sein christliches Herz entdeckt, um die Stelle zu bekommen, der nachher auch der Herrschaft zu Gefallen sich in seinem Auftreten christlicher gibt, als er es seiner inneren Stellung nach ist.

Nun aber komme ich auf den besonderen Einzelfall, den gläubigen Geldsucher, der einen gläubigen Geldgeber zu finden hofft. Dieses Inserat fordert mehr als andere Anzeigen den Widerspruch



heraus. Um was handelt es sich denn? Um ein Geldgeschäft, das durch die Hervorhebung der Gläubigkeit des Geldnehmers und Geldgebers erleichtert werden soll. Paulus sagt, daß Frömmigkeit kein Gewinn, d. i. keine Erwerbsquelle sein soll. Wir sollen mit der Frömmigkeit keine Geschäfte machen. Der Name Jesu, der natürlich nicht genannt wird, liegt im Hintergrunde. Darf ich im Namen Jesu mir 10000 Mark leihen? Doch wohl nur dann, wenn es sich um Jesu Sache handelt, etwa um eine Anstalt christlicher Liebe. Ich könnte mir auch denken, daß für einen Privatmann ein Fall zwingender und dringender Not vorliegt, seine Existenz steht auf dem Spiele, man hat ihm, weil er als christlich gesinnter Mann gewisse Geschäftsgabahrungen nicht mitmachen will, ein Kapital gekündigt, das etwa gerade in der Zeit großen Geldmangels und schlechten Geschäftsganges augenblicklich nicht zu beschaffen ist. Da mag er denn selbst und am besten noch unter der Fürsprache treuer Freunde (Lukas 7. 4), im Namen Jesu, um ein Darlehen bitten. Aber solch ein Fall ist nun er eine Ausnahme.

Um einen solchen aber handelt es sich hier nicht. Der Kaufmann hat ein sehr lukratives Geschäft, das also doch offenbar seinen Mann nährt, will es aber noch weiter ausdehnen. Wie sagt aber Jesus (Luk. 12. 15): Hütet euch vor dem Geiz, er meint, wie der Grundtext zeigt, die Sucht mehr haben zu wollen. Die Ausdehnung des Geschäftes kann dem Kaufmann Schaden für seine Seele bringen, indem sie ihm Zeit, Ruhe, Stimmung für das Eine, was not ist, nimmt, vielleicht auch sein Familienleben schädigt.

Es handelt sich aber nicht nur um den Kaufmann, der Geld sucht, sondern auch um den Geldgeber. Auch ihm kann das Angebot hoher Zinsen nebst Gewinnbeteiligung zu einer Versuchung werden; hoher Gewinn kann uns zu Mammons knechten machen. Ist es nicht besser, wenn der begüterte Mann, der 10000 Mk. zu verleihen in der Lage ist, sich mit dem landesüblichen Zinsfuß begnügt den etwa Staatspapiere, Sparkassen, Hypotheken, deren übrigens auch christliche Anstalten bedürfen, gewähren, als daß er durch hohe Zinsen, die er nimmt, die Geldknappheit vermehrt und den Zinsfuß steigern hilft? Wie ist es denn in der Praxis mit dem Hergeben von 10000 Mk. Darlehen? Niemand hat sie im Kasten liegen, der Geldgeber muß sie etwa durch Abheben der Summe von der Sparkasse, durch Verkauf eines Wertpapierees flüssig machen. Man soll



nicht einwenden, daß 10000 Mk. im großen Geldverkehr nichts bedeuten. Als Christen sollen wir doch so handeln, daß unsere Grundsätze Regel und Richtschnur für jedermann sein können. Wir sind Haushalter eines uns anvertrauten Gutes und müssen auch beim Ausleihen einer Geldsumme nach dem Willen des eigentlichen Besitzers Gottes fragen.

Zum Schluß noch eine Bemerkung. In der Anzeige steht: am liebsten von gläubigem Geldgeber. Der gläubige Kaufmann nimmt schließlich das Geld auch von einem „ungläubigen“ Geldgeber, so ist also das Geld und der Gewinn das, was er auf jeden Fall haben will. Ein „ungläubiger“ Leser könnte spotten über die Frommen, die schließlich doch nicht so weltfremd sind, als sie zuweilen scheinen, sondern sich recht gut auf das Geschäft und den Gewinn verstehen. Nun kann man ja das Wort „am liebsten“ auch milder deuten. Der Geldsuchende gönnt am liebsten einem gläubigen Nebenmenschen den Gewinn. Aber man soll auch den bösen Schein meiden, und daß es bedenklich ist, einen Mitchristen mit hohem Gewinn zu locken, haben wir vorhin gesehen.

(Ein Inserat*) ist etwas sehr Geringes, aber auch an das Ge-

*) Nachwort vom Herausgeber.) Wenn der Herr Einsender auch in der Hauptsache Recht hat, kann ich mir ein paar Zusätze nicht versagen. „Gläubige“ wollen wir hoffentlich alle sein, aber keiner spricht damit ein Lob über sich selbst aus; von Gottes Gnaden sind wir, was wir sind. Höchstens ist solch ein Ausdruck als eine Kennmarke zu werten, daß man auf dem Boden des persönlichen Heilsbesitzes stehe und jene Grenze anerkennt, die uns von vielen Zeitgenossen scheidet. Weiter kann das Inserat (für das ich keine Verantwortung habe, da es vor dem ersten Oktober erschien und ich erst mit diesem Zeitpunkt den Verlag erworben habe!) von dem Aufgebenden ganz naiv gemeint sein. Gotteskinder werden vielleicht, jemehr der antichristliche Sinn in der Welt um sich greift, gezwungen werden, nur mit ihresgleichen Geldgeschäfte zu machen, denn es steht von der letzten Zeit geschrieben, daß nicht kaufen noch verkaufen könne, wer nicht das Malzeichen des Tieres an der Stirne trage. Anstößig war mir nur der eine Ausdruck „lukrativ“. Darin liegt ein Lockmittel, das sich unter gläubigen Christen von selbst verbietet. Zur Aufnahme des Inserates selbst, die ich nicht hindern konnte, da ich zumeist nichts vorher davon wußte, möchte ich nur noch bemerken: wir „Gläubigen“ haben es bitter schwer, überhaupt Inserate zu erhalten, weil die meisten farblosen oder christusfeindlichen Blätter kruppelloser als wir den ganzen Inseratenmarkt an sich gerissen haben und weil die „gläubigen“ Inseratenaufgeber selten sind, welche die Richtung eines Blattes bei diesen Geschäftsinteressen berücksichtigen. —



ringste können und sollen wir christliche Maßstäbe anlegen und im Geringsten sollen wir als Jünger Jesu erfunden werden, dessen Geschrei man nicht auf den Gassen hörte, d. h. in die Sprache unserer Zeit überfetzt, der keine Reklame für sich machte (Matth. 12. 19), und der so manchesmal vor dem Reich-werden-wollen uns gewarnt hat.

J. in L.

Elias Schrenk †.

Unsere Novembernummer war bereits abgeschlossen, als die Todesnachricht mich erreichte; daher kommt mein Nachruf erst jetzt! Tausende in Deutschland werden dem lieben „Vater Schrenk“ nachtrauern, weil er entweder in Gottes Hand das Werkzeug zu ihrer Umkehr oder zur Stärkung ihres Glaubens gewesen ist. Beides trifft bei mir nicht zu und doch habe ich ihm etwas ganz besonderes zu verdanken, wie wenig andere. Wenn er nicht als erster deutscher Evangelist dieser freien Arbeit die Bahn gebrochen und ihre Anerkennung von Seiten der Kirche erkämpft hätte, wäre ich wohl nie darauf gekommen, mein Pfarramt aufzugeben und seinem Beispiel zu folgen. Die Aussprachen mit Schrenk, die ich 1896 und 1897 unter vier Augen hatte, hoben manchen Riegel fort, der in meinem Empfinden noch festsaß. In den sechzehn Jahren meiner Evangelistenarbeit habe ich mich denn auch trotz aller Verschiedenheit der Art, der Begabung und der geistlichen Reife, nach seiner Methode gerichtet: abends für weitere Kreise zu reden, nachmittags Bibelstunden für Geförderte und vormittags Sprechstunden zu halten. Wir waren in der äußeren Form der Darbietung bei aller Glaubenseinheit so verschieden, daß wir uns gegenseitig keine Konkurrenz machten. Seine geistliche Reife und persönliche Gehaltenheit bewahrten ihn vor manchem Anstoß, den ich meinen Hörern bot. Auch habe ich seine Geduld und Nachsicht bewundern müssen, mit der er manchen irrenden Bruder trug. Sein psychologischer Scharfblick in der Seelsorge, sein Begründetsein in der Schrift und die ungeheure „Belesenheit in Menschenherzen“ hat ihn wie keinen andern befähigt, unter vier Augen zu raten und zu helfen. Sein Andenken bleibt im Segen und kein Mißton stört den Dank, den wir an seinem Grabe dem Herrn der Ernte sagen, daß er uns einen solchen Vorarbeiter geschenkt hat!

S. Keller.

Aus der Briefmappe des Evangelisten



Pfarrer S. Mein Traktat „Auf der Walze“ (für Handwerksburschen) wird im Verlag der Traktatgesellschaft Berlin neu aufgelegt und können Sie es dort beziehen.

9. in Röslin. Matth. 19, 16–17 braucht Ihnen keine Schwierigkeiten zu machen. Nach der übrigen Schriftlehre gehört die zweite Person der Gottheit, der Sohn, zum „einigen Gott“. „Was heißest Du mich gut?“ sagt Jesus. Das verstehe ich (da Jesus sonst an vielen Stellen solches Urteil allerdings auf sich anwendet) so: Gut ist nur Gott; wenn du mich wirklich für gut hältst, müßtest du ja hinter mein Geheimnis gekommen sein, daß ich des ewigen Gottes Sohn. Dann dürdest Du mich nicht „Meister“ nennen, sondern müßtest mich als Gott anbeten. Es ist also, falls du mich nicht für gottgleich hältst, in meinen Ohren ein unerträglicher Klang: einen Menschen, „gut“ zu nennen. Gut ist nur Gott und was ihm gleich ist, wie der Sohn. —

„Alter ego“. Sie wundern sich darüber, daß neuerdings so manche grimme Anfeindung über Sie hereinbricht, die nichts mit Ihrer Person zu tun hat, sondern Ihrer Amtsstellung und Ihrem Glaubensstandpunkt gilt. Wenn das wirklich ganz wahr ist, daß keine persönlichen Verfehlungen oder Übergriffe der alten Eigenart Ihnen jene Angriffe zugezogen haben, dann dürfen Sie sehr stolz darauf sein. Denn dann sind Sie dem Reiche Satans gefährlich und stehen in der Front, gegen die sich der Feind zuerst wendet. Außerdem dürfen Sie dann solche Leiden wirklich „Kreuz“ nennen, weil es um Jesu willen über Sie kommt. Nun seien Sie, bitte vorsichtig, daß Sie in der Abwehr jener Angriffe nicht aus der geistlichen Höhenlage in fleischliche Erbitterung geraten. Das hieße, sich dem Feinde gebunden an Händen und Füßen ausliefern. Nur nicht aus der Deckung des inneren Friedens heraustreten! Ein alter russischer Invalide erzählte mir, er hätte im Krimkrieg seinen linken Arm absichtlich solange hinter dem Schanzkorb hervorgestreckt bis eine feindliche Kugel ihn zerschmetterte. Damit erreichte er sein Ziel, nach Hause entlassen zu werden. So werden Sie sich doch nicht einer Seelenverwundung aussetzen, nur um aus der Front als untauglich heimgeschickt zu werden! Beten Sie um Weisheit und Vorsicht!

N. N. Lassen Sie sich das treffliche Heft „Schlegelmilch, Einsames und gemeinsames Gebet“ von der Berliner Stadtmission für 10 Pfg. schicken (Porto extra). Sie werden es nicht bereuen! —



„Soni.“ Hüten Sie sich vor den April-Menschen; sie bringen leicht Erkältungen und Verstimmungen in ihre Umgebung und Sie schienen mir, als ich Sie an dem Abend bei Ihrem Onkel kennen lernte, eine sehr sensitive Natur zu sein. Dann würden Sie Ihre Seele leicht erkälten! Die Launenhaftigkeit jener April-Menschen, von denen Sie, ohne diesen Namen zu brauchen, mir schrieben, schadet Ihnen nur dann nicht, wenn Sie warm genug gekleidet sind (Colosser 3,12) und sich außerdem von ihnen nicht imponieren lassen, sie gewissermaßen nicht ernst nahmen, weder ihre bezaubernden Sonnenblicke, noch ihre desparaten Regenböen ganz auf sich wirken lassen. Sind Sie innerlich an Jesus orientiert, dann machen Sie mit Ihrer eigenen Stimmung jenes Treiben nicht mit und bilden Sie in dem nervösen Völkchen die ruhige Stelle, den Felsen gelassener Freundlichkeit und soliden Mitleids, an dem sich jene Aufgeregtheiten brechen. Dann werden Sie bald Einfluß gewinnen und zum Segen gereichen.

S. M. Nein, da kennen Sie das Christentum schlecht! Wenn eine Wahrheit rein theoretisch zergliedert und mit Gefühlstunke verdünnt wird, dann kann sie für Stammbuchverse genügen. Mir ist das lebendige Christentum etwas Wirkliches, Praktisches, eine Stoßkraft allerersten Ranges; keine Spielerei für kranke Frauen und liebe Backfische. Wenn Beethoven einmal sagt: „Weiß Gott, echte Musik muß Feuer aus den Männern heraus schlagen!“ so möchte ich das vom Christentum auch verlangen und weil man diese Seite oft unterschlug, blieben an vielen Orten die Männer aus der Kirche weg. Christus ist jedes Mannes Haupt“ (1. Cor. II. 3) und darum muß das Christentum erst wieder eine Männersache werden, damit es seinen Platz im öffentlichen Leben würdig ausfüllen kann. In England und Amerika scheint (trotz mancher schiefen Entartung) die Lust für die Herausbildung solchen männlichen, angriffsfrohen Christentums günstiger zu sein, als bei uns, wo der politische Liberalismus viele tüchtige Persönlichkeiten dem kirchlichen Leben entzogen hat. Wird das jetzt in der jungen Generation besser bei uns, dann habe ich noch Hoffnung für des deutschen Volkes Zukunft. Darum begrüße ich jedes Wachstum der christlichen Studentenbewegung in Deutschland mit Freuden!

A. D. Ihnen, die Sie schon manche Gebetserhörung erlebt haben, kann ich in Ihrem Herzeleid und in Ihren Sorgen um Ihre Kinder keinen andern Rat geben: Beten Sie weiter! Wenn „die Rebellen“ sich in der weiten Welt müde gelaufen, werden sie wohl die Stimme des Königsjohns hören, der auch mit Rebellen verhandelt!

P. S. In diesem Fall scheint es mir geradezu Unrecht zu sein, sich nur aufs Beten zu verlassen. Da machen sich Ihre Brüder fremder Sünde teilhaftig. Dem alten Herrn müssen sehr deutlich die Augen geöffnet werden, wie es mit dem Geschäft steht und daß sich die Familie diese Geldausgaben verbitten muß. Haben Sie nicht einen Freund unter jenen Bekannten, der die Sache in die Hand nehmen kann?

Görlich. Die Gebetserhörung ist glaubhaft, aber dürfte meinen Lesern vielleicht nicht originell und wichtig genug vorkommen, als daß ich sie veröffentlichen müßte. Genug, daß Ihr Glaube dadurch gestärkt worden ist — Leider steht es ähnlich mit den meisten der mir bisher eingesandten Gebetserhörungen.



H. H. Ihre Mitteilung, daß die scheidende Frau Herzogin dem Blindenverein zu Braunschweig mein Buch „Menschenfragen und Gottesantworten“ mit eigenhändiger Widmung geschenkt habe, freute mich. —

E. S. Der betreffende Arzt ist gegenwärtig selbst krank und hat seine Anstalt für's Erste geschlossen; übrigens ist er unverheiratet. Kämpfen Sie weniger und glauben Sie mehr, daß Jesus Ihre innere Hilfe und Stille ist. Er kann Sie führen und segnen und heilen, wie er will.

M. L. Lassen Sie sich von dem Töchter-Pensionat „Villa Henriette“ Herchen a. d. Sieg einen Prospekt kommen; das ist so etwas, wie Sie es wollen. —

— Vom Büchertisch —



Jauleck und Conrad. „Die kleinen Majestäten“, vom Dienst der Kirche an den Kindern. Berlin. Verlag der deutschen Sonntagschulbuchhandlung. Preis 2.25 Mk., geb. 2.75 Mk.

Auf den Winter 1863/64 kann man den Beginn der Kindergottesdienstarbeit zurückführen. Dann feiert diese Arbeit ihr 50jähriges Jubiläum in diesem Winter und dazu ist vorliegendes Buch die Festschrift. Der erste geschichtliche Teil zeigt, wie in den einzelnen deutschen Landen diese Arbeit begonnen und sich Bahn gebrochen hat. Da diese Beiträge von Männern bezw. Frauen geschrieben sind, die mitten in dieser Arbeit ihres Landes stehen oder gestanden haben, kommt meist auch die Eigenart des Landes recht zur Geltung und eine gewisse Verschiedenheit der Arbeitsweise, worin der große Vorzug dieses Teiles besteht. Der zweite Teil bietet allen, die in der Kindergottesdienstarbeit stehen, sehr wertvolle Hilfe, denn er heißt: „Wie wir den Kindern dienen“. Diese 14 Kapitel sind wohl die beste Instruktion für alle Helfer und Leiter von Kindergottesdiensten, die es gibt. S. R.

Martin Maier-Hugendubel. „Schi tshing“. Bilder aus dem chinesischen Volks- und Missionsleben. Stuttgart. Verlag von J. F. Steinkopf. Preis 3.20 Mk., geb. 4.20 Mk.

Den Lesern von „Auf dein Wort“ ist Martin Maier schon bekannt durch seine so feine Erzählung aus seiner Missionsarbeit: „Herr, laß ihn noch dies Jahr“ im Jahrgang 1911/12. Ebenso wertvoll sind diese „Plaudereien“: denn das heißt der chinesische Titel „Schi tshing“. Als Missionsfreund atme ich bei jedem solchen Missionsbuche erleichtert auf; da hat man wieder einmal ein Buch, das man seines Inhaltes und seiner Ausstattung wegen ruhig auch jedem „Fernstehenden“ auf den Geburtstagstisch legen kann, trotzdem es ein „Missionsbuch“ ist. S. R.



W. Haegeholz. „Korea und die Koreaner“. Stuttgart. Verlag von J. F. Steinkopf. Preis 4.50 Mk., geb. 5.40 Mk.

Wer sich gründlich über die Koreaner und die Missionsarbeit unter ihnen orientieren will, der greife zu diesem Buche, dessen Inhalt auch vorzüglichsten Stoff für einige Missionsstunden bietet. Besonders Interesse verlangt das letzte Kapitel, das den aus der Presse bekannten Verschwörungsprozeß gegen die Christen in rechtes Licht rückt. Zu bedauern ist nur der hohe Preis. Trotz der sehr wertvollen Bilder hätte er niedriger sein müssen, um eine größere Verbreitung des Buches zu ermöglichen. S. R.

Adeline Gräfin zu Ranganau. Roland Klintens Erbe. Berlin. Warncks Verlag. Preis 4 Mk., geb. 5 Mk.

In unserer Zeit, wo die Frauenfrage sich mitten im Kampf befindet, — stehen ihr doch Gegner auf von rechts und links! — ist dieser spannende Roman gerade wie bestellt erschienen! Über den Stil und die Sprache, sowie die Charakteristik der Personen und die Gedankenführung braucht unsereins kein Wort zu verlieren: alles ist erstklassig und schön. Aber loben muß ich doch. Hier lebt und glüht ein Mensch und nimmt uns das Herz gefangen und dann sündigt er doch! Das ist so lebenswahr und ergreifend, daß man erschüttert und erhoben zugleich wird. Und das soll ja wohl so ein Kunstwerk! Das hat die begabte Verfasserin erreicht! —

Dr. med. Otto Schlär. Im Kampf um bessere Nerven und größere Leistungsfähigkeit. Dresden. Verlag von Holze & Pahl. 1.75 Mk.

Das Büchlein sagt dem nervösen Laien eine Menge Wahrheiten in der liebenswürdigsten Weise! An manchen Stellen vergißt man, daß es ein Mediziner ist, der zu uns redet, so sehr wird Gewissen und Seelenmassage zur Mitarbeit aufgerufen. Ein entstehendes Nervenleiden könnte durch die Befolgung dieser Selbsterziehungsmethode noch aufgehalten oder beseitigt werden. Besonders die Neurastheniker, die noch nicht für Anstaltsbehandlung reif sind, können hier viel lernen. — Von demselben Verfasser „Schlafstörungen“, im gleichen Verlage. Mk. 1.25. Auch hier sind praktische Winke eines erfahrenen Fachmannes geboten. Sympathisch berührt es, daß ein Doktor der Medizin auch von Sündenvergebung und Versöhnlichkeit als Heilmittel gegen Schlaflosigkeit ein Wort zu sagen weiß. —

Marg. Nicolaus. Sonnenkind. Eine Familiengeschichte. Dresden, Angelns Verlag. Mk. 2.—.

Niedliche, oft humoristische Kleinmalerei aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Man kann sich dem natürlichen Zauber der sonnigen Plauderei schwer entziehen, wenn auch keine großen Probleme behandelt werden. Gegen moderne „Überfütterung“ ein gesundes Gegengift. —

Heinrich Norden. Der Neffe des Zauberers. Eine Erzählung aus Kamerun. Basel, Missionsbuchhandlung.

Das Milieu des Heidentums ist sehr gut wiedergegeben und der Missionsfreund wird dieser Schilderung von Land und Leuten im Rahmen der schlichten



Erzählung sicher Genuß und Anregung verdanken. Es ist aber durchaus nicht, was man sonst einen Missionstraktat nennt und wäre das Buch um seiner anschaulichen Darstellung willen für unsere heranwachsende Jugend mehr zu empfehlen, als manche aufregende Indianergeschichte. —

H. Stuhmann. „Hunger nach Leben“. Aus den hinterlassenen Papieren eines modernen Menschen. Barmen, Biermanns Verlag. Mf. 3.—.

Darf ich zuerst tadeln, dann wäre zu sagen, daß die erschütternden Bekenntnisse des Verzweifelnden an Naturwahrheiten für den Leser nur gewonnen hatten, wenn man etwas mehr von äußerem Geschehen aus diesem Leben erfahren hätte. Sonst habe ich nur zu loben. Stil, Sprache, Gedankenfolge und Pathos (in gutem Sinne!) sind dazu angetan, daß ein moderner Gottsucher sich nicht abgestoßen fühlen kann, sondern sich entdeckt und in seinen geheimsten Empfindungen belauscht sehen muß. Der Übergang zum Umschwung ist zart und der Erfahrung, wie ich sie bisweilen beobachten durfte, durchaus entsprechend. Möchten tausende junge gebildete Männer dieses ergreifende Buch zu ihrem Segen in die Hände bekommen, ehe es für sie zu spät ist. —

Wilhelm Rohde. Wilhelm Drömers Siegeszug. Berlin, Warnecks Verlag. Mf. 3.—, geb. Mf. 4.—.

Ein eigenartiges Buch! Das ist eigentlich kein Roman, sondern ein Stück märkischer Kulturgeschichte, das man behutsam aus einem Dorfsleben herausgeschnitten hat. Daher der unverfälschte Volkston der Dorfgerichte, Spinnstuben und Volkslieder. Wer Heimatkunst und Erdgeruch liebt, kommt hier auf seine Kosten. Der Held ist ein sympathischer Bauer, dem es trotz seines Fleißes und seiner Treue doch kümmerlich geht: sein Hof wird ihm verkauft und er muß durch viel Not und Trübsal hindurch. Eigentliches Christentum kommt wenig zu Wort, sondern bloßes Gottvertrauen und eine Art natürlicher Sanftmut erhalten die Palme. Fast möchte man sagen: das Buch ist tendenzlos, so gelassen und gleichmütig wird das Leben geschildert, wie es vor etwas über hundert Jahren in einem kleinen märkischen Dorfe gelebt wurde. Freilich, damals stand der Rationalismus noch auf den meisten Kanzeln. Der deutsche Bauer sollte stolz sein auf eine solche Erzählung, die seine alte Art ohne Schönfärberei den Kindern und Enkeln überliefert.

Gustav Stuxer. In Deutschland und Brasilien. Lebenserinnerungen. Braunschweig, Hellmuth Wollermann. Kartonierte Mf. 4.— in Leinwand gebunden Mf. 4.50.

An diesem Buche habe ich meine helle Freude gehabt! Ein reiches interessantes Leben mit großer Wahrhaftigkeit und Frische beschrieben. Ich weiß nicht, was man mehr bewundern soll, das originelle Jugendleben mit seiner köstlichen humorvollen Kleinmalerei (daß es solche Zustände damals noch in Deutschland gab!) oder die farbenprächtige Schilderung des Lebens in Brasilien. Dabei wird eigene Schuld und engherzige, kurzsichtige Behandlung großer Fragen durch Behörden und Gerichte offen und deutlich besprochen. Ein Original muß dieser frühere Pastor und spätere Pflanze jedenfalls sein, wie es nicht viele gibt. Wir haben an diesem reizenden Buch ein Geschenk

für die deutsche Familie, wie ich es mir kaum besser denken kann. Freunde der Heimatkunst und des Humors, der Innern Mission und der so wichtigen Kolonialbestrebungen werden bei dieser Lektüre ebenso auf ihre Kosten kommen, als wer den christlichen Glaubensgrund hinter all den wechselnden Schicksalen ohne jede Aufdringlichkeit wirksam sehen will. Selbst psychologische und naturwissenschaftliche Mitteilungen erregen unser Interesse und geben uns neue Anregungen. Ich habe lange nichts Interessanteres gelesen. Die Ausstattung ist vorzüglich; der Preis bei dem großen Format sehr gering.

Agnes Weston. Mein Leben unter den Blaujacken. Nach der siebenten englischen Ausgabe bearbeitet von Alnuth Goedel. Ihren Königlichen Hoheiten dem Prinzen und der Prinzessin Heinrich von Preußen gewidmet. 260 Seiten 8 • mit 13 Originalillustrationen und einer Bildnistafel. Verlag der Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg 26. Gebunden Mf. 4.—.

Dieses fesselnde Buch schildert ein edles Lebenswerk. Möchten unsere jungen Damen, die ohne wirkliche Reichs-Gottesarbeit zu treiben, mit Handarbeiten und Visiten ihre besten Jahre verzetteln, sich durch solch ein reiches, kräftiges, gesegnetes Leben anspornen und aufrufen lassen: Der Meister ist da und ruft dich! Jeder, der den Herrn lieb hat und daher auch die Brüder liebt, muß seine helle Freude an diesen Schilderungen der Arbeit unter englischen Matrosen haben. Ob unsere Matrosen auch eine ähnliche „Mutter“ haben?

Das Buch der Mütter. Ein Wegweiser zur Erziehung, Bildung und Unterhaltung unserer Kleinen. Mit einer kurzen Gesundheitslehre von Kreisphysikus Dr. Raumann und Buchschmuck von Kunstmalers Fr. Felger; herausgegeben von den Brüdern August, Gustav und Wilhelm Schlipfötter. Circa 350 Seiten, mit zahlreichen Textzeichnungen und Figuren. Verlag der Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg 26. Geschenkausgabe, sehr elegant gebunden (groß Oktav), Mf. 4.50, Volksausgabe, einfach gebunden (Klein Oktav), Mf. 2.80.

Eine junge Mutter, die vielleicht auf dem Lande, fern von bereitwilligen Ratgebern und geschickten Tanten lebt, könnte sich kein besseres Weihnachtsgeschenk bestellen, als dieses Handbuch! Man könnte sich nur darüber wundern, daß es nicht schon lang solche Hilfsmittel gegeben hat. Das Buch ist praktisch und reichhaltig, verständlich und lustig zugleich und kann einem viel Ärger in der Kinderstube ersparen! Probierts! —

Unserer Kirche Herrlichkeit. Tatbeweise des Lebens unserer evangelischen Kirche, in Verbindung mit E. Bunte, D. Pfennigsdorf, E. Ohly, D. Dehlers, D. Nelle, M. Braun u. a. herausgegeben von D. Martin Hennig, Hamburg. 320 Seiten, Groß-Oktav. Verlag der Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg 26. Einfach gebunden Mf. 3.50, elegant gebunden Mf. 4.50.

In der bekannten vorzüglichen Ausstattung wie seine älteren Geschwister („Taten Jesu in unsern Tagen“ usw.) ist auch dieser neue Band erschienen. Zeitgemäß ist der Gedanke sicher auch, die Herrlichkeit unserer Kirche gerade jetzt darzustellen, wo sie von so vielen Seiten angegriffen wird. Man kann sagen, diese Art Apologetik, eine Sprache der Tatsachen, hat wirklich gefehlt; denn bei vielen Feinden der Kirche ist Unkenntnis die Ursache der Verleumdung. Da dürfte dieses Buch heilsame Aufklärung und Berichtigung falscher Vorurteile schaffen können.

J. E. Dummerborn. Genosse Mensch. Tagebuchaufzeichnungen eines früheren sozialdemokratischen Arbeiters. Chemnitz, Verlag Koezle. Mf. 2.50.

Wenn nur die „Genossen“ solch einen Spiegel sich vorhalten lassen wollten! Ihnen wäre es heilsam zu sehen, wie öde, verzweifelt und innerlich zerrissen der Verfasser in seiner sozialdemokratischen Zeit war. Daß das Buch sonst gut geschrieben und wirkungsvolle Schlaglichter in jene Gedanken- und Gesinnungswelt fallen läßt, ließ sich bei dem begabten Schriftsteller voraussetzen. Nur die christlichen Randbemerkungen nachher könnten kürzer sein.

Dr. Th. Kläiber. Frauenbriefe aus drei Jahrhunderten. (Aus klaren Quellen Bd. 3). Stuttgart, Evang. Gesellschaft. Mf. 2.50.

Es mag an mir liegen, daß ich mich für diese Briefe nicht recht erwärmen konnte. Andere sind ganz entzückt von manchen derselben und loben Geschick und Geschmac der Auswahl. Mir fehlte in den allermeisten der orginelle Ton oder ein Gedanke, der mich nicht wieder losgelassen hätte. Am besten gefielen mir die Briefe von Goethes Mutter und Charlotte von Schiller. Hoffentlich findet das Buch andere Leser, die anders urteilen als ich.

Dr. Th. Kläiber. Bei großen Männern. (Aus klaren Quellen Bd. 9). Stuttgart, Evang. Gesellschaft Mf. 3.—.

Der Gedanke ein kleines Bild eines großen Mannes, eine Momentaufnahme, auf wenig Seiten zu bieten, war gut und die Ausführung ist sehr gelungen. Das Buch hat mich von Anfang bis Ende gefesselt und erquickt. Solche kleine menschliche Züge vervollständigen die Bilder jener Männer, die wir aus der Geschichte längst mit uns herumtrugen. Ich hoffe, der Verfasser gibt uns noch eine ähnliche Serie!

D. Witt, Der ewig reiche Gott. Beispiele zu den Geschichten des Neuen Testaments. Jugendbund-Buchhandlung Friedrichshagen (bei Berlin). 24 Lieferungen à 40 Pfg. resp., 3 Halblederbände à Band 5.— Mf.

Eine Sammlung von Illustrationen und Geschichten aus dem Leben, die nicht nur die alten, hundertmal erzählten wiederbringt, sondern auch recht viel neue, wird bei allen Reichs-Gottesarbeiten, die mit der Jugend zu tun haben, auf einen guten Empfang rechnen können. Meine Stichproben ergaben denn auch hier ein günstiges Resultat, so daß ich überzeugt bin, daß dieses Sammelwerk viel zur Belebung und Erfrischung, — besonders, in dem Kinderergottesdienst — beifragen kann. Eine passende Geschichte, zur rechten Zeit und gut erzählt, ist wie ein geöffnetes Fenster, das Luft und Licht hereinläßt, und hier giebt's viele solcher Fenster!
E. R.

Max Stöwefand. Ein Predigtwerk in 3 Bänden à Mf. 3.—. Verlag von Bahn, Schwerin.

Diese Predigten behandeln alle alttestamentliche Texte. Man darf und kann ohne Übertreibung sagen, es wird wenige Werke in der Predigtliteratur geben, die so uneingeschränktes Lob verdienen, wie dieses. Der Mann versteht das Menschenherz und darum kann er trösten, strafen und pflegen. Den Amtsbrüdern unter den Lesern dieses Blattes möchte ich dies Werk vor allem bringend empfehlen. D.



Sellin. Der alttest. Profetismus. Deichert Verlag, Leipzig. Broch. Mf. 4.80 geb. Mf. 5.80.

Mit diesem Buch hat der bekannte Alttestamentler nicht nur der theologischen Wissenschaft ein wertvolles Werk geschenkt, sondern auch nachdenklichen Laien einen Leitfaden zu fruchtbringenden Bibelstudium geschaffen. Wie lebendig stehen Person und Werk der Propheten einem von der Seele! Die innern und äußern Zusammenhänge versteht der Verfasser in einzigartiger Weise aufzuzeichnen. Wäre es nicht aufrichtig, einem vielbeschäftigten Manne für ein Werk zu danken, Sellin hätte ich herzlich gedankt für das, was ich aus dem Buch gelernt habe. D.

Grüzmacher. Johannes bleibt. Predigten. Deichert Verlag, Leipzig. Broch. Mf. 2.40, kart. Mf. 2.80.

Eine Sammlung akademischer Predigten, nicht alle gleichwertig, aber stets anregend zumal da, wo sie nach Form und Inhalt zum Widerspruch reizen. D.

La Palma. Eine Geschichte von Lust und Leid aus den Lagern der Indianer und Mexikaner im Westen Nordamerikas von Gustav Haders. Circa 280 Seiten 8°. Mit Original-Illustrationen nach dem Leben. Verlag der Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg 26. Elegant gebunden Mf. 3.60.

Eine ergreifende Erzählung! Aus buntem Rahmen, — Natur und Menschen uns fremd und interessant und prachtvoll geschildert — heben sich einzelne scharf umrissene Charakterköpfe, die so eindrucksvoll sind, daß man sie nicht wieder vergessen kann. Und hinter all diesen farbenreichen Bildern ganz schlicht und wahr der Sieg Jesu über Menschenherzen! Er hat doch Recht gehabt, als er in seinem Abschiedswort, das gar kein Abschiedswort war, die Enden der Erde als seines Reiches Grenze proklamierte! Und wir sind auf dem Kriegspfade, um seinem Namen den Sieg zu erkämpfen!

Morgenstern Elna. Hundert Erzählungen aus der Kinderwelt für Kinderstube und Kindergarten. Mit vier Farbendruckbilder nach Aquarellen von Karl Mühlmeister. 191 Seiten stark; Oktavformat. 4. Auflage: 1912. Gebunden in modernes Leinen mit fünffarbiger Prägung nach einem Aquarell von Karl Mühlmeister und mit originellem zweifarbigem Vorseitpapier. R. Thienemanns Verlag, Stuttgart. Mf. 3.—.

Als ich dieses schön ausgestattete Kinderbuch durchsah, tat es mir ordentlich leid, daß ich selbst keine kleinen Kinder mehr im Hause habe, mit denen ich mich an den prächtigen Geschichten hätte erfreuen können. Wer also noch Kinder unter 10 Jahren hat, lasse sich das Buch kommen! Vielleicht lernt auch manche Mutter hier das Erzählen!

Therese Kößlin. Freude. Ein liturgisches Weihnachtsspiel für Kinder. Soeben erschienen in zweiter, verbesserter Auflage. Verlag Wartburg-Buchhandlung, Darmstadt (Buchhandlung d. Hess. Landesvereins). Mf. 1.10.

Bitte verlangen Sie gratis: Christl. Bücherfach 1913/14 mit Verlagskatalog, Theol. Handkatalog 1913/14.

Bibeltkursus in Sicht.

Wenn sich bis Ende Januar eine entsprechende Zahl von Teilnehmern meldet, möchte ich vom 12.—17. April in Dybin wieder einen Bibeltkursus abhalten und zwar den Römerbrief besprechen. Pensionspreis ca. 6 Mk. und für den ganzen Kursus außerdem 10 Mk. Unbemittelte können Ermäßigung bekommen.
S. Keller.

—Quittung—

Gaben für die Ausfäsigenaufnahme von Purulia und Salur sind wieder seit der letzten Veröffentlichungen eingegangen, und zwar: von M., Weimar; Mk. 3.—; L. G., Chur Mk. 5.—; P. B. Berlin; M. Sch., Bremen, Mk. 5.—; L. W., Salzuflen Mk. 10.—; S. v. B. R., Mk. 3.—; G. F., Ostria Mk. 5.—; von St., Blasewitz, Mk. 10; Frä. E. S., Mk. 7.50; L. L., Karlsruhe Mk. 10.—; N. N., Berlin, Mk. 5.—. Summa Mk. 73.50. Ich danke den freundlichen Gebern herzlichst, auch besonders im Namen des Missionars Schulze aus Salur, der heute bei seiner Ausreise nach Indien mein Gast war und dem ich für sein Asyl 100 Mk. mitgeben konnte.

Rastatt den 10. November 1913.

Hans Keller, Divisionspfarrer.

—Reiseplan—

7. u. 8. Dezember Berlin
9. Dezember, Hermannswerder.
11.—20. Januar 1914, Dresden.
21.—22. " Berlin.
25.—30. " Thorn.
1.—19. Februar, Posen
20. Februar, Bronke.
3.—11. März, Hamburg.

12.—18. März, Stettin.
19.—24. " Frankfurt (Oder).
12.—17. April, Dybin (Bibeltkursus)
19.—26. April, Breslau.
27. April bis 1. Mai, Liegnitz.
3.—4. Mai, Herrnhut.
5. u. 6. " Zittau.
10.—17. Eilenburg.

Col. 4, 3: „Betet zugleich auch für uns“.

Bezugsbedingungen

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen Mk. 3.50
Bei direkter Zusendung unter Kreuzband Mk. 4.— Einzelnummer 35 Pfg.

Herausgeber Pastor S. Keller in Freiburg i. Br. — Kommissions-Verlag
von Walter Mombert in Freiburg i. Br. — Druck von Hammerschlag u.
Kahle, G. m. b. H. in Freiburg i. Br.

Auf Dein Wort

12. Jahrgang.

Heft 4.

Januar 1914.

Singabe

Was ich habe, was ich bin,
Leg' ich dir zu Füßen hin;
Was mir irgend nur bewußt,
Was erfüllt die frohe Brust.
Und in meiner Seele klingt,
Jauchzend Jubellieder singt, —
Alles dies, o teurer Herr,
Nimm dir hin, — du bist mir mehr.

Was die weite Welt erfüllt,
Wie ein Strom von Schönheit quillt,
Jeder lebensfrohe Tag,
Alles, was beglücken mag,
Samt der Liebe sel'ger Not, —
Ich versenk es in den Tod;
Sieh! Mit Freuden geb' ich's hin,
Weil in dir ich selig bin.

Ja, glücklich! Gold'ne Stund,
Da mich rief dein Hirtenmund,
Da aus wildem Weltgebräus,
Du mich führtest still hinaus
Und noch eh' ich es gewollt,
Schenktest du mir Himmelsgold.
O du köstlich heller Schein,
Könnt' ich anders, als mich freu'n.

Heiland, Retter, Friedefürst,
Der du nie ein Kind verlierst,
Das an deiner starken Hand,
Pilgert durch dies Erdenland, —
O wie hat es bei dir gut,
Wer geglaubet deinem Blut!
Lob sei dir bis in den Tod,
Wunderbarer Herr und Gott!

D. B.



Licht zum Neujahr.

2. Sam. 23, 4: „Er wird sein wie das Licht des Morgens, wenn die Sonne aufgehet am Morgen ohne Wolken.“

Wer hätte nicht gern zum neuen Jahr eine gewisse Voraussagung? Alberne und abergläubische Versuche, etwas Gewisses über die Zukunft zu erfahren, gibt es ja bis in unsere aufgeklärte Zeit genug; aber es kommt dabei ebensowenig heraus wie beim Glückwünschen zu Neujahr. Nun, eine große Gewißheit wird in unserem Texte ausgesprochen, die nicht nur für dieses Jahr, sondern für alle Jahre gilt: Unser Gott wird auch im neuen Jahr sein wie das Licht des Morgens, wenn nach Regenzeiten zum erstenmal am Morgenhimmel keine Wolken sind und die Sonne hell und klar aufgeht, „da vom Glanze nach dem Regen das Gras aus der Erde wächst“. Wie du sein wirst, was du erleben wirst, wie es deinen kleineren oder größeren Wünschen, Fragen und Sorgen gehen wird, — von dem allen kein Wort; — nur von unserm Herrn und Heiland, daß er sich treu bleiben wird, daß bei ihm kein Abnehmen des Lichts, der Liebe und der Kraft sein wird. Sieh zu, ob du das brauchen kannst! Sieh zu, ob es dich tröstet! Sieh zu, was du damit erlebst!

Kein Abnehmen oder Schwächerwerden seines Lichts! Wie es dir einst zum erstenmal in die Seele fiel, dieses Licht des Herrn, da fuhr dein Gewissen erschreckt zurück: das war zu hell! Wie nahmen sich deine alten Werke, deine bösen Flecke so grell aus in dieser Beleuchtung! Gerade diese scharfe Bezeugung an deinem Gewissen hat dich damals zur Buße getrieben und für die Gnade empfänglich gemacht, daß es dir unerträglich wurde, dich selbst so unrein und so verdorben zu sehen. Ist Jesus dunkler geworden, hat die Schärfe seines Lichtes abgenommen oder hast du dich an dieses helle Licht gewöhnt, daß dein Gewissen jetzt abgestumpft genug ist, so viel häßliche Sünde und heimliche Schande aus dem alten Jahr ins neue herüberschmuggeln zu wollen? Wenn doch das Licht Jesu hell und klar wie ein sonniger Morgen ohne Wolken dich überfällt, wird dann all das geheime Unrecht in deinem Wesen nicht offenbar? Oder willst du die alte Unversöhnlichkeit und Unverträglichkeit, den alten Unglauben und Widerwillen gegen Jesu Leitung, die alte Selbstsucht und den alten Hochmut mit hinübernehmen? Jesu Licht wird im neuen Jahr

mit derselben Schärfe und Deutlichkeit leuchten; — kannst du dich ihm aussetzen? Du hast ein Herz fürs Reich Gottes! Du sehnst dich nach seiner Ausbreitung und seinem Sieg! Du klagst über die Feinde und Widersacher, über die Ungläubigen und Spötter! Wenn aber das scharfe, helle Morgenlicht Jesu auf dein eigen Herz und Leben fällt, bist du noch nie betroffen zurückgefahren bei dem Gedanken, daß deine eigenen Sünden und Auswüchse das Reich Gottes aufhalten? 2. Kor. 4, 2 stehen einige Lichtreflere aufgezeichnet von den Christen, die selbst gerettet, nun anderer Rettung betreiben: sie werden nicht müde (wovon wirst du so leicht müde?); sie meiden heimliche Schande (ist nichts an dir im Geldpunkt, in deiner Ehe, deinem Urteilen über Andere, deinen neidischen Gedanken, das du ängstlich hüten müßtest, daß nichts davon verraten werden dürfte?); sie brauchen keine Listwege wie die Welt (auch kein Kollektieren, kein Ansehengewinnen, bei Wahlen nicht?); sie fälschen auch nicht Gottes Wort (auch bei Begräbnisreden, bei Unterhaltungen mit reichen, gebildeten Ungläubigen nicht? Auch nicht, wenn es gilt eine eigene Schoßsünde zu schützen? Wird nicht diese und jene scharfe Spitze des Wortes vorsichtig abgeschliffen oder so umwickelt, daß sie ja nicht verwunden kann?). Er, dein Jesus, zu dem du am Tage der Not so ergreifend beten kannst, er wird im neuen Jahr sein wie Morgen-sonnenschein, — wie wirst du sein? Licht wird sein Gewand sein, — und aus was für Erdenfarben wirst du deins zusammenstellen? Er wird die Wahrheit selbst sein, er kann sich nicht leugnen, — und wie wirst du ängstlich lavieren, um nur deine Ehre, deinen Vorteil, deine Bequemlichkeit hindurchzuschmuggeln? Sieh zu, ob die Voraus-sagung seines hellen Scheinens dann auch zu deiner geliebten Dämmerung paßt? Oder wollen wir lieber vollen Ernst machen und wandeln als die Kinder des Lichts, damit von dem inneren Werdegang unserer Persönlichkeit, wie vom wirklichen Ausstrahlen unseres Einflusses auf Andere das Wort gelten kann: die den Herrn lieb haben, müssen sein, wie die Sonne aufgehet in ihrer Macht.

Aber Jesu Licht ist nicht nur scharf und klärend, — es ist auch lind und liebevoll und auch nach dieser Eigenschaft soll es im neuen Jahr strahlen in alter Wärme und seliger Nähe. Anhörbar, weich und doch durchdringend und unaufhaltsam entwickelt sich am wolkenlosen Morgen das neue Tageslicht. Die Farben am Himmel werden stärker, die Stelle, wo gleich die Sonne grüßend mit Goldglanz und



Purpur erscheint, wird immer heller und sobald sie da ist, steigt sie lautlos höher, ihre Strahlen werden heller und ihre belebende Wärme nimmt fast mit jedem Augenblick zu. Welch ein ergreifendes Bild der Liebe Gottes in Jesu Christo. Haben wir sie so erfahren in jenen stürmischen Tagen, die man unsere Bekehrung nennt, da die Regenvolken wichen und das neue Leben unserer Seele begann, haben wir nachher schon manches Mal nach bangem Druck unter schwarzen Wetterwolken es wie ein seliges Aufatmen empfunden, wie der erste Sonnenstrahl seiner Liebe uns wieder so fröhlich und dankbar machte, — nicht wahr, dann ist uns das ein starker Trost fürs ganze neue Jahr, daß Jesu Liebe allewege sein wird, wie solch ein Sonnenaufgang. „Die Sonne, die mir lachet, ist mein Herr Jesus Christ und was mich singen machet, ist, was im Himmel ist.“ Mag es bewölkte Tage, Regentage, meinthalb Nächte voll Finsternis geben, wo kein Sternlein aus einem Riß des Gewölks hinunterscheint, — die Sonne bleibt wie sie ist. Alle jene Störungen sind nicht an der Sonne geschehen, sondern an der Erde. Dicht um unser Herz her mag es Wolken geben, die Sonne bleibt hell. An einer Seite der Erde sieht man die Sonne nicht, aber die Sonne geht nie unter. Jesus Christus bleibt sich gleich und wenn mein Glaube das nur festhält, kann er von dieser christlichen Sonne immer etwas empfangen und erleben, ja die Sonne nach den Regentagen schafft um so schneller und schöner das Wachstum der Pflanzen. Kann auch ein Mensch mir die Wirkung der Sonne zu genießen verbieten? Wer kann uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu aufgegangen ist über uns, die schöne Sonne der Gerechtigkeit mit Heil unter ihren Flügeln? Wollen wir uns in die Sonne stellen, Sonnenbäder der Liebe Jesu nehmen, daß wir von unserer frostigen Selbstsucht geheilt, Licht- und Liebesquellen werden für Andere. Der Reichtum Jesu wird so da sein, als eine große, starke, schöne Sonne, — wirfst du so da sein im neuen Jahr, als einer, der sich betend in dieses Licht stellt: „Erleucht’ mir Leib und Seele ganz, du starker Himmelsglanz!“

Noch ein Ton: die Kraft des Lichtes! Jesus wird im neuen Jahr sich gleich bleiben in seiner Wirkung und seinem zur Reise drängenden Licht. Diese Liebe ist nicht nur wahr, nicht nur beseligend schön, sondern auch stark und treibt vorwärts. Sie will etwas schaffen, zum Wachsen und Reifwerden bringen, etwas jezt, hier zum Fruchttragen zwingen, dort etwas für dieses Erdenleben zur Vollendung.



treiben. Weißt du, was man vom Himmel her mit all der Wärme der Liebe im neuen Jahr von dir erwartet? Worauf wirds jetzt ankommen bei dir? Soll eine unfruchtbare Stelle sich begrünen, daß „von dem Glanze nach dem Regen das Gras aus der Erde wächst?“ Oder soll dort auf jenem nur dir bewußten Stücklein deines Herzensackers der Kampf zwischen Gottes Pflanzung und wucherndem Unkraut endlich entschieden sein, daß die Ähre reif wird für die himmlische Ernte? In den letzten Zeiten vor dem Sichelklang, wo das Korn gelb und schnittreif wird, sproßt und sprießt das Unkraut nicht mehr: es ist Stille eingetreten auf dem Erntefeld. Was nicht reifte für die Ernte, das ist verdorrt von der Sonne Glut. Vielleicht stehst du am Abend deines Lebens und das neue Jahr wird dein Sterbegrabjahr und der Herr eilt mit dir durch Gericht zum Siege, durch Hitze zur Reife, durch Anfechtung zur endlichen Vollendung! Ich weiß es nicht, — aber das weiß ich, daß die Sonne Jesus etwas wirkliches an uns zur Vollendung und Reife bringen will. Die Welt ist voll Schatten und Tod. Geisterhauche von Gerichten über Völker und Throne gehen durch die Welt, Geisterkämpfe werden ausgefochten und das Ende kommt unaufhaltsam. Alles drängt zur Reife: Gutes wie Böses. Und dabei sollte der unhaltbare Zustand deines alten Schaukelns und Schwankens zwischen Licht und Finsternis weiter geschont werden? Nein, die Liebe, die einst gewaltsam den Himmel zerrissen hat, will zum Ende kommen und alle Bande zerreißen, die dich noch an das Weltgetriebe halten. Es geht aufwärts, vorwärts. Hörst du hinter dem johlenden Haufen der gottlosen Spötter nicht das Jauchzen der Schnitter? Vor dir wird man sich freuen, wie man sich freuet in der Ernte. Hebet eure Häupter auf, darum, daß sich eure Erlösung naht. Werdet reif, werdet wirklich ganz das, was ihr schon längst sein solltet! Die Sonne drängt zum Sieg! Gib dich ihm, deinem Jesus, ganz hin, damit es entschieden werde im Lauf dieses Jahres, was reif werden soll an dir für den Sieges- und Erntetag unseres Gottes!



Der Hebräerbrief in Bibelstunden.

14. Der neue Bund und der alttestamentliche Gottesdienst. Kap. 8, 6—10.

Damals, als der Hebräerbrief geschrieben wurde, bestand der levitische Tempeldienst noch zu Recht: Die Kultusgemeinschaft schien ganz in Ordnung zu sein und jeden Tag konnte man die Menge der Opfernden sehen. Wenn damals solche Briefe in den Gemeinden von Judenchristen gelesen wurden, wo man mit einer gewissen ängstlichen Pietät noch an den alten Formen festhielt, dann mochte es manche Leser erschrecken! Der Verfasser erwies sich als Prophet, der den greisenhaften Zug eines hinsiechenden Religionswesens ziemlich unverblümt bespricht. Wenige Jahre später gab ihm die Zerstörung Jerusalems Recht: Das abgestandene, ruinenhafte Wesen ward weggebrochen und das Christentum richtete sich überall auf den Trümmern des israelitischen Kultus ein. Seither sind über 1800 Jahr dahingegangen und Israel als Volk hält heute noch mit staunenswerter Zähigkeit an den erstarrten Resten des untergegangenen Gottesbundes fest. Vielleicht ist es richtiger zu sagen: das ist ein Urteilspruch Gottes, daß sie den alten Bann nicht loswerden, bis daß sie sprechen werden: Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn!

In dieser historischen Beleuchtung nehmen sich die Ausführungen des Hebräerbriefes in diesem und dem nächsten Kapitel so ganz anders aus: Die Geschichte hat dem Verfasser Recht gegeben, wenn er den neuen Bund gegenüber dem Alten seinen schwankenden Lesern energisch unterstreicht und auf die Ansätze zu der von Gott schon geplanten Aufhebung hinweist. In der letzten Bibelstunde sahen wir den neuen, ewigen Hohepriester, — heute wird von dem neuen Bund und der neuen Versöhnung, die beide durch ihn zustande gekommen sind, geredet.

8 u. 6 ff. „Nun aber hat er einen vorzüglicheren Dienst empfangen, wie er auch eines besseren Bundes-Mittler ist, der auf bessere Verheißungen gegründet ist. Denn so jener erste untadlig gewesen wäre, hätte man nicht Raum für einen andern gesucht. Denn er tadelt sie und sagt: Siehe es kommen Tage, spricht der Herr,

da will ich für das Haus Israel und für das Haus Juda einen neuen Bund gründen, nicht nach dem Bunde, den ich mit ihren Vätern gemacht habe, da ich ihre Hand ergriff, sie auszuführen aus Egyptenland. Denn sie sind nicht geblieben in meinem Bunde und ich kümmerte mich nicht um sie, spricht der Herr; denn das ist der Bund, den ich dem Hause Israel machen will nach diesen Tagen, spricht der Herr: Ich will mein Gesetz in ihren Sinn legen und in ihr Herz will ich es schreiben und will ihr Gott sein und sie sollen mein Volk sein. Und es soll nicht mehr jemand lehren seinen Nächsten, noch jemand seinen Bruder und sagen: Erkenne den Herrn! Denn sie werden mich alle kennen von den Kleinen bis zu ihren Großen; denn ich werde gnädig sein ihren Missethaten und ihrer Sünden nimmermehr gedenken. — Indem er sagt: einen neuen, hat er den ersten für veraltet erklärt; was aber veraltet und überjählig ist, das ist dem Verschwinden nahe.“

War im vorhergehenden Abschnitt von Jesus gesagt, daß er im Himmel seines Vaters waltet, so liegt darin allein schon, daß sein Priestertum höher und besser sein muß, als das der auf Erden amtierenden Priester. Weiter wird aus der bloßen Tatsache, daß Gott einen neuen Bund ankündigt, geschlossen, daß man keinen neuen heraufgeführt hätte, wenn der Alte untadelig gewesen wäre. Unwillkürlich spüren wir hier den Einwand: Stammte der erste Bund nicht auch von Gott? Wie konnte er dann später als veraltet, verbesserungsbedürftig und überholt bei Seite geschoben werden?

Zu einem solchen Bunde gehören Zwei: Gott mit seinen Anordnungen und Bestimmungen auf der einen Seite und die Menschen mit der Art, wie sie sich diesen Anordnungen gegenüber verhalten, auf der andern Seite. Der Tadel trifft also eigentlich das Volk Israel und nicht das Gesetz Moses. Oder nur indirekt kommt ein Schatten auch über diese Einrichtungen, weil sie nicht im Stande gewesen waren, genügende Schranken für die böse Entwicklung des Volkes zu sein. Aber auch da trifft der Tadel ja eigentlich das Volk. Das Gesetz war auf Stein geschrieben und blieb außerhalb der Herzen und Sinne — theoretisch — das Böse verdammend dem Sünder gegenüber stehen, während in Fleisch und Blut die Macht



der Sünde sich stets steigend den Menschen zum Bösen mitfortriß, ohne daß jene bloße Kopfkennntnis des Gesetzes viel dagegen bedeutete hätte.

Darum sollte bei dem neuen Bund nicht mehr ein Gesetz und eine Schranke von außen her dem Menschen den Gotteswillen kundtun, sondern Gott wollte in solch einer Weise sich dem Volke offenbaren, daß sein Wille in ihr Inneres eindringe und sie von da aus durchleuchte und antreibe, als reine neue Kraft. Dann würden ganz von selbst sich die beiden reifen Früchte dieses ganzen Umschwunges einstellen: lebendige Gotteserkenntnis Aller (B. 11) und Vergebung der Sünden (B. 12).

Vorausgesetzt, daß wir an Gottes Stelle gesessen und uns durch die jahrhundertelange Beobachtung der Geschichte Israels davon überzeugt hätten, daß der alte Bund mit all seinen tausend Verfügungen und Einschränkungen in der Hauptsache sich nicht bewährt habe, vielmehr die Ruchlosigkeit und der Ungehorsam nur gewachsen sei, — was hätten wir als Menschen für eine neue Methode vorgeschlagen? Die Saiten straffer anziehen, die Strafen verschärfen, in gewaltigen Katastrophen die Gottlosen niederschmettern, um die Andern dadurch zu schrecken, — so ungefähr würde unser Rezept gelautet haben! Und was tut Gott? Er sendet statt Strafgerichten seinen lieben Sohn und läßt ihn von den Gegnern sogar töten! Wenn wir es nicht von Klein auf gelernt hätten, müßte uns doch diese Geschichte aufs Tiefste erschüttern und bewegen! Statt Strafen Liebe, statt Gericht Gnade, statt des Gesetzes auf Stein, neue Gefinnungen und neuen Geist in die Herzen der Menschen hinein! Und Gott kann sich nicht ändern; — er steht heute noch uns allen gegenüber da als die Liebe, die uns sucht und gewinnen will, bis die rechte Gotteserkenntnis in unserer Seele wächst und wir Vergebung der Sünden erleben dürfen!

Dann freilich ist der alte Bund hinfällig, überjählig und veraltet und es sollte niemand mehr die leer gewordenen Hülsen und Schalen noch conservieren wollen, aus denen der Geist längst entwich. Die Rabbinen weißsagten ein einfaches Zurückgehen auf die alten äußeren schattenhaften Formen und auf einer Mormonenkonferenz hat man schon in allem Ernst vorgeschlagen die blutigen Tieropfer des alttestamentlichen Kultus wieder einzuführen! — Wer aber das Erlebnis des neuen Bundes an sich gemacht hat, dürfte sich angesichts

dieser Worte doch noch etwas zur Beschämung sagen lassen müssen! Gott handelt gegen uns, wie er spricht: „Ich will der Ungerechtigkeit nicht mehr gedenken“ . . . und du sagst von dem, der dir Leid antat: „Aber ich will das meinem Feinde doch gedenken! Vergeben vielleicht, aber nie vergessen!“ — Ach wie weit bleiben wir — die Einzelnen, sowie die Gesamtheit — hinter der Erwartung des neuen Bundes zurück, wie Gott sie bei solchen Worten doch gehabt haben muß! Und wie sehr bedürfen wir darum der täglichen Sündenvergebung.

Kap. 9, V. 1 ff. „Es hatte zwar der erste (Bund) seine gottesdienstlichen Bestimmungen und das weltliche Heiligtum. Denn ein Zelt, das vordere, war hergerichtet, in welchem der Leuchter und der Tisch und die Schaubrote, welches genannt wird das Heilige; hinter dem zweiten Vorhang aber ein Zelt, das genannt wird das Allerheiligste. Das hatte den goldnen Räucheraltar¹⁾ und die Bundeslade, allenthalben mit Gold überzogen, in welcher war ein goldner Krug mit dem Manna und der Stab Aarons, der gesproßt hatte, und die Bundestafeln; oben darüber aber Cherubim der Herrlichkeit, die den Sühnedekel überschatteten; worüber es jetzt nicht angeht im einzelnen zu reden. Da nun solches also hergerichtet, so gehen in das Vorderzelt zwar allezeit die Priester, die Gottesdienste verrichtend, in das zweite aber einmal im Jahr allein der Hohepriester nicht ohne Blut, welches er darbringt für sich und des Volkes Unwissenheitsünden, womit der heilige Geist andeutete, daß noch der Weg zum Allerheiligsten nicht offenbar geworden, solange das Vorderzelt noch stand, welches ist ein Gleichnis auf die gegenwärtige Zeit, nach welchem Gaben und Opfer dargebracht werden, die doch nicht können nach dem Gewissen den vollkommen machen, der da Gottesdienst tut, da sie nur auferlegt sind mit Speise und Trank und mancherlei Waschungen, als fleischliche Satzungen bis zur Zeit der Verbesserung.“

¹⁾ Es ist nicht mit der Lutherbibel „Räuchfaß“, sondern Räucheraltar zu lesen. Dieser aber stand im Priestertum; wir wissen nicht, ob hier eine Verwechslung vorliegt oder ob der Verfasser etwas anderes gemeint hat. Für die Buchstabentuechte peinlich; für uns nebensächlich! —



Das in die Welt hineingestellte Heiligtum! Es drängte einen fast einen Vergleich zu ziehen zwischen diesem und einem andern Heiligtum, das auch in die Welt hineingestellt ist: Der Kirche Jesu! Auch da kommen manche nie in's Allerheiligste und erlangen das ganze Jahr keine Versöhnung! Oder haben alle Leser dieser Zeilen noch einen besonderen Tag im Jahr als Versöhnungstag nötig? Oder ist für uns nicht jeder Tag voller Versöhnung?

Die Umständlichkeit, mit welcher der Verfasser hier die alttestamentlichen Gottesdiensteinrichtungen aufzählt, veranschaulicht seinen Hauptgedanken: daß der Weg in's Heiligtum noch gar nicht offenbar geworden sei. Somit bezeugt gerade der Versöhnungstag, daß es wohl einen Weg in's wahrhafte Heiligtum gebe, aber auch, daß derselbe noch nicht geöffnet, nicht gangbar, nicht bekannt sei, solange der Versöhnungstag zu Recht besteht. Als die wahre Versöhnungstat durch Christum geschehen war, hätte jenes alttestamentliche Gleichnis und schattenhafte Vorspiel aufhören müssen. Das zeigte Gott un- widersprechlich dadurch, daß am Sterbetage Jesu der Vorhang im Tempel zerriß von Oben bis Unten! — Alle solche Erwägungen stimmen uns heutzutage wehmütig. Wir wissen längst, daß der Zugang zu Gott offen ist und wie stellt sich unser Volk, unsere Gelehrten und Gebildeten vielfach zu diesen wunderbaren Erleichterungen des Verkehrs zwischen Gott und Menschen!

Auch ein anderer Ausdruck unseres Abschnittes, von dem der oberflächliche Bibelleser urteilen möchte: das ist nicht erbaulich! — fängt sich mir so besonders im Ohr: „sie können den, der Gottesdienst tut, im Gewissen nicht vollkommen machen.“ Was nützt aller Gottesdienst, wenn seine Wirkung nicht da drinnen, wo Begehungen und Taten ihr Echo finden und wo der Sturm der Vorwürfe tobt, zum Segen des ganzen Menschen offenbar wird! Solange man sich mit augenblicklichen Stimmungen und andächtigen Gefühlen erbaut und das Gewissen als lästigen Mahner so lange vor die Tür stellt, kommt man mit all dem Predigthören und Singen und Beten nicht von der Stelle. Was in Israel nicht möglich war, das soll bei uns gerade im Gottesdienst zu Stande kommen: der Riß, der durch die Persönlichkeit geht, der inwendige Zwiespalt zwischen Wirklichkeit und sittlichem Ideal, das schwer lastende Schuldbewußtsein, die Ohnmacht dem klar erkannten Gotteswillen gegenüber, — das alles soll vor den rechten Richter und Arzt und Meister gebracht werden.

Frieden im Gewissen und Kraft des Willens, der auf das Gute gerichtet ist, das müssen die unmittelbaren Wirkungen unseres Gottesdienstes sein. Möglich ist das bei einer Evangeliumsverkündigung rechter Art; warum geschieht bei uns nicht mehr davon? „Trotz des Opfers blieben die Flecken und Störungen im Gewissen, die Furcht vor dem Tod, die Israel knechtete, die Furcht vor dem Gericht, die es erheben machte, der lockende Reiz der Sünde, die es gegen Gottes Wort verhärtete. Darum blieb ihm auch das Allerheiligste verschlossen und seine Gemeinschaft mit Gott war noch unvollkommen und gehemmt.“ (Schlatter.) Wird mit diesen Worten nur der allgemeine Zustand Israels unter dem alten Gesetz und dem alten Opfer geschildert oder paßt nicht alles auch auf den religiösen Tiefstand vieler, — wenn nicht der Meisten unserer Kirchgänger heute? Was soll denn noch vom Himmel her geschehen, um eine neue Heilstufe zu Wege zu bringen? Giebt's noch einen zweiten Heiland, da für diese Leute das Wirken des ersten Heilands keinen nennenswerten Umschwung und Fortschritt gebracht hat?

Im zehnten Vers werden die fleischlichen Ordnungen aufgezählt, „Gerechtfame für's Fleisch,“ (wie Luther vom Fasten sagt: „eine feine äußerliche Zucht!“). Wenn man sich des Näheren alle jene kleinen Bestimmungen vergegenwärtigt — Opfer, Speisegebote, Mahlzeiten, Waschungen, Riten und Sagen, — so gewinnt man den Eindruck, als sollte dadurch (wie bei unserm Tischgebet!) das natürliche Leben eine Art Segen erhalten: viele der häufigsten natürlichen Beziehungen bekamen eine Marke, eine Aufschrift, die an Gott erinnerte. Ein Anschauungsunterricht der Seele: Vergiß Gottes nicht! Aber in alle dem lag kein erneuernder Geist, kein Leben aus Gott, keine Kraft von Oben; — es waren Frömmigkeitsübungen, aber keine Heiligkeit aus dem Heiligtum. Damit waren alle jene Dinge schon als Vorbilder gestempelt, die weichen mußten, wenn das Wirkliche kam. — Und nun schau dir mal manche unserer eifrigsten Christen an! Welches Gewicht wird wieder auf Äußerlichkeiten und neue fromme Gebräuche und Menschenfagen gelegt! Ist denn für Euch der Herr, welcher der Geist ist, noch immer nicht gekommen? Das fromme Fleisch ist kein nütze; der Geist ist's, der lebendig macht! Bitte, prüfe dich, inwieweit dich dergleichen trifft und angeht. Auf alle Fälle nimm den heiligen Geist, den Jesus versprochen hat, daß er dich zur Freiheit und in alle Wahrheit leite! Amen. —



Der schönste Dienst

Es standen Menschen vor Gottes Thron,
Denen wollte für ihr Wandern durchs Leben
Der Heilige Pflicht jezt und Arbeit geben;
Er redete nicht vom kommenden Lohn,
Er frug jeden Einzelnen unter ihnen:
„Mit welchem Werke möchtest du dienen?“

Und der erste bat: „Laß mich Herrscher sein!
Und laß mich sehr vielen ein Führer werden.
Bahn mach ich dem Guten, dem Schönen auf
Erden,
Ich zeige den Menschen, was edel und rein!“ —
— Und der andere sprach; „O, ewiger Meister,
Laß mich werden ein Bildner der Geister!“

Gib mir der Klugheit köstliches Gut,
Ich will den Fragenden davon schenken;
So dien' ich den Menschen, ich lehre sie denken
Die Kraft ihnen weckend, stählend den Mut.“ —
— Und als der Herrgott den dritten fragte,
Der gar bescheiden, fast ängstlich sagte:

„Verlang nicht zu viel von dem armen Knecht,
Ich will gar so hohe Wege nicht wandern,
Nur als redlichen Mann laß mich unter den
andern
Den Weg meiner Pflichten gehn recht und
schlecht.“ —
— Gott sprach, als auch dieser von hinnen
gegangen:
„Wer wenig bittet, wird wenig erlangen!“ —

Als so nun die erdenwandernde Schaar
An Gottes Thron war vorübergeschritten
Mit schönen, mit großen, mit seltsamen Bitten,
Noch ein einziger Lekt' zu fragen war.
Der hob so stehend empor die Hände
Im Hoffen gewiß auf die größte Spende.

Da sprach der Ew'ge: „Und du mein Kind,
Was für ein Dienst soll der Deine werden?“ —
— „Mein Gott, ich bitt' um den schönsten
auf Erden,
Ich möchte trösten, die traurig sind!
Trösten! Trösten!“ — Wie leises Singen
Die Worte durch alle Himmel gingen. —

Und im Hoffen und Harren der Bittende stand,
Er wußte, jezt schuf ein ewiger Wille!
Da kam das gütige Wort durch die Stille:
„Du griffst nach dem Reichtum in meiner
Hand
Vertrauend und kühn wie keiner der andern,
So sollst du gesegnet wie keiner auch wandern.

Du wirst in den Spuren des Leides geh'n,
Lasten wird man dir bringen zu tragen
Heimlich verborgene Schmerzen dir klagen
Wirst erschauernd in Tiefen des Jammers
sehn,
Um zu heilen was wund und zerrissen:
Aber, mein Kind, das sollst du nur wissen:

Dem nur, der selber zerbrochen fast
Unter dem Leid der eigenen Schmerzen
Und sein Weh barg an meinem Herzen,
Dem nur vertrau' ich die heilige Last,
Die du erbeten, den Dienst, diesen größten;
Der nur kann wirklich zur Ewigkeit
trösten!“ — —

— Trösten! Trösten! — Aus Gottes Mund
Klangen wie lauter Leben die Worte.
Und der Bittende schritt aus der Pforte
Reich gesegnet. — Zur selben Stund',
Da er hinaus in die Welt gegangen,
Hat die Welt ein Stück Himmel empfangen.
M. Feesche.

Auß meinem Leben. 4.

Auf dieser Reise — ich war 19 Jahre alt — sah ich die erste Eisenbahn in meinem Leben! Denn von Reval fuhr ich per Bahn den größten Teil der Strecke Reval-St. Petersburg bis zu einer kleinen Station, von wo ich auf das Gut eines der ersten Pelzhändler Petersburgs gelangen sollte, bei dem eine meiner Schwestern als Gouvernante lebte. Der reiche Kaufmann hatte schöne Pferde, verstand aber nicht zu reiten; — eine Jagd, aber er konnte nicht schießen; — ein wertvolles Schachbrett, aber er spielte schlecht. Da war ich in wenig Tagen sehr beliebt: konnte ich doch das alles ziemlich gut. Er fand denn auch Gefallen an mir und meine unausgesprochene Hoffnung, daß er mir Geld zum Beginn meiner Studien schenken würde, hob keck ihr Haupt.

Am letzten Abend vor meiner Abreise rief er mich in sein Zimmer und bat mich, Platz zu nehmen. Jetzt kommts, dachte ich freudig erregt. Ja, aber es kam etwas ganz anderes! „Sie wissen, daß ich keinen Sohn habe und daß meine Töchter noch zu klein sind, als daß ich so bald mit einem Schwiegersohn rechnen könnte. Nun ist mir eingefallen, Sie aufzufordern, bei mir als Vertrauensperson einzutreten. Was wollen Sie als ein frischer, aufgeweckter Kopf sich mittellos, wie Sie sind, jahrelang mit Studien plagen! Dabei sollen Sie wo möglich noch Ihre armen Eltern unterstützen helfen, wie Ihre Schwester es schon tut. Schlagen Sie ein! Ich zahle Ihnen sofort soviel Gehalt, daß Sie Ihren Eltern ohne Entbehrung das Nötige geben können. Dann reisen Sie mit mir nach Sibirien zum Einkauf der Pelze, und nachher begleiten Sie mich nach London, Paris, Leipzig, Stuttgart und Wien. Und sobald Sie eingearbeitet sind, nehmen Sie in wenig Jahren mir das lästige Reisen ganz ab und bekommen einen Gehalt, wie Ihnen kein Kaiser zahlt, wenn Sie bei ihm Hofprediger würden! Inzwischen sind meine Töchter heran-gewachsen und Sie können sich eine aussuchen, werden mein Schwiegersohn und ein reicher Mann. Also schlagen Sie ein!“

Ich war bleich geworden. Auf der einen Seite völlige Mittellosigkeit, Verpflichtung für die Eltern zu sorgen und eine ungewisse, keinesfalls glänzende Zukunft — und hier war mir das sogenannte Lebensglück auf dem Präsentierteller angeboten! Aber mein heißer



Herzenswunsch, Theologe zu werden? Hatte meine Mutter mich nicht schon vor meiner Geburt dem Herrn zum Dienst geweiht? Ich wagte nicht, mich sofort zu entscheiden.

Der Kaufmann war sehr erstaunt, daß ich nicht blindlings zugriff, gab mir aber Bedenkzeit bis zum andern Morgen, wo ich um acht Uhr abreisen mußte. In der Nacht habe ich kein Auge geschlossen! War es nicht frevelhafter Leichtsinn, solches Anerbieten auszuschlagen? Es lag doch für meine Phantasie und Abenteuerlust soviel Verlockendes in der Aussicht, sofort so durch die Welt reisen zu können! Aber zuletzt siegte doch die Begeisterung fürs Studium und für den Beruf des Predigers über die gleißende Versuchung. Hätte ich damals das Anerbieten angenommen, wäre ich jetzt längst vielfacher Millionär und würde etwas von Pelzen verstehen!

Aus ärgerlicher Enttäuschung über meine „alberne“ Absage war dann der Abschied sehr kühl und ich erhielt keinen Pfennig zum Studium geschenkt! Mit gedrücktem Gemüt reiste ich ab! Und doch sagte mir mein Gewissen, daß ich recht gehandelt hätte.

So aber war es gekommen, daß ich ohne Geld bei meinen Eltern in Dorpat anlangte. Kaum hatte sich die erste Freude des Wiedersehens gelegt, so fragte meine Mutter: „Hast Du Geld erhalten?“ „Nein, ich habe nur noch 48 Ropacken¹⁾ in der Tasche!“ Meine Mutter erschrak und sagte den Tränen nah: „Wir haben hier die Vierteljahrsmiethen vorausbezahlt und haben auch nichts mehr! Was wird das jetzt werden? Ich hatte so fest darauf gerechnet, daß Du dort eine größere Summe bekommen würdest!“ Mein Vater aber sagte ruhig: „Es ist noch Zeit. Du gehst heute abend noch auf die Redaktion der Zeitung und läßt für deine 48 Ropacken ein Inserat aufnehmen, daß ein Student Privatstunden geben möchte.“ „Aber jetzt am Anfang des Semesters stehen mehrere Duzend Studenten jeden Tag mit solchem Inserat im Blatt!“ ächzte meine Mutter. „Aber hinter ihrem Inserat steht nicht immer ein Vater, der zu beten versteht!“ sagte mein Vater ernst. Das schlug bei mir ein: wenn es einen lebendigen Gott gibt, der auf seiner gläubigen Kinder Gebet nach seiner Verheißung achten muß, — dann wird das Inserat Erfolg haben!

Morgens früh stand meine Anzeige im Blatt und um elf Uhr vormittags kam eine fein gekleidete Dame und erklärte, sie wäre viel-

¹⁾ Etwa eine Mark.

leicht nur für vier Wochen noch mit ihrem kleinen Sohn aus Petersburg hier bei ihrem Vater zu Besuch, wollte aber für diese Zeit lateinische Stunden für den Jungen. Wir einigten uns schnell auf zwei Rubel für den Vormittag. Die Dame war die Tochter des berühmten Naturforschers Karl Ernst von Baer! So kam ich in sein Haus und unterrichtete seinen Enkel! Er wurde auf mich aufmerksam und empfahl mich dem Theologieprofessor Alexander von Ottingen, ohne daß ich damals gleich geahnt hätte, warum mich derselbe so liebenswürdig aufnahm, als ich einige Wochen später Visite machte. Von der religiös bedeutsamen Stellung von Baer's, dem Vertreter der „Zielftrebigkeit“ in der Natur, erfuhr ich erst etwas später mehr, als die Kämpfe um das damals aufgehende Gestirn Häckel-Vogt uns Studenten beschäftigte.

Etwa vierzehn Tage später trat die Mutter meines Schülers, der „vixit“ mit „er wicist“ übersetzt hatte, nach dem Unterricht ins Zimmer und sagte: „Soeben habe ich ein Telegramm von meinem Mann erhalten, das mich zwingt, morgen mit meinem Jungen heimzureisen. Ihr Einfluß auf Leo war so gut, daß es mir leid ist, daß Sie ihn nicht länger unterrichten können.“ Anwillkürlich seufzte ich. Sie sah mich scharf an und sagte: „Worüber seufzen Sie?“ Ich: „Das geht Sie nichts an, gnädige Frau!“ Sie: „Und jetzt will ich es gerade wissen!“ Ich: „Die Einnahme hier war eben meine ganze Hoffnung. Wovon ich übermorgen die Gebühren für die Immatriculation bezahlen soll, weiß ich nicht. Außerdem muß ich einen blinden Vater und eine kranke Mutter unterstützen.“ Sie: „Wie kann man über Geld seufzen!“ Damit ging sie ins Nebenzimmer, kam bald wieder heraus und händigte mir ein Ruvert, in dem sich zirka 300 Mark befanden, mit den Worten ein: „Das borge ich Ihnen zinslos, bis Sie einst ein ordentlicher Mann geworden sind und es mir leicht zurückzahlen können.“

Vier Jahre später hatte ich in meiner Hilfspredigerstellung in St. Petersburg die Freude, die Dame oft unter meiner Kanzel zu sehen. Als ich aber die Summe erspart hatte und sie auffuchte, schlug sie die Annahme des Geldes rundweg ab: „Ich habe manchem jungen Menschen Geld geschenkt und geborgt, der es nicht wert war. Lassen Sie mir die Freude, einmal auch einem Manne geholfen zu haben, den Gott sichtbar segnet!“ Sie ist längst heimgegangen, — aber ich bewahre ihr eine dankbare Erinnerung! —



Das ist eins von den fast unzähligen Erlebnissen, die mich Gott machen ließ, — auch ehe ich recht belehrt war! — durch die sich mir die Gewißheit, daß er lebt und denen, die an ihn glauben, hilft, in die Seele geschmiedet hat. Darum war mir in allen Wortgefechten mit „sogenannten Ungläubigen“¹⁾ es nie ganz verständlich, wie man an seiner Existenz im Ernst zweifeln könne. Heute noch erscheint mir der Atheismus als ein sittlicher Defekt, für den ich weder Entschuldigung noch Erklärungsmöglichkeit recht anzuerkennen imstande bin.

Immerhin gehörte das erste Semester meiner Studentenzeit, — August bis Dezember 1875 — pekuniär zu den aller kümmerlichsten meines Lebens. Das Kronstipendium von 600 Mark erhielt man noch nicht und meine Begabung für den Unterricht war noch nicht anerkannt wie später. Wenn nicht jene Schwester, Lydia, mit besonders großen Unterstützungen geholfen und ein entfernter Verwandter in Petersburg etwas Geld geschickt hätte, wären wir nicht durchgekommen. Da meine Mutter damals viel kränklich und die jüngste Schwester noch ein Kind war, mußten wir ein Dienstmädchen halten und meines Vaters Pension reichte nicht zur Hälfte, um die Miete der engen ungemütlichen Wohnung zu decken.

Meine Professoren luden mich an vier Tagen der Woche zu Mittag ein und das half mir nicht nur zum Sattwerden, sondern dieser Verkehr, der sich mit wenig Unterbrechungen durch die ganze Studienzeit fortsetzte, nützte mir innerlich durch die freie Aussprache über allerlei Probleme noch unendlich viel mehr. Besonders waren es zwei von ihnen, denen mein Innenleben viel verdankte. Ernst Moriz von Engelhardt, der Kirchenhistoriker, war ein schweigsamer ernster Mann, dessen Gewissensstrenge gegen sich selbst wie ein herber Herbsttag abstoßend und anziehend zugleich auf mich wirkte. Wenn wir von einem Mittagessen bei ihm heimgingen, fühlte ich mich oft wie gerichtet und zerschlagen; in seiner Gegenwart blieben mir meine humoristischen Einfälle im Halse stecken und ich pflegte dann wohl zu sagen: „Bei Engelhardt weiß man wieder, daß man nichts weiß.“ Und doch sind mir auf meinem Lebenswege wenig Männer begegnet, die einen solchen geschlossenen, sittlich vollkommenen Eindruck machten

¹⁾ Ich sage „sogenannte Ungläubige“, weil das Wort eigentlich schlecht paßt! Sie glauben alle etwas, manche sogar viel mehr als wir Bibelschriften, — aber der Gegenstand ihres Glaubens ist falsch.



wie er. Er ähnelte in seinem Wesen dem in Deutschland bekannten Gemeinschaftsführer Stoßmaier von Hauptwyl.

Alexander von Ottingen, der Dogmatiker, war das Gegenteil. Sprühend-geistreich, sonnig, humoristisch, von ungeheurer Belesenheit auf allen Gebieten, weltoffen und ein stets glückliches Gotteskind wußte er in uns Interesse für alles mögliche zu wecken. Ob er uns von seinen Reisen in Deutschland erzählte oder Shakespeare und Goethe vorlas — besser vorlesen konnte niemand! — oder über die neuesten Erfindungen berichtete oder schwere philosophische Probleme erklärte, — er war immer auf der Höhe. Darum ging ich oft wie berauscht fort und sagte: „Es ist doch eine Lust zu leben! Man merkt bei ihm immer, wieviel man doch eigentlich schon los hat!“ Pekuniär war Ottingen der einzige unter den Professoren, der mir zuweilen in meiner Geldklemme geholfen hat. Ihr Andenken bleibe im Segen!



„Die schönsten und zugleich härtesten Hölzer werden nicht im tropischen, sondern in einem harten Klima gefunden, wo sie gegen Frost und Winterkälte kämpfen müssen. Mancher hat sich nie gefunden, ehe er alles verlor. Das Unglück enthölzt ihn nur, um ihn zu entdecken. Hindernisse und Entbehrungen sind Meißel und Hammer, die ein starkes Leben zum Kunstwerk gestalten. Mancher ist zu seinem Heil ruiniert worden.“ (Svet Marden.)

* * *

Manche finden den Heiland darum nicht, weil sie ihn nicht am rechten Orte suchen. Kennst du jemanden, der an einer schweren Last trägt? Stemme deine Schulter unter sie, dann sieh zur Seite — Jesus steht neben dir! (Aus: „The Christian“.)

Zum 50jährigen Jubiläum der deutschen Kinder-gottesdienste.

Von Hans Keller.

In diesem Winter 1913/14 sind es gerade 50 Jahre her, daß ein seltenes Rednerpaar die deutschen Lande durchzog. Es waren zwei frühere Kaufleute: der Amerikaner Albert Woodruff und der Deutsche Wilhelm Bröckelmann. Wer waren sie und was wollten sie?

Albert Woodruff hatte sich als junger Kaufmann in New-York und Brooklyn an der Sonntagschularbeit beteiligt und dann später dieser Arbeit zu Liebe seinen Beruf aufgegeben. Auf einer Sonntagschulkonferenz in London vernahm er den Ruf des Herrn, die ganze Welt für die Sonntagschularbeit zu gewinnen. Er folgte diesem Rufe und betrat im Sommer 1863 den Kontinent. Wie glühend sein Herz aber auch für die heilige Sache schlagen mochte, in Frankreich, Italien und in der Schweiz konnte es kein Feuer zünden. Alles blieb kalt und starr — man verstand nicht, was der eigentümliche Mann wollte. Die erste deutsche Stadt, in die ihn seine Reise führte, war München. Wohl hörte man ihn mit größtem Interesse an, aber es blieb eben bei dem Interesse. Tatsen sah Woodruff auch hier nicht. Dann aber fügte Gott im Oktober desselben Jahres in Heidelberg ein folgenreiches Zusammentreffen.

Wilhelm Bröckelmann war Bremenser Kaufmann. Von Hause aus eine tief angelegte, religiöse Natur, hatte er in dieser Beziehung von seiner Frau, einer frommen Engländerin, weitere Anregung und Förderung erfahren. Beseelt vom innigsten Wunsche, seine Kräfte in eine geeignete Reichsgottesarbeit zu stellen, hatte auch er seinen Beruf aufgegeben, war durch die Welt gereist und hatte sich endlich in Neuenheim bei Heidelberg niedergelassen. Hier führte Gott diese beiden Männer zusammen, die nun gemeinsam vor 50 Jahren jene Winterreise durch die deutschen Städte machten, welche von weittragendster Bedeutung sein sollte. Bröckelmann begleitete Woodruff, der kaum einige deutsche Redensarten verstand, als Vollmetscher und so suchten sie ein Feuer anzuzünden. Aber ihr Herzenswunsch, daß es bald lichterloh brennen möge zum Besten der deutschen Jugend, schien nicht in Erfüllung zu gehen, kaum daß sie ein schwaches

Glimmen als Frucht ihrer Arbeit sehen konnten. Und doch haben diese Männer auf dieser Winterreise 1863/64 ganz im Verborgenen einen Brand entzündet, welchen andere später zu einem gewaltigen, weithin sichtbaren Segensfeuer entfachen sollten.

Woodruff kehrte in seine Heimat zurück und Bröckelmann übernahm es als Reiseagent der Londoner Sonntagschulunion weiter in Deutschland anregend und befruchtend, sammelnd und organisierend zu wirken. Welche Opfer er dieser Arbeit gebracht, aber auch in welcher Gesinnung er das tat, das mögen seine eigenen Worte zeigen: „Die Menschen und die Sachen, für die wir Opfer bringen, werden uns ja immer lieber. Auch ich mußte Opfer bringen: gezwungene Trennung von den Meinigen. Ja, als ich in Berlin ein Telegramm erhielt und die Nacht durch nach Hause eilte in Angst und Sorge, fand ich, daß man das Allerliebste und Allerbeste, was ich auf Erden besaß, in den Sarg legte. Ein unvollendeter Brief an mich lag auf dem Schreibtisch. Das war mein Opfer für die Sonntagschule; wie sollte ich sie nicht lieb haben. mein Leben lang?“¹⁾

Auf die Anregung, welche diese beiden Männer in diesem Winter vor 50 Jahren gegeben hatten, und auf die nachfolgende Reisetätigkeit Bröckelmanns gehen die Anfänge unserer deutschen Kinderergottesdienste zurück. Ganz im Verborgenen entsprangen bald hier, bald dort kleine Bächlein, aus denen im Verlauf von 50 Jahren ein solch' stattlicher Strom entstanden ist. Aus ganz verschiedenen Quellen flossen diese Bächlein. Im einzelnen läßt sich das heute garnicht mehr ergründen. Aber einige Beispiele sollen doch in etwa wenigstens ein Bild von diesem Quellgebiet des Kinderergottesdienst-Stromes geben.

In Berlin hatte eine Frau Lösche angeregt durch Woodruff und Bröckelmann mit zwei jungen Mädchen den ersten Versuch gemacht. Sie luden im Laufe der Woche drei Kinder auf der Straße ein, am Sonntag in die Sakristei der Sophienkirche zu kommen. Und die Kinder kamen. Drei Kinder und drei Helferinnen, das war der Anfang der Kinderergottesdienstarbeit in der Reichshauptstadt, in der heute Sonntag für Sonntag Tausende von Helfern und Zehntausende von Kindern zum Kinderergottesdienste eilen.

¹⁾ Die Zitate des Artikels sind entnommen dem vorzüglichen Buche: „Die kleinen Majestäten“, eine Festschrift zum 50 jährigen Jubiläum des deutschen Kinderergottesdienstes. Herausgegeben von Zauke u. Conrad. Verlag des deutschen Sonntagschulbuchhandlung, Berlin. Preis geb. Mf. 2.75.



In Frankfurt a. M. war es eine junge Dame aus vornehmer Familie, die mit einer gleichgesinnten Freundin ebenso still und klein begonnen hat. Sehr anschaulich erzählt sie selbst davon: „Eine Kleinkinderschule in der dichtbevölkerten Altstadt ward ihnen für ein Sonntagsfründchen überlassen. In stillem baumbestandenen Hof erschien das freundliche Zimmer mit seinen niedlichen Bänken gar einladend. Nun ging's ans Werben der Kinder. In den engen Gäßchen der großen Stadt wimmelte es von kleinen Kindern. Sie saßen auf der Schwelle ihrer vielstöckigen Häuser, oder spielten auf den öffentlichen Plätzen und Anlagen umher. Ein blondlockiges, vierjähriges Mädchen mußte Anna — so nennt sich die junge Dame — ansprechen: „Wie heißest Du?“ „Lina Schmidt.“ „Willst Du gerne nächsten Sonntag um 11 Uhr drüben in jenem Haus zu uns zur Sonntagschule kommen? Wir erzählen Dir schöne Geschichten vom Heiland und singen hübsche Lieder und zeigen Dir Bilder. Willst Du kommen?“ — „Ja“, antwortete Lina mit leuchtenden Augen, obgleich sie von der ganzen Sache nicht viel verstand. — „Sag es Deiner Mutter und komme nächsten Sonntag; Du wirst sehen, wie schön es ist“. So wird die erste kleine Mädchenschar gewonnen.“

In Karlsruhe, wo auf ähnliche Weise durch Privatpersonen ein kleiner Kindergottesdienst entstanden war, nahm die Kirche die Sache bald in die Hand. Oberhofprediger Doll begann in der „Kleinen Kirche“ einen Kindergottesdienst, der heute noch besteht. An ihm nahmen der jetzige Großherzog von Baden und seine Geschwister regelmäßig teil, oft von der Mutter, manchmal sogar vom Vater begleitet.

So entsprangen bald hier, bald dort die kleinen Bächlein. Wie es aber immer in der Welt geht, ging es auch hier. Von mancherlei Seite suchte man den Lauf dieser munter fließenden Bäche zu hemmen und zu stören. Vor allen Dingen regte sich die Lehrerschaft darüber auf, weil sie meinte, man wolle ihr in's Handwerk pfuschen. So bestraften z. B. Lehrer die Kinder, welche am Sonntag einen solchen Kindergottesdienst oder eine Sonntagschule besucht hatten, auch, wenn das auf Wunsch der Eltern geschehen war. Deshalb hat der Badische Oberschulrat im Jahre 1873 durch besondere Verfügung einem Lehrer untersagt, „die schulpflichtigen Kinder vom Sonntagschulbesuch abzuhalten, bezw. mit Strafen gegen sie vorzugehen.“



In München, wo Pfarrer Rodde den ersten Rindergottesdienst begonnen hatte, gingen die Gegner bis zum Ministerium, das eine höchste Entschließung vom 29. 11. 73 erließ, nach dem der Rindergottesdienst einer polizeilichen Überwachung unterstellt wurde; denn es heißt darin unter anderem: „Das protestantische Pfarramt München hat über die getroffenen Einrichtungen der weltlichen Behörde, das ist der Polizeidirektion München, Anzeige zu machen.“ Ebenso mißtrauisch schien die bayerische Kirchenbehörde zu sein, denn kurz darauf wurde eine Verfügung vom 3. 12. 73 bekannt gegeben, nach der „die zur Hilfe bei den Rindergottesdiensten verwendeten Personen stets dem Rgl. Oberkonsistorium zur Anzeige zu bringen und von demselben zu bestätigen sind.“

Wir sahen, wie die Rindergottesdienstarbeit entstand und wie sie trotz Hemmungen Boden gewonnen hat. Und heute hat diese Arbeit eine Bedeutung und eine Ausdehnung in den deutschen Landeskirchen und ebenso in den Freikirchen, wie Woodruff und Brückelmann sie sich nicht hätten träumen lassen. Aber die Arbeit hat sich doch anders entwickelt, als jene beiden Männer es sich wünschten.

Amerikanisch-englische und deutsche kirchliche Verhältnisse sind grundverschieden, ebenso auch das beiderseitige Schulwesen. Daher mußte sich auch die deutsche Sonntagsschule anders gestalten, als die jenseits des Kanals und des Ozeans. Darum hat auch jener Engländer durchaus recht, der auf einer Berliner Sonntagsschulkonferenz sagte: „Sie haben unter günstigeren Verhältnissen angefangen, als wir; denn unsere Kinder mußten vorher lernen, was die Ihrigen schon wußten. Wir mußten mit ganz unerzogenen und ununterrichteten Kindern beginnen; denn in England fehlt aller Vorbereitungsunterricht, den Sie durch Ihre Wochenschulen schon hatten, und so mußten wir erst den Grund legen und hatten im Anfang mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Wir mußten die Zeit am Sonntag zuerst zum großen Teil zu weltlichem Unterricht benutzen, um eine Grundlage zu schaffen.“ Daß die Sonntagsschule drüben tatsächlich in der Hauptsache Schule ist, ging auch aus dem 7. Welt-Sonntagsschulkongreß hervor, welcher vom 8.—15. Juli des vergangenen Sommers in Zürich tagte. Auch die mit dem Kongreß verbundene Ausstellung zeigte, daß die Sonntagsschule mehr den Charakter der Schule trägt, selbst mit Handfertigkeitsunterricht usw.

In unsere geregelten Schulverhältnisse mit ihrem Religionsunterricht passen solche Sonntagschulen tatsächlich nicht herein. Wir wollen unseren Kindern einen wirklichen Gottesdienst schaffen, der äußerlich und innerlich auf sie zugeschnitten ist. Und glücklicher Weise hat sich die deutsche Sonntagschule in dieser Richtung bewegt und als äußeres Zeichen dafür immer mehr den Namen Kindergottesdienst angenommen. So konnte denn auch die deutsche Kindergottesdienstbewegung überall in den kirchlichen Organismus eingearbeitet werden.

Wir wollen es in diesem Jubiläumsjahr nicht vergessen, daß wir Amerikanern und Engländern die erste Anregung zu verdanken haben — deshalb rechnen wir ja auch jene Winterreise 1863/64 als Beginn der deutschen Kindergottesdienstarbeit — aber wir sind froh, daß wir dann unsere eigenen Wege gegangen sind. Nur so ist der Kindergottesdienst kein fremdes Gewächs geworden, sondern eine echt deutsch-evangelische Sache.



Aus der Briefmappe des Evangelisten



A. R. Sie haben eine hohe Meinung von sich selbst, drücken sich aber so fein und vorsichtig aus, erwecken in einem, der Sie noch nie gesehen und gesprochen hat, den Eindruck einer besonders reinen und liebenswürdigen Seele, bekunden dabei soviel geistigen Taktinn für anderer Menschen Innenleben, daß ich Ihnen sagen möchte: Sie sind nicht fern vom Reiche Gottes! Was würde aus Ihnen werden, wenn Sie Ihr Herz wirklich für Jesus öffnen würden! Wieviel reicher, wahrer, schöner müßte Ihr Seelenleben werden, wenn Sie in der Tiefe Ihres Herzens Ihre Sünde, — die Selbstverliebtheit — entdeckt hätten und sich durch Jesu Hilfe von diesem letzten Bann lösen ließen. Sonst fürchte ich, werden Sie nach zehn Jahren ein hochmütiger Pharisäer und nach zwanzig Jahren ein harter Egoist und im Alter ein einsamer, unver-

standener, ungeliebter Greis sein. Niemand bleibt, was er in Ihrem Alter — 19 Jahr! — ist; es geht aufwärts oder abwärts. Jesus fehlt Ihrer Persönlichkeit. Liebe zu andern Menschen dergleichen! Jetzt tun Sie mir trotz all Ihrer Seelenvorzüge herzlich leid!

„Wehe dem Becher, der zu Scherben geht
Und keinen Durst'gen getränkt hat, —
Dem Herzen, das zu Sterben geht
Und keinem Liebe geschenkt hat!“

H. W. Sie können Sich trösten! Sie sind mit Ihrer „plötzlichen Erschlitterung des Glaubens bis zur Schwelle des Irrenhauses“ kein „unerhörter Fall“, wie Sie meinen. Vergleichen Rassensturz und Hausputz habe ich an meinen jüngeren Brüdern und Schwestern schon wiederholt beobachtet. Das sind die Zeiten, von denen geschrieben steht: „Da hob der König an zu rechnen.“ Aber der Erfolg solcher Erprobungen für den inneren Menschen ist, wenn sich das Gewässer verlaufen hat, um so größer, und bei manchem ging es schon buchstäblich so, wie ich neulich einer Ungefochtenen schrieb: „Die Herrlichkeit des zweiten Hauses wird größer sein, als die des ersten war.“ Ziehen Sie sich nur jetzt aus der nervösmachenden Geselligkeit zurück und lernen Sie ohne süße Gefühle die Überzeugung in Jesu Tun verankern: „Niemand soll Euch aus meiner Hand reißen!“ —

Mannheim. Ihre Verse sind ja inhaltlich ergreifend, aber die poetische Form ist so fehlerhaft und unschön, daß ich sie beim besten Willen nicht abdrucken kann. Ob Ihnen nicht Stille vor Jesu Augen am meisten not tut? Dann würde mancher Überschwang des Gefränktheins und manche Leidenschaft, die Sie zerreißt, plötzlich aufhören. —

H. D. 1) Zu Ihrer ersten Frage habe ich nur darauf hinzuweisen, daß man ein feuriges Füllen anders behandeln muß, als einen störrigen Stier. Schon in derselben Familie kann dem einen Kind etwas verboten werden, was dem andern Kinde Pflicht sein kann, weil die Eigenart total verschieden ist. 2) Zur Erklärung jenes Versleins: „Wer viel einst zu verkünden hat, schweigt viel in sich hinein, — wer einst den Blitz zu zünden hat, muß lange Wolke sein,“ — möchte ich Sie auf ein anderes Bild hinweisen: wenn das Wasser des plätschernden Baches soviel Kraft haben soll, daß es ein großes Mühlrad treiben soll, muß man einen Staudamm ziehen. Erst die aufgestaute größere Masse kann größere Kraft entwickeln. — Wer viel reden muß, der wird vorher auch viel schweigen müssen.

M. S. Das ist sehr schön, daß Sie in Folge meiner Ansprachen in Ihrer Stadt einen solchen Anstoß zu umfassender Arbeit für den Herrn erhalten haben. Mir wäre es nur lieber, andere hätten mir mitgeteilt, was Sie jetzt alles schon getan und geleistet hätten, statt daß Sie acht Seiten von dem schreiben, was Sie nächstens alles vornehmen wollen. Neulich las ich: „Der Impuls zu einer guten Tat vergeht schnell, wie ein Schneeball zu Wasser wird, wenn man ihn in der Hand behält.“ Nehmen Sie sich in acht, daß Sie so Ihre Hände nicht erkälten! —



E. D. Sehen Sie, wie schwer es jetzt ist, jene Verleumdung, die Sie weiter getragen hatten, wieder gut zu machen. Da gilt der Satz: „Die Lüge ist schon halb um die Erde, bevor die Wahrheit auch nur die Stiefel angezogen hat.“

A. W. Ihr Sichtsleiden hängt mit jener Sündengeschichte nicht zusammen. Ich bete weiter für Sie! Der eine Rückfall ist vergeben, aber nun muß es aufwärts gehen! Hören Sie, es muß! Jesus will es und er kann Ihnen helfen und ich mache mit Ihnen, deren Namen ich nicht kenne, den Bund, daß Sie mir berichten müssen, wenn noch ein Rückfall vorkommt. Gerettet werden Sie doch! —

Antwort für von G. (Oktoberheft). „Ja, es gibt einen solchen Verein, der diejenigen, die unrechtmäßig von der Welt zu Ehrlosen gestempelt sind, aufnimmt: Der Verein der Kinder Gottes. M. S. — Ich habe dieser eingegangenen Antwort nichts hinzuzufügen, als die Mahnung: „Komm und siehe es!“

R. in Th. Ihre Art Leiden verstehe ich ganz. Trösten Sie sich, daß diese Verschärfung der Versuchung das letzte Aufflackern ist. Jesus will Sie doch bis ans Ende treu behalten. Warte nur, bald ruhest auch Du! Das Schwergewicht wird von Tag zu Tag mehr auf die Waagschale des Geistes gelegt und der Strom wird stiller und tiefer, je näher er dem Meere seiner Bestimmung kommt. —

A. L. Lassen Sie das Messen Ihrer Heiligung! Glauben Sie still, daß Jesus Ihre Heiligung ist und trachten Sie nach täglichem freudigem Verkehr mit ihm; dann nimmt er Ihnen jenen Kampf aus der Hand und füllt dieselbe mit Blumen, die zum Siegeskranz gebunden werden sollen.

Vom Büchertisch



Heirat ausgeschlossen. Erzählung von Hanna Wagener, geb. Freiin von Richthofen. Verlag des Hofbuchhändlers Fr. Bahn in Schwerin i. Meckl. Geh. 1.80 Mk., geb. 2.50 Mk.

Hier sind keine großen Probleme, keine Tendenz auf Bekehrung, aber ein so lebenswürdiger anheimelnder Ton getroffen, daß man die Erquickung und Erholung von strenger Arbeit, die solche Lektüre bieten soll, wirklich findet. Ein gesundes Urteil über eine ganze Reihe ernster Fragen fließt ungesucht in die Unterhaltung ein und liefert nach dem Apostelwort das nötige Salz zum Lieblichen der Rede. (Colosser 4, 6.) Das Buch wird viel Freude machen, denn auch der Humor fehlt nicht.

Königin Not. Roman von Leontine Winterfeld. Verlag des Hofbuchhändlers Fr. Bahn in Schwerin i. Meckl. Geh. 3.20 Mk., geb. 4 Mk.

Wenn in diesem Roman aus der Zeit Rudolfs von Habsburgs nicht ein paar etwas unwahrscheinliche Rettungen vorkämen, würde ich ihm h. hes. Lob spenden müssen. Sprache, Gedankenführung, Charaktereinschilderung ist oft geradezu erstklassig. Einige Szenen der Liebesgeschichte zwischen Norbert und Anita sind so zart und duftig gemalt, daß man seine helle Freude haben kann. An spannender Handlung fehlt es nicht, so daß man schwer vom Buch loskommt.

Heinrich Auer. Friedrich Ozanam. Ein Leben der Liebe. Freiburg i. Br. Caritas-Verlag. Cart. 2.40 Mk.

Die Hingabe an Ozanams Liebes- und Lebenswerk, — er hat den Vinzenz-Verein gegründet, der in der ganzen katholischen Welt seine gesegneten Liebeswerke übt —, hat der Verfasser mit liebender Sorgfalt dargestellt. Es ließt sich das Buch bisweilen, als ob es aus besser evangelischer Feder käme. Ist das nicht ein Zeichen dafür, daß je näher jemand dem Heiland kommt, desto mehr alles abfällt, was im Streit der Konfessionen auf niederen Stufen noch wesentlich zu sein scheint? Was von der Liebe Christi stammt und in einem Menschenleben zur Reife kam, — das ist weder katholisch, noch evangelisch mehr! Darum hoffen wir einst auf die eine Herde und den einen Hirten!

D. Samuel Dettli, die revidierte Lutherbibel. Verlag von Edwin Runge in Gr.-Lichterfelde-Berlin 1908. 60 Pfg.

Der Kritik, welche Verfasser an der revidierten Lutherbibel übt, kann ich zustimmen, ebenso den allgemeinen Grundsätzen, nach denen eine Neubearbeitung, die als eine höchwichtige Pflicht der christlichen Theologie deutscher Zunge bezeichnet wird, zu verfahren hätte. R.

Frei vom Gesetz. Eine Auslegung des Galaterbriefs für die gläubige Gemeinde von E. F. Ströter. Verlag des Traktathauses G. m. b. H. Bremen.


Die Auslegung ist beherrscht von dem Bestreben, einen grundsätzlichen Unterschied zwischen dem Evangelium des Paulus an die Heiden und dem der 12 Apostel an die Juden nachzuweisen. Dadurch gewinnt diese Arbeit ihr besonderes Interesse auch für den, der dem Verfasser widersprechen muß. R.

D. Eduard Riggenbach, die Auferstehung Jesu. 1908. Verlag von Edwin Runge in Gr.-Lichterfelde-Berlin.

Eine kurze, kritisch beleuchtete Darstellung des Tatbestandes und Beurteilung der Auferstehung Jesu mit positivem Ergebnis, das überzeugt. R.

Hic. Dr. Wilhelm Caspari, die Pharisäer bis an die Schwelle des Neuen Testaments. 1909. Verlag von Edwin Runge in Gr.-Lichterfelde-Berlin.

Durch diese Studie wird ein Zugang zu einem ziemlich dunkeln, vielen unbekannten, aber interessanten Quellengebiet gebahnt, der die Mühe des Weges lohnt, auch wenn das Ziel, den Ursprung der Pharisäer geschichtlich nachzuweisen, noch nicht vollkommen erreicht sein sollte. R.


D. C. F. Georg Heinrich, Paulus als Seelsorger. 1910. Verlag von Edwin Runge in Gr.-Lichterfelde-Berlin. 50 Pfg.

Hier ist auf wenig Seiten viel, fast zu viel Stoff verarbeitet von einem Sachverständigen, der sich durch gute Beobachtung und feines Verständnis für des Apostels Art und Wesen empfiehlt. Kräftige Kost für Gebildete, die ernstes Nachdenken nicht scheuen. R.

Mag. theol. Traugott Hahn, die Bibelkritik im Religionsunterricht. 1910. Verlag von Edwin Runge in Gr.-Lichterfelde-Berlin. 50 Pfg.

Als befriedigende Lösung dieser schwierigen Frage möchte ich die Ausführungen dieser Schrift nicht bezeichnen. Bibelkritik kann einen positiven Wert nur für den haben, der selbständig zu prüfen in der Lage ist, darum gehört sie nicht in den Religionsunterricht. Referierend mag sie in oberen Klassen höherer Lehranstalten berücksichtigt werden. R.

Mag. theol. Johannes Frey, die letzten Lebensjahre des Paulus. 1910. Verlag von Edwin Runge in Gr.-Lichterfelde-Berlin. 70 Pfg.

Eine scharfsinnige Untersuchung über eine verwickelte und viel umstrittene Frage von großem Interesse. Das Problem wird scharf herausgestellt und eine Lösung in positivem Sinne geboten, die an Evidenz grenzt.

Aus dem Verlag Rober (F. Spittler Nachfolger) Basel, sind folgende Werke sehr zu empfehlen:

Joh. von Huene. Der Brief Pauli an die Philipper. Mk. 1,20.

Diese zarte und tief eindringende Auslegung des Philipperbriefes sei allen den empfohlen, die nicht schnell lesen und lernen wollen, sondern die sich Zeit nehmen und um das letzte und tiefste Verstehen sich bemühen. Wer von Huene zum Lehrer hatte, wie der Berichterstatter, und wer jetzt noch von ihm lernen darf, der weiß, daß er einem Schriftgelehrten folgt, dessen ganzes Leben eine Darstellung des Pauluswortes war: Aus Glauben in Glauben. Möge dies Büchlein in recht viele Hände kommen. D.

Johann Jakob Schenkel. Wir glauben, darum reden wir auch. Predigten. 2 Bände.

Diese Predigten behandeln den christlichen Glauben, nicht das Apostolikum, und bieten eine in sich geschlossene Glaubenslehre. Dies mag für viele eher abschreckend als einladend sein. Und darum möchte ich bitten, wer unter den Lesern eine schriftgemäße Gesamtdarstellung unseres Glaubens und unserer Hoffnung sein eigen nennen möchte, der kaufe diese Predigten und studiere sie die Feder in der Hand und die Bibel neben sich. Ich gestehe ganz offen, keiner meiner Universitätslehrer hat mir die Bedenken gehoben, die ich hatte. Diesem alten und erfahrenen Zeugen war es gegeben, das, was viele quält, in die Tiefe der göttlichen Erkenntnis zu rücken und damit zum Frieden zu führen. D

Albrecht Thoma. Hilfsbuch zur Behandlung der biblischen Geschichten.
Konkordia Verlag, Bühl (Baden). Mk. 7.—.

Der Verfasser ist Professor am Lehrerseminar und aus seiner langjährigen Lehrtätigkeit ist dies Buch entstanden. Es ist eine Freude eine biblische Geschichte mit ihm durchzugehen. Ich benütze das Werk regelmäßig zu meiner Vorbereitung und kann es jedem Lehrenden empfehlen. Manche theologischen Voreingenommenheit, auf die man da und dort stößt, war für mich nur ein Grund mehr, mich eingehender mit dem Stoff zu beschäftigen. D.

Fritz Barth. Christus unsere Hoffnung. Verlag Francke, Bern. Mk. 4.—.

Der verstorbene Theologie-Professor Barth, eine feine, stille Christenseele und Gelehrtennatur, hat da und dort mit seinen Gaben durch Vorträge, Predigten und Aufsätze der großen Gemeinde gedient. Nach seinem Tod sind diese Arbeiten gesammelt worden und liegen nun in dem Band: Christus unsere Hoffnung. Es ist nicht ein Stück darin, durch das man nicht bereichert würde. Ich empfehle das Buch mit aufrichtiger Freude. D.

Aus dem Lebensbrunnen. Ein Predigtband, herausgegeben von R. Oftertag.
Verlag Seybold, Ansbach. Mk. 6.—.

Dieser Predigtband vereinigt einen Jahrgang Predigten von den bedeutendsten Predigern positiver Richtung. Die verschiedensten Gaben kommen hier zu schönem Ausdruck und finden sich alle in dem Einem: Christus für uns, und wir für Ihn. Das Predigtbuch sei bestens empfohlen. D.

Gustav Benz. Unser Vater, unsere Brüder. Verlag Reinhardt, Basel.
Geb. Mk. 5.—.

Der bekannte Baseler Prediger, der der christlichen Gemeinde schon zwei hervorragende Predigtbücher geschenkt hat, hat sich zur Herausgabe eines dritten Bandes entschlossen. Benz zeigt sich hierin auch von einer neuen Seite, nämlich als Feldprediger. Er versteht es wunderbar, dem harten Soldatendienst eine „göttliche Bedeutung“ abzugewinnen. Soldaten und Offiziere erhalten Richtlinien zur Auffassung ihres Berufes, die bedeutsam sind. Sämtliche Predigten haben die Vorzüge der beiden ersten Bände. Selten stößt man auf eine Wiederholung derselben Gedanken. Lebendigkeit und Anschaulichkeit erhalten den Leser — wieviel mehr den Zuhörer — in gespannter Aufmerksamkeit.

J. Jung. Wiesenblumen. Sechs Erzählungen. Schaffnits Verlag, Düsseldorf.
Eleg. broch. Mk. 2.50.

Diese gut geschriebenen Geschichten werden in Gemeinschaftskreisen und ernst christlichen Familien gern gelesen werden. Ich denke mir, daß die Leiter von Jungfrauenvereinen besonders dankbar für dieses Buch sein werden, denn mehrere der Geschichten eignen sich vorzüglich zum Vorlesen.

Emmy Seifert. Im Grabfeldgau. — Wilhelm Stroebe. Hochwald. — Ludwig Josephson. Brosamen. — Anna Marquardsen. Der Sohn des Rats Herrn. — Gottfried Flammbe. Der Flüchtling. Verlag J. F. Steinkopf, Stuttgart. Jedes Bändchen Mf. 1.20.

Diese neuen Bändchen der deutschen Jugend- und Volksbibliothek reihen sich ihren Vorgängern würdig an und sind durchaus zu empfehlen. Wer sich auf dem einsamen Gutshof oder Dorf für seine Leute eine kleine Leihbibliothek einrichten will, braucht nicht lange zu suchen: hier ist der rechte Ton getroffen und das Interesse wird geweckt werden, wo es noch fehlen sollte.

Dr. Wilhelm Loz, Abraham, Izaak und Jakob. 1910. Verlag von Edwin Runge in Gr.-Lichterfelde-Berlin. 60 Pfg.

Als unhaltbar, weil einander widersprechend, werden verschiedene Versuche, Abraham, Izaak und Jakob als mythische Gestalten zu erklären, nachgewiesen; aber ob Verfasser nicht selber zu viel von der Geschichtlichkeit des biblischen Berichtes preisgibt? Das letzte Wort ist in dieser Frage jedenfalls noch nicht gesprochen.

R

—Reiseplan—

- | | |
|--|---------------------------------|
| 11.—20. Januar 1914, Dresden. | 12.—18. März, Stettin. |
| 21.—23. " Berlin. | 19.—24. " Frankfurt a. Ober. |
| 25.—30. " Thorn. | 20.—28. April, Breslau. |
| 1.—19. Febr., Posen (Stadt u. Prov.) | 29. April bis 4. Mai, Liegnitz. |
| 20. Februar, Wronke. | 6.—7. Mai, Zittau. |
| 1. März, Freiburg i. Br. (Missionsabend) | 8.—10. " Herrnhut. |
| 3.—11. März, Hamburg. | 12.—17. Mai, Eilenburg. |

Psalm 86, 1—6.

Bezugsbedingungen

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen Mf. 3.50
Bei direkter Zusendung unter Kreuzband Mf. 4.— Einzelnummer 35 Pfg.

Herausgeber Pastor G. Keller in Freiburg i. Br. — Kommissions-Verlag von Walter Momber in Freiburg i. Br. — Druck von Hammerschlag u. Kahle, G. m. b. H. in Freiburg i. Br.

Auf Dein Wort



12. Jahrgang.

Heft 5.

Februar 1914.

Ich weiß nur eins — —

Nun laß mich klopfen von Tür zu Tür
Und meinen Schritt auf mancher Straße klingen!
Ich muß ja wohl doch endlich zu dir
Und die müden Glieder in meine Heimat bringen;
Denn meine Heimat wartet
Geduldvoll hinter blauen Höhen.

Ich werde noch viel lachen und weinen,
Hoffen, verzagen, lieben, schaffen und sündigen.
Nacht wird sein und die Sonne wird scheinen;
Und ein ferner Rauch will mirs verkündigen:
Daß meine Heimat wartet, wartet
Geduldvoll hinter blauen Höhen.

Weiß nicht, wie lang die Straßen sind,
Weiß nicht einmal, weshalb das weite Wandern,
Ich bin so töricht wie ein Kind.
Ich weiß nur eins und sag' es allen Andern:
Daß unsre Heimat wartet, wartet, wartet
Geduldvoll hinter blauen Höhen. —

Annemarie Buchwaldt.





Heimkehr Gottes.

Vortrag.

4 Mos. 10, 36: „Rehre wieder, Herr!“

Wie kann man von einer Heimkehr Gottes reden? Das setzt doch ein Fortgegangensein, eine Aushäufigkeit, ein Weilen in der Ferne voraus. Darf man nicht dergleichen wirklich annehmen, wenn viele unserer Zeitgenossen versichern, daß sie Gott niemals erlebt haben, nirgends in den Vorgängen ihres Lebens seine Hand erkannt und nie aus einer Predigt seine Stimme herausgehört haben, ja, daß sie gar kein religiöses Bedürfnis mehr spürten? „Ob da nicht mancher unter ihnen wehmütig auf den schönen Glanz seiner Kindertage zurückblicken und mit Hiob sprechen mußte: „O, daß ich wäre wie in den vorigen Monden, in den Tagen, da mich Gott behütete, da seine Leuchte über meinem Haupt schien und ich bei seinem Lichte in der Finsternis ging, — da Gottes Geheimnis über meiner Hütte war! . . .“ Die allermeisten Kinder in der Christenheit hatten doch eine Art Kinderglauben und religiöse Beziehungen zu Gott, — warum ging Gott fort? Die gewöhnliche Antwort lautet: Die moderne Naturerkenntnis hat ihn in der Seele des heranwachsenden Menschen um seine Heimat gebracht. Hat doch einer gelästert: Die Naturforscher hätten Gott im Weltall die Wohnung gekündigt.

An dieser Antwort ist eins jedenfalls nicht so ohne Weiteres als richtig zuzugeben: das Wörtlein „modern“. Denn vor dreitausend Jahren schon gab es Leute ohne unsere moderne Naturerkenntnis, auf die das Psalmwort zielt: „Die Toren sprechen in ihren Herzen: es ist kein Gott.“ Damals waren es die Toren; heute wollen das die Gescheiten sein. Damals sprachen sie das heimlich in ihren Herzen; — heute schreiben sie das offen in tausend Zeitungen und predigen es von allen Dächern. Und das Andere an dieser Antwort ist auch nicht zutreffend, als ob die moderne Naturerkenntnis es an sich habe, mit Notwendigkeit den Gottesglauben auszulöschen. Ja, wenn ihre Resultate Sätze von der schlagenden logischen Kraft wären, wie die Grundsätze der Mathematik! „Zwei

Größen, die einer dritten gleich sind, sind auch untereinander gleich." Gegen die Wahrheit solcher Sätze würde kein religiöses Erlebnis sich behaupten können. Aber solcher Art sind die Ergebnisse der Naturwissenschaft nicht, sonst könnten nicht heute noch Tausende und Untertausende gebildeter Männer, die die Naturwissenschaft sehr gründlich studiert haben, noch überzeugte Christen sein; bei ihnen wandelte sich der Kinderglaube zur Mannesüberzeugung.

Es muß also noch eine andere Erklärung für diesen Zustand von heute geben. Atheismus ist kein Schicksal, keine Vererbung, keine bloße Ansteckung durch Bazillen, sondern es muß irgendwo eine fehlerhafte Willensentscheidung das Denken beeinflusst haben. Oft mag ein sittliches Manko zu Grunde gelegen haben, daß man eine vom Christenglauben verpönte Lust festhalten wollte oder sich selbst bejahte, anstatt sich selbst zu verleugnen oder die Angst vor dem Spott der Kameraden oder die Undankbarkeit gegen Gott. Ganz verschieden geartete Geister, wie Pastor Steudel in Bremen und die redetrohe Schwedin Ellen Key haben zugegeben, daß im letzten Grunde nicht wissenschaftliche, logische Gründe den Ausschlag gegeben hätten, weshalb sie sich vom biblischen Christentum abgewandt hätten, sondern die Erkenntnis, daß dieser Jesus von Nazaret von jedem die Aufgabe seiner eigenen Persönlichkeit fordere

Hat man aber so mit heimlichem Denken und lautem Entscheiden in der Wirklichkeit seines eigenen Lebens gegen Gott revoltiert, — dann ist er in solcher Revolution nicht mehr anwesend. Er ist zu heilig und zu erhaben, als daß er sich von dem profanen Haufen so behandeln ließe: da ist Gott für diese Leute weggezogen und es wird nur eine Heimkehr Gottes möglich sein, wenn ganz bestimmte Bedingungen erfüllt sind.

Wie geht es ihnen nun, so lange Gott fern ist? Sie haben zuerst den Heilsglauben verworfen; dann folgte ganz von selbst der Vorsehungsglaube nach und bald konnten sie nicht mehr an einen persönlichen Gott glauben und damit fiel für sie die moralische Weltordnung. Da sie aber auf Gott angelegt sind, verkümmert ihr Gemüt unter der falschen Behandlung, die sie ihm antun. Ungestraft rottet keiner seine besten Anlagen aus. Wird der starke religiöse Trieb unterdrückt, so verkümmern mit ihm auch andre Gemütswerte. Der unausgesprochene Vorwurf, daß man sich gegen Gott versündigt hat, liegt trotz der offenkundigen Leugnung Gottes wie eine geheime Gramfalte auf ihren Fugen, klingt wie eine zerrissene Saite in ihrer Seele und wirft seinen Schatten auf ihre

Stimmung. „Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten.“ Mancher, der da meinte, Gott totesgeschlagen zu haben, hätte ihn nachher wieder erwecken mögen, wenn das so leicht gegangen wäre, wie das Totschlagen. (Nietzsche.)

Man möchte sagen: es war eine voreilige, grundlose Revolution gegen den eigentlich verehrten König und später tat's einem leid. Aber zuerst mochte man nicht zurück und nachher kamen Zeiten, da konnte man nicht zurück. Das war ein Trost und ein Jammer zugleich! Ein Trost, daß er einen ja nicht zur Rechenschaft ziehen könne, wenn er doch tot sei und ein Jammer, weil einem unschätzbare Gemüthswerte unrettbar verloren gingen. „Der König ist tot. Wir können ihn nicht lebendig machen. Wüßte man sicher, daß er lebt und daß er alles verzeiht, — man holte ihn wieder zurück!“ Das ist der geheime Hintergrund des offenbaren Schauspiels, das sich bei manchen modernen Dichtern, Theologen und Philosophen beobachten läßt: zuerst hat man die Revolution gegen den Gott der biblischen Offenbarung öffentlich mit Pauken und Trompeten mitgemacht und später leimte man sich eine Art Gottheit mit Wenn und Aber zusammen, stattete sie mit allerlei Eigenschaften und Möglichkeiten aus und huldigte diesem Erzeugnis seiner Phantasie!

So las ich jüngst in einem sehr modernen Buch: „Wir laufen alle in die Irre. Die Dunkelheit der Nacht ist über uns gefallen. Sie ist mit Schluchzen und schreienden Stimmen erfüllt: „Wo ist Gott!“ „Wir fanden ihn“; — „nein, wir“; „er ist weit fort und gerettet“; „er ist gefallen, wir fanden seinen Leichnam“ — so ruft es durcheinander. Schlag da nicht eine Stimme an unser Ohr wie Flüstern und wie Donnergeroll: Ich bin es? Leuchtet dort schon des Morgens erster Strahl? Ist die Nacht des Königsmordes vorüber und unser König lebt noch? Verzeiht, ihr Brüder, wenn mein Gang noch schwankt, meine Rede noch stockt, wenn die Greuel des Aufruhrs meine Sinne noch schrecken — — aber ich habe eine Stimme gehört! Wenn der helle Tag wieder scheinen wird, wenn der Herr wieder König ist, da werden wir sicher schreiten, da wird ohne Zittern unser Ruf erklingen: „Sie, Schwert des Herrn und Gideon!“ Noch brauen Nebel über dem Schlachtfeld, noch dämmert das Zwielicht; aber der Dämmerung muß ein Morgenrot folgen und dem Morgen ein neuer Mittag. Laßt uns unsern Schlachtgesang anstimmen; je länger wir singen, um so heller wird er klingen: Eine feste Burg ist unser Gott . . .“

Das ist eine Rostprobe leerer Phrasen! So redet keiner, der

mit dem Gott der Propheten, Apostel und Reformatoren in wahrhaftigem Gebetsumgang steht. Und dann die Dreistigkeit, daß Rebellen das alte Schlachtlied der Reformatoren anstimmen! Es macht den Eindruck, als wenn lästernde Anarchisten ihre wüste Tagung, wo sie sich gegen den König rüsteten, mit dem Gesange schließen wollten: „Heil dir im Siegerkranz . . .!“ Unser alter Luther würde heutzutage manchemal wie ein Donnerwetter dazwischenfahren, wenn er die Leugner der Gottheit Christi zum Schluß ihrer kirchenstürmerischen Versammlungen sein Glaubenslied müßte singen hören!

Gott ist in allen jenen modernen Phrasen nicht mehr zu finden. Er ist beim Ausbrechen der Revolution schon fortgegangen, denn er ist zu heilig — er läßt sich nicht spotten und schlagen — und er ist in ihrer Renaissance und Restitution ebensowenig drin; er kann sich selbst nicht leugnen. So kommt Gott nie zurück und sie kommen nie zu Gott, sondern es gibt ein gegenseitiges Abstoßen. In meines Vaters Hause, wo die vielen Wohnungen sind — gibt es keine Extra-Zimmer für Rebellen. Ist Gott heimatlos unter ihnen geworden, so sind sie es auch.

Wie soll da überhaupt noch ein Umschwung, eine Änderung eintreten? Es müßte jemand im Stande und gewillt sein, zu vermitteln. Das ist bereits mit einer bis zum Ende unserer Weltzeit gültigen Kraft geschehen durch die Heimkehr des verlorenen Sohnes Gottes. Was soll das heißen? Nun, Jesus war in vollem Einvernehmen mit seinem Vater, um dessen Werk auszuführen auf die Erde gekommen und hatte in vollendeter Treue des Vaters Willen getan, so daß vom Himmel her die Anerkennung ertönte: Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe! Plötzlich ist das anders geworden, denn am Kreuz schreit er auf: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Nicht mehr: mein Vater? Nein, er hat die im Himmel verpönte Sünde der Menschen auf sich genommen und da ist er zum Greuel und Abscheu geworden, daß man das Antlitz vor ihm verbarg. In dem Augenblick war er der verlorne Sohn! Aber er hat ausgehalten in solcher Höllepein und zuletzt doch den Sieg behalten, daß er noch am Kreuz wieder in das rechte Sohnesverhältnis gekommen sein muß, sonst hätte er vor dem Sterben nicht beten können: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Dann hat ihn Gott durch die Auferweckung von den Toten vor aller Welt wieder zu Ehren gebracht und gerechtfertigt. Hatte Jesus nur Gottes Ehre gesucht und sich ganz für den Vater geopfert, so konnte Gott jetzt

nicht hinter solcher Hingabe zurückbleiben und hat ihn erhöht und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist.

Aber, ob er wohl in unaussprechlicher Herrlichkeit und Harmonie beim Vater thront, hat er eine eigentümliche Schwäche von seiner Erdenzeit zurückbehalten. Er kann von seiner Menschheit nicht lassen, für die er starb! Auf Erden hat er das Widersprechen der Sünder erduldet; er hat sich von Rebellen schlagen und seine göttliche Standesehre mit Füßen treten lassen und dabei hat er doch für seine Mörder gebetet: „Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun!“ Und einen großen Ablasszettel hat er für seine Gegner ausgestellt: Und so jemand etwas redet gegen des Menschen Sohn, dem kann es vergeben werden. — Glaubt ihr, daß dieser Jesus sich seither verändert hat? Nein, es steht geschrieben, daß er gestern und heute und derselbe sei in Ewigkeit. Er kann sich nicht verleugnen, — er ist der Heiland und der Retter der Sünder!

Das ist eine Instanz, die verhandelt auch mit Rebellen, wie er verheißen hat: Wenn ich erhöht sein werde von der Erde, will ich sie alle zu mir ziehen. Das erfüllt sich jetzt hin und her, denn er arbeitet durch geheime Züge an den Herzen seiner Gegner. Das ist der geheime Faktor aus der unsichtbaren Welt, der in manches Geschehen auf Erden überraschend hineinwirkt. Nur daß man seine Wirkung gewöhnlich erst nachher erkennt, wenn er den ganzen Prozeß gewonnen hat. — Das ist der neue lebendige Weg! „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich,“ — aber auch zu niemand kommt Gott, als durch Jesus, so daß man sagen darf: Jesus ist der Heimweg Gottes!

Aber Jesus ist unsichtbar und braucht außer geheimnisvollen Zügen auch sichtbare Wegweiser für jene Fernstehenden, d. h. Menschen, zu denen Gott gekommen ist. Ich werde jetzt deutsch weiter reden und doch werden manche mich jetzt nicht verstehen.

Wir haben Gottes Kommen erlebt! Ja, wir haben mehr als Moses: der hat Gott nur hinten nachschauen dürfen, als er in der Felsenspalte stand, — wir aber erlebten, daß Gott wirklich bei uns einkehrte nach Jesu Zusage: „Wer mich liebt, der wird mein Wort halten und mein Vater wird ihn lieben und wir werden kommen und Wohnung bei ihm machen.“ Als wir in jenen Erfahrungen unseres Lebens und dem Wirken seines Wortes ihn näher kommen spürten, da ward es blattstill in unserer Seele. Wir ließen alles stehen und liegen, um das ganze Interesse unseres Herzens einzustellen auf ihn. Wir gingen aus uns heraus, damit mehr Raum für seine Gegen-

wart würde und doch blieben wir erst recht zu Hause, damit er uns auch antreffe, denn die Botschaft hatte uns erschüttert: Heute muß ich in deinem Hause einkehren! Wie bebten wir darüber, daß nur die heilige Gelegenheit nicht vorüberrausche! Wir haben auch nicht mit Petrus gesprochen: „Herr, gehe von mir heraus, ich bin nur ein sündiger Mensch!“ — Nein, wir lachten und weinten, jauchzten und bebten in einem Atem und die Grundschwellen unserer Herzentür zitterten, als der Heilige, Ewige kam, der sonst wohl wohnte über dem Lobe Israels und bei denen, die zer Schlagenen Herzens sind. Jetzt füllt sein Geist unsern Geist und sein Name duftet durchs ganze Haus, wie eine ausgeschüttete Salbe. Es war als ob unser ganzes Leben bis dahin nur den einzigen Zweck und Sinn gehabt hätte, diese Blüte hervorzubringen, die sich jetzt für seine Lichtgegenwart öffnet.

„Und so fleh ich, höchste Güte
Für mein Leben eine Blüte, —
Und den Ruhm an meinem Grabe,
Daß ich Dich geliebet habe.“

Aber wir haben die ganze Herrlichkeit und Süßigkeit der Einkehr Gottes und Christi nicht nur für uns selbst erlebt, sondern das sollte die himmlische Belehrung mit dem Amt und Auftrag sein, jetzt Wegweiser jener Andern zu werden. Wenn wir aber daran denken, dann sind die Freudentränen über Jesu Nähe schnell versiegt und wir werden plötzlich traurig: hier spüren wir eine wehe, wunde Stelle. Wie gern möchten wir gerade für die Menschen, die wir besonders lieb haben und die uns vielleicht auch am nächsten stehen, solche Wegweiser zu Jesus sein. Aber wie vieler Verfehlungen müssen wir uns da nicht anklagen! Manchesmal brachten wir uns aus falschem Eifer um jeden Einfluß auf sie, manchesmal aus Trägheit oder Menschenfurcht. Wie oft waren wir gerade in wichtiger Stunde so mit uns selbst beschäftigt, daß wir das heimliche Sehnen der anderen Seelen gar nicht beachtet haben. Warum ist es leichter auf Fernerstehende größeren Einfluß zu haben, als auf die Nächsten? Ihnen gegenüber bleibt uns oft das Wort im Munde stecken und wir schleichen uns verlegen zur Seite, anstatt das Eisen zu schmieden solange es heiß ist. Jetzt dulden sie unsere geheime Jesusliebe, wie eine ungefährliche Passion, eine kleine nebensächliche Schwäche. Mit einer Schwäche hat man schon leichter Geduld, weil sie nicht aufdringlich ist. Würden wir in Jesu Liebe brennen, feuriger und

treuer ihn bekennen, dann würden die Andern sich kritischer und unduldsamer gegen unsere Schößsünden und unser Sichgehenlassen wenden, die jetzt stillschweigend geduldet wurden. Darum sind wir scharf gegen Fremde und stumpf gegen den Nächsten. Man betet leise, aber schweigt laut von Jesus!

Hier ist eine Stelle, wo wir unsere eigenen Gebete zuerst selbst erhören müssen, damit der Umschwung bei uns selbst einsetzt, auf den wir hoffen. Zuerst muß das Feuer am eigenen Heerde glühn und dann erst kann das Feuer auf andere Häuser überspringen!

Aber auch, was unsere Beziehungen zu Fremden anlangt, müssen wir ehrlich bekennen: wir können herzlich wenig dazu tun, daß Gottes Heimkehr zu ihnen stattfindet. Wenn der Herr an ihnen gearbeitet hat, dann kann es auf das Zeugnis des menschlichen Wegweisers ankommen, aber unser Anteil ist kleiner, als die meisten sich vorstellen. Wir können ihnen ein Stückchen Christenleben vorleben, — wir können für sie beten, — je nachdem etwas für sie leiden, aber das alles hat nur dann einen Wert und eine Wirkung, wenn sie dem heimlichen Ziehen Jesu nachgegeben haben. Seit drei Jahrzehnten beschäftigt mich nächst meinem eig'nen Seelenheil nichts so sehr als der Vorgang: was geschieht am Herzen des Rebellen, daß er seinen Widerstand aufgibt und wieder betende Seufzer nach der Richtung ausschickt, gegen die er gelästert oder die er eiskalt gemieden hat? Und da kann ich nur sagen, daß ich fast nichts weiß über das Geheimnis der Heimkehr des großen, heiligen Gottes zu seinen gedemütigten Gegnern! Wohl erfuhr ich aus ihrem Munde manches über Jesu heimliche Arbeit, — wohl durfte ich ihnen Einwände beseitigen und das Wort von der Gnade sagen, — wohl durfte ich für sie und mit ihnen beten, — aber, wenn der Augenblick der größten Spannung kam, da schob mich Jesu Hand bei Seite — und es war wieder so, wie geschrieben steht: „Es stund kein Mensch bei ihm, da sich Joseph seinen Brüdern zu erkennen gab.“ Nachher durfte ich mit heller Freude den Umschwung konstatieren, — aber das neue Leben ist in seinem eigentlichen Entstehen gerade so geheimnisvoll, als der Ursprung des irdischen Lebens.

Nur eines noch, was mich die Erfahrung lehrte: das Ziehen Jesu in Schicksalsschlägen und inneren Erlebnissen kann sehr verschieden ausschlagen. Der Eine wird dadurch gerettet und der Andere gerichtet, weil er nicht nachgeben wollte. Dazu zwei Bilder aus dem Leben.

Als ich in Dorpat studierte, sah ich bisweilen mit Neid einem Studiengenossen nach. Er war ein schöner Jüngling, wohlhabend, adlig, begabt, beliebt und schien zu Großem berufen zu sein. Nur war er ungläubig; dabei hatte er eine vornehme abweisende überlegene Art, daß ich es nicht gewagt hätte mit ihm zu disputieren, wenn ich ihn einmal in der Bude eines Dritten traf. Seit dem Jahr 1878 hatte ich nichts mehr von ihm gehört und kaum je an ihn gedacht. Da vor zwei Jahren hat er als Rektor der Universität Wien, Professor der Indologie, auf der Studentenkonferenz in Wernigerode seinen Glauben offen bekannt oder die Heimkehr Gottes zu ihm und seine Umkehr zu Gott geschildert. Es ist Dr. Leopold von Schroeder. Mir stürzten die Tränen aus den Augen, als ich die Worte las! Darum kann ich mich nicht enthalten, aus jenem Vortrage „Das Rufen Gottes“ einige Zeilen hier mitzuteilen:

„Mich überläuft noch jetzt ein Gefühl des Grauens, wenn ich jener Zeiten gedenke, wo auch ich die Religion für etwas Abgetanes, Ueberwundenes ansah, — in Wissenschaft und Kunst den Ersatz dafür sah und suchte. Es geht eine Weile, — und denjenigen, der in ehrlichem Suchen durch ernste, intellektuelle Hindernisse zu dem negativem Standpunkt gekommen, stärkt nicht wenig das Bewußtsein der inneren Wahrhaftigkeit. Aber es ist mir völlig unmöglich, Ihnen das Gefühl der inneren Verbüßung, der Vereinsamung, der Verzweiflung zu schildern, das trotz alledem im Laufe der Jahre fort und fort wuchs und mich ganz zu beherrschen drohte, mir das Leben wertlos, inhaltslos, sinnlos, zwecklos erscheinen ließ. Was konnte ich denn im besten Falle mit all meiner wissenschaftlichen Arbeit erreichen? Ein paar indische Texte mit ethischen Beigaben mehr oder minder gut herausgeben; einige Bedalieder vielleicht richtiger verstehen, einige sprachliche oder literarische Erscheinungen vielleicht richtiger fassen als meine Vorgänger u. dergl. m. Ich mochte dadurch vielleicht Professor werden, mein Brot haben — doch was bedeutete das alles im Grunde mir selbst? was bedeutete es der Menschheit für ihre tiefsten Bedürfnisse? — Ich mußte mir's sagen: so gut wie nichts! Ja, vielleicht weniger als nichts, etwas noch Schlimmeres — die Vortäuschung von etwas Hohem und Herrlichem, wo im Hintergrunde doch nichts stand, nichts als ein armes, verdurstendes Menschentherz, das nach etwas Höherem, Besserem schrie, wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser.

In solcher Zeit war die Liebe der Menschen naturgemäß noch mein bester Trost. Liebe und Verständnis. Liebe geben und empfangen. Aber es kommen Zeiten, wo auch die Menschen versagen; wo die nächsten, besten, liebsten Menschen uns nicht genug tun können. Wo das Verständnis mangelt, die Liebe vielleicht gerade dort verfaßt wird, wo wir sie am heißesten wünschten. Wo wir einen Halt brauchen außer und über den Menschen, ein höheres Verständnis, eine tiefere, eine nie versagende Liebe. Was kann uns da auch die schönste Feststellung, etwa der Akzentuationsgesetze gewisser indischer Texte, nützen? Sie kann uns in der That nur dazu verhelfen, das Gefühl der inneren Öde bis zur äußersten Qual zu steigern.

Und in der That, auch das ist in gewisser Weise eine Hilfe. Denn die innere Not muß erst da sein, muß bis zum Gipfel gestiegen sein, damit die rechte Hilfe kommen kann.

Das wird wohl ein Rufen Gottes gewesen sein, das mich in solcher Not in meinem Elend niederzwang auf die Kniee, im stillen Kämmerlein zu beten, zu

suchen, zu schreien, das Ohr, das Herz des Vaters zu suchen — in einer Zeit, da ich es selbst noch fast für unmöglich hielt, an einen Gott, einen ewigen, erbarmenden Vater zu glauben, das mich zwang und drängte, nach dem alten Gesangbuch, der alten Bibel zu greifen, noch bevor ich glauben konnte, daß mir wirklich hier der volle Herzenstrost geschenkt werden möchte. Mich zwang in der Kirche die Gemeinschaft des Gebetes, des frommen Niederjanges, der Betrachtung, der Predigt zu suchen — zu einer Zeit, da ein inneres Schamgefühl mich oftmals fragen ließ: Darfst du denn auch als ein Ungläubiger dich unter die Gläubigen setzen?"

Aber es gibt auch ganz entgegengesetzte Ausgänge. In einer schönen Straße meines jetzigen Wohnorts steht eine schöne Villa, die einer alten reichen Witwe gehörte. Vor wenigen Jahren forderte diese Dame meinen Hausarzt auf, mit ihr eine Reise um die Welt zu machen. Obschon sie ein hohes Honorar bot, lehnte der Arzt ab, weil er seine Patienten und seine chirurgische Klinik nicht auf ein Jahr verlassen könne. Es fand sich ein anderer, jüngerer Arzt, der auf das Angebot der reiselustigen Millionärin einging. So reisten sie denn ab: die etwa 63jährige rüstige Dame, der Arzt, eine Zofe und ein Diener. In Amerika angelangt ward der Diener mit einer entsprechenden Geldentschädigung entlassen; er kehrte nach Europa zurück. Wenige Wochen später ward auch die Zofe ähnlich entlassen und die Beiden reisten weiter. Nach kurzer Zeit traf die Nachricht ein, daß die alte Dame ziemlich plötzlich gestorben und ihr Leichnam eingäschert, der junge Arzt aber zum Universalerben von ihr eingesetzt worden sei. Natürlich tauchte der Gedanke auf, daß er Erbschleicherei getrieben und womöglich die Erblasserin vergiftet habe, aber auch die Bemühungen der entfernten Verwandten der alten Dame vor Gericht schlugen fehl: alle Papiere waren tabellos und hatten die Bestätigung des Konsuls. So erhielt er denn die Millionen und kam nur noch nach Freiburg, um auch die Villa loszuschlagen. Als ihm das geglückt war, ging er mit einem Bekannten auf die Bahn und soll ihm beim Abschied noch triumphierend gesagt haben: „Sehen Sie, Herr Kollege! So muß man's machen! Ganz reine Sachen machen!“ Dann schiffte er sich auf der Titanic ein und ist mit ihr samt seinem Gelde untergegangen! — Als er da am Fallreep stand und hatte in wenig Minuten den sichern Tod in dem dunklen kalten Wasser vor Augen, war da noch Zeit dem Rufen und Suchen seines Heilands nachzugeben? Ich weiß es nicht! —

Worauf willst du warten? Was soll Jesus noch in deinem Leben tun, damit du endlich die Arme nach ihm ausstreckst und ihn um Erbarmen anrufst? Früher kann Gott nicht zu dir heimkehren und bevor er nicht wiederkehrt, hast du keinen Frieden!



Bitte.

O Herr Jesu, laß mir deine Gnade
 Immer süß und selig sein,
 So wird in den schwersten Stunden
 Doch mein Herze froh erfunden
 Und voll hellen Schein.

Dann macht mich die Last des Augenblickes
 Nicht verzagt, nicht müd' und matt,
 Denn ich weiß, es kommt ein fröhlich Ende,
 Wenn mich deine Heilands Hände
 Führen in die goldne Stadt.

Räte Korn, Leipzig.



Ein gebundener Jesu Christi.

Christus gilt dem Apostel Paulus bei diesem Bilde als der Feldherr, der seinen Triumphzug hält. „Bei einem Triumphzuge gab es zwei Hauptpersonen, den Triumphator und seinen Desmios (Gebundenen), der mit goldner Kette gefesselt, vor dem Triumphator auf der via sacra (der heiligen Straße) einherschritt bis zur Höhe des Kapitols, wo er dann dem Jupiter geopfert wurde. Dieser vinctus (Gefesselte) war der victus (Besiegte) der Fürst oder Heerführer des besiegten Volks. Er war die lebende Illustration zu der alles niederwerfenden Siegesmacht des Triumphators, eine der Antike wohlbekannte Figur des öffentlichen Lebens. Paulus betrachtet sich, den einstigen größten und erbittertsten Feind des Messias Jesus als dessen Desmios, der bei dem Triumphzuge des Messias durch die Heidenlande vor seinem Triumphwagen einherschreitet (2 Cor. 2, 14) des Imperators Herrlichkeit verkündend: „Rüffet den Sohn, daß er nicht zürne (Psalm 2, 12).“ Zum Schluß kommt freilich auch für ihn die Losbindung von der Kette und die Opferung.“ (Daechsel, Kulturgeschichtl. Streifzüge durch die Paulinischen Schriften.)



Aus meinem Leben. 5.

Damals — im Herbst 1875 — war Conrad Freifeldt zweiter Pastor an der Johanniskirche zu Dorpat. Er hatte mich kennen gelernt und wandte mir die Nachhilfestunden eines seiner Pensionäre aus einer reichen Petersburger Familie zu. Zu den Weihnachtsferien wünschte man, daß ich den Jungen nach Petersburg begleiten und dort weiter beaufsichtigen und unterrichten sollte. Da man gut zahlte, ging ich drauf ein und war in der Familie wohl gelitten. So brachte ich auch die nächsten Sommerferien mit diesen reichen Leuten am ostländischen Strande in Merreküll zu. Eindrücke und persönliche Erlebnisse aus dieser Zeit und dieser Reise haben mir die Farben zu dem Bilde geliefert, das die alten Freunde meiner Bücher schon aus dem „Ein Fahrhöst“ kennen.

In Dorpat pulsierte damals das eigentliche Studentenleben nur in den vier Landsmannschaften Estonia, Livonia, Curonia und Fraternitas Rigensis. Um doch wenigstens etwas von dem bunten Reiz dieses lustigen Treibens zu haben, trat ich am Anfang meines dritten Semesters in die Estonia ein. Bestimmungsmensuren, wie bei den schlagenden Corps in Deutschland, gab es nicht. Man konnte am ersten Tage eine Art Revers unterschreiben, daß man „Gewissensfreier“ sei, d. h. sich nicht für verpflichtet halte mit der Waffe Satisfaction zu geben. Damit solche Duellgegner nicht jeder Beleidigung schutzlos preisgegeben seien, regelte das „Burschengericht“ ihre Beziehungen zu den Andern. Diese aus älteren Studenten zusammengesetzte „Behörde“ genoß unbeschränktes Ansehen. Es kam vor, daß selbst Professoren schriftlich bei demselben Klage erhoben, wenn Angebührlichkeiten von Studenten in öffentlichen Lokalen oder Privathäusern vorgekommen waren. Ich wünschte nur, daß man ähnlich prompt-wirkende, freiwillige Ehrengerichte für alle Stände hätte; dann würde manches Unheil, wie das Duell, vermieden werden können. (Erlebnisse mit der Duellfrage und dem Burschengericht habe ich in meinem Roman „Doctor Vorwärts“ benutzt.)

Es war aber eigentlich falsch, daß ich während dreier Monate mich zu dem Corps hielt. Außer dem körperlichen Nutzen des Fechtbodens habe ich wenig dabei gelernt. Wenn man außer seinem eigenen Studium täglich mehrere Stunden auf Geldverdienst durch Privatunterricht verwenden muß und wenn die Mutter jeden Abend mit dem Strickstrumpf aufsitzt, bis man aus der Kneipe heimkommt, — dann kann man nach Studentenbegriffen kein „flotter Bursch“ sein. So kam es denn, daß ich niemals einen richtigen Rausch gehabt habe und trotz meiner humoristischen Gabe und der Glanzleistungen auf dem „Fuchstheater“ eigentlich nie warm in dem ausgelassenen Kreise geworden bin. Eine innere Angst vor allem unkeuschen Reden und jeder Form von Verhöhnung des Christentums kam neben meiner Gebundenheit in Geldfragen dazu, daß man mir sagte: „Wenn du den Biedermann nicht endlich mal ausziehst, kommst du nie die Farben“, (d. h. die volle Aufnahme in die Landsmannschaft). So bin ich denn schon im November wieder ausgetreten. Dadurch bin ich bewahrt geblieben vor mancherlei, was ich an meinen Zeitgenossen von der Universität nachher beobachten konnte: wie viele verbummelten in dem „flotten Burschenleben“ so völlig, daß sie sich nicht mehr aufraffen konnten und nach Leib und Seele verkamen oder sie fanden noch den Aufstiege zur Arbeit, aber ungeheure Universitäts schulden oder eine untergrabene Gesundheit waren die Schatten, welche jener jahrelange Leichtsinn in ihr weiteres Leben warf. Die Kraftnaturen sind dünn gesäet, die ohne Schaden ein paar Jahr übermäßigen Trinkens ertragen können. Von der berühmten erziehlichen Wirkung des Corps habe ich wenig beobachtet: Arbeit und Berufstreue, Gewissenhaftigkeit und Gebetsernst würden bessere Pädagogen sein, als das Bierseidel und der Schläger! Das Leben ist zu kurz und zu ernst, als daß man Jahre der besten Kraft bloß an das Lernen der Trinkkunst und des Umgangs mit Zechgenossen setzen dürfte.

Zu Hause gab es ja auch soviel zu tun! Eine verwittwete Baronin wollte ihre zwei unbändigen Jungen mir ganz in Pension geben und ordentlich zahlen, wenn ich sie beaufsichtigte und ihnen Nachhilfestunden gab. Kurz entschlossen mietete ich für meine Eltern und meine Pensionäre eine größere Wohnung: ein niedriges Hinterhaus, das durch einen großen Hof vom Straßenlärm abgeschlossen war. Bald war diese Wohnung in Studentenkreisen als das „Elkanat“ bekannt. (Samuels Vater hieß: Elkana!) Später, als die Pensionäre fortgezogen waren, wohnten zwei verwandte Studenten bei uns:

Hermann Hesse*) und Carl Hunnius. Mit dem ersteren teilte ich jahrelang das gleiche Zimmer, hörte dieselben Vorlesungen, ging mit ihm spazieren und zu den Professorenmittagen und machte mit ihm zugleich das Staatsexamen. Nach Jahr und Tag heirateten wir noch Schwestern! Kein Wunder, daß er mir einer der Allernächsten geblieben war und ich an seinem Sarge in der Kapelle des Lazarus-Krankenhauses zu Berlin (20. Mai 1910) vor innerer Bewegung kaum sprechen konnte!

Hermann Hesse lud mich ein die Weihnachtsferien bei seinen Eltern in Weißenstein, einem kleinen Landstädtchen in Estland, zu verleben. Sein Vater, Dr. med. Hesse (ein Bruder meines Großvaters Alexander Hesse mütterlicherseits und meines Confirmators Eduard Hesse) war ein Original. Sprühender Humor und tiefes Christentum waren in ihm eine solche Mischung eingegangen, daß er manches Mal in seinen originellen Bibelstunden seine Hörer ebenso zum Lachen, wie zum Bußernst treiben konnte. Sein Haus war ein Mittelpunkt der pietistischen Kreise der Umgegend und konnte doch bisweilen beim fröhlichen Familienfeste wiederklingen von Becherklang und heiterem Lied. Das war zum ersten Mal in meinem Leben, daß ich solch ein weltoffenes Christentum kennen lernte. Bei uns daheim war es enger, gesetzlicher und weltabgekehrter. So öffnete sich meine lebenshungrige Seele hier und ich war der Fröhlichsten einer. Innerlich spürte ich wohl, daß ich eigentlich noch gar nicht so echt und warm, so naiv und ausgeglichen mit Jesus war, wie mein Großonkel; aber Humor und Originalität fanden bei mir stets ein gutes Echo.

Bekannte von Hesses feierten damals eine Hochzeit und ich war auch eingeladen. Wie es kam, weiß ich nicht, daß ich bei einer improvisierten Tischrede auf die Damen (ohne meine jetzige Frau gesehen zu haben) mit dem Reime schloß: „Und fällt mir einmal das Freien ein, dann soll es eine aus Weißenstein sein!“ Vier Jahr später hat sich diese unbeabsichtigte Zusage buchstäblich erfüllt!

An einer in Dorpat neugegründeten staatlichen Schule suchte man einen Religionslehrer, der deutsch, estnisch und russisch beherrschte. Das konnten nicht viele und ich war gut empfohlen; so erhielt ich die für meine damaligen Begriffe fürstlich bezahlten Stunden. Jetzt

*) Der in Deutschland weitbekannte Dichter und Schriftsteller Hermann Hesse ist Brudersohn dieses meines Freundes, wenn er auch religiös andere Bahnen wandelt.

hatte ich neben meinem Kronstipendium soviel Einnahmen, daß ich mich nicht nur selbst unterhielt (was ja schon seit dem siebzehnten Jahre so ziemlich ohne Unterbrechung der Fall gewesen war), sondern ich zahlte meinen Eltern außer meinem Kostgeld einen namhaften Beitrag zu ihrem Lebensunterhalt. Das ist von Januar 1877 bis Mai 1900, wo meine Mutter starb, so geblieben. Als ich 1878 im September diese Schulstunden abgeben wollte, weil ich angestrengt zum Examen arbeiten mußte, übernahm Reinhold Seeberg, der jetzt weithin bekannte Geheimrat, Professor und Dr. theol., in Berlin ist, diese Arbeit!

Das „Ekkanat“ wurde ein Mittelpunkt für einen ganzen Kreis von ernster gerichteten Studenten. Nicolai von Ruckteschell (der als Pastor in Hamburg starb), Richard Krause, David Blumental, Alexander Althausen, Ferdinand von Hoerschelmann u. a. m. waren manchesmal trotz der einfachsten Aufnahme unsere Gäste. Als meine jüngste Stieffchwester, Betty, uns in Dorpet besuchte, lernte Richard Krause sie kennen und lieben. Später starb sie als Pastorin von Dondangen im ersten Wochenbett. Von meinem Schwager Krause werde ich noch später zu berichten haben.

Einen Ersatz für das Studentenleben hatte ich so zum Teil im „Ekkanat“; — andernseits war ich erst Mitglied und später Vorsitzender des studentischen theologischen Vereins geworden, der wissenschaftliche Arbeit mit geselligem Beisammensein verband.

In unsern Disputen spielten damals zwei Namen eine Hauptrolle: Häckel und Ritschl. Der Erstere beschäftigte uns lang bevor seine traurig berühmten „Welträtsel“ erschienen mit seinen wissenschaftlichen Werken, die den Keim zu dem heutigen Monismus enthielten. Es gab damals kaum einen denkenden Studenten, der sich nicht mit der neuauftauchenden materialistischen Weltanschauung auseinanderzusetzen mußte. Nur hatten wir eine gewaltige Hilfe an den Vorträgen, die Prof. v. Dettingen, der später in Deutschland so berühmt gewordene Mediziner von Bergmann und der Philosoph Hansmann hielten. Viel blendender Glanz von den materialistischen Schwarmgeistern ward durch das mannhafte Auftreten dieser Männer abgestreift: es war doch keine Schande ein Christ zu bleiben, wenn solche Leute die Hohlheit des Jenenser Materialisten öffentlich nachwiesen. Immerhin gab es auch damals einige verbissene Atheisten. Nietzsche habe ich erst zwanzig Jahre später kennen gelernt.

Mit Ritschl dagegen, dessen Stern damals in der theologischen Welt noch im Steigen war, ist es uns trotz der energischen Abwehr

unserer orthodoxen Lehrer anders gegangen. Wohl war der Fehler des Systems in der oberflächlichen Stellung zur Sünde und daher auch in der Verkennung des biblischen Heilswerks Christi nicht zu verschleiern, aber in mir schlummerte damals schon der spätere Praktikus! Daher zog mich Ritschl's Lehre von der christlichen Vollkommenheit mächtig an. Damals ahnte ich noch nichts von Pearsall Smith's Heiligungsbewegung, die um jene Zeit in Deutschland unzählige Pfarrer erschüttert hatte; so wäre mir dieses Zusammentreffen mit dem Angriff Ritschl's auf den damaligen Betrieb der offiziellen lutherischen Kirche noch bedeutsamer erschienen. Die einzige größere wissenschaftliche Arbeit, die ich damals geleistet habe, beschäftigte sich denn auch mit „der christlichen Vollkommenheit nach Albert Ritschl.“

Einen heilsamen Korrektor hatten alle jene Erregungen durch meinen Vater. Sein klares Bibelchristentum, das ich fast mit dem Standpunkt des Tübinger Beck vergleichen möchte, schlug oft mit einfachen, aber wuchtigem Erfahrungszeugnis unsere gelehrten Streitigkeiten zusammen, so daß meine Kameraden kleinlaut bekannten: „Gegen des alten Elkanas praktisches Christentum kommt kein Professor auf!“ Es kam sogar vor, daß zwei Professoren meinen Vater aufsuchten und sich mit ihm über biblische Fragen aussprachen. Einer von ihnen sagte mir nach solch einer Unterredung: „Keller, Sie werden es noch später einsehen, was Sie einem solchen Vater verdanken.“

(Fortf. folgt).



Gute Worte.

Gute Worte sind Saatkörnern gleich;
 Schlummern erst stille im Herzensreich, —
 Keimen und werden zu Halmen, schwanen,
 Als gute Vorsätze und Gedanken, —
 Reifen endlich, Gott woll' es bescheeren,
 Zu Taten, segenspendenden Aehren.

Stephanie von Gofflar.



Aus einer Tischrede beim Tauffest des ersten Kindes.

Wenn das Studium des Menschenherzens schon an und für sich dasjenige Fach ist, das am stärksten belegt ist, denn das Kolleg muß im wirklichen Auditorium maximum, dem riesigen Hörsaal der Welt abgehalten werden und die Studenten zählen nach Millionen, — dann wird die Erforschung der Beziehungen zweier Menschenherzen zu einander sicher nicht weniger interessant sein. Denn hier mehren sich die Probleme und jedes neue Stadium wirft neue Fragen auf, so daß man sagen könnte, kein Dekan einer Fakultät könnte eine umfassendere Preisfrage aufstellen, als die nach der Geschichte der Beziehungen zwischen zwei Menschenherzen! Welch ein Gewirr von Kräften, abstoßende und anziehende, trennende und verbindende, hemmende und fördernde, bedrückende und beglückende, — könnte hier studiert werden und doch fürchte ich, es gibt noch keinen Lehrstuhl in der Welt, der für diese Forschung fundiert wäre. Das Gebiet ist uferlos! Von rein physischen Einflüssen bis hin zu kompliziertesten Vorgängen der Feinspsychologie (wenn man von Feinmechanik redet, könnte man auch von Feinspsychologie reden!) welche Fülle von Beziehungen zwischen Herz und Herz!

Ich kann mir nur dadurch eine Rettung aus diesem meilenbreiten Strome verschaffen, daß ich mich auf jene schmale Nehrung zurückziehe, wo man das übersehbare Rinnsal der Beziehungen zwischen zwei ganz bestimmten Herzen in einem ganz bestimmten Abschnitt ihrer Erdenzeit vor sich hat. Jeder wird bald erraten, wenn er nicht mit Scheuklappen zur Welt gekommen ist, welche zwei Herzen ich heute meine!

Die erste Beziehung war abstoßender Art. Er war kritisch, etwas herb in seiner Beurteilung, etwas anspruchsvoll in seinen Voraussetzungen, und sie erklärte nach der ersten Abendgesellschaft, als der Vater gedankenvoll äußerte: „Der könnte Dir gefährlich werden!“ — ganz empört: „Wo denkst Du hin? Der — nie!“ Wie hat sich das geändert! Was gab es alles für Verbindungen

zwischen diesen beiden Herzen! Möchte die Schucht noch so stark auseinander treiben, die Bindungen waren stärker. Man könnte sagen, es gab eine Skala von solchen immer stärker werdenden Bindungen, eine Geschichte, in der eine Copula, das heißt, Bindemittel oder Bindewort, nach der andern die Herzen zusammen band. Vom Blick ging es zum Wort, vom Gefühl des Mitleids zum italienischen Briefwechsel, von der Achtung, die nichts erkältendes hatte, zum lebhaften Widerspruch, der den Funken der Liebe aus dem Stein schlug. Eine Zeitlang war es jetzt das gemeinsame Geheimnis, das unsichtbar aber doch wirksam, wie drahtlose Telegraphie die Herzen verband. Es hatte eben alles die Tendenz auf Zusammenbinden! Denn als das bindende Geheimnis starb, kam sein Gegenteil die Verlobung erst recht dazu, die Zwei nach Außen wie durch Stacheldraht abzuschließen.

Daß das Alles schließlich zur Hochzeit führen mußte, war klar und jetzt wurde des Zusammenbindens erst recht kein Ende. Tausend irdische Gegenstände hießen jetzt „unser“ — und solcher Besitz ist auch eine Copula. Dann kam das gemeinsame Haus, der Garten, das unbezahlbare Gefühl des eigenen Heims und die täglich wachsende Gewöhnung an einander. Liegt vielleicht gerade im letzteren Eindruck schon eine Gefahr der künftigen Erkaltung, eines Auseinanderstrebens? Nun, dann ist meisterhaft dagegen schon die neueste Bindung von Gott bestellt: sie heißt Liselotte!

Solch ein erstes Kind hat mehr Kraft in seinen zarten Ärmchen, als — ein Berliner Schutzmann oder ein Staatsanwalt in seiner Machtvollkommenheit. Denn mit einem Händchen faßt es die Mutter und mit der andern den Vater und hält sie zusammen! Das ist ein Controllapparat für Liebe und Freundlichkeit im Umgang. Man ist nicht mehr allein: es ist ein Spieglein an der Wand, das zeigt, was für ein Geist in den Eltern lebt. Oder man könnte sagen: es ist ein Barometer für's Wetter in der Ehe und ein Thermometer für die Wärme des Tones, in dem man redet; eine kleine, lose aufgehängte Glasglocke, die beim leisesten Luftzug anfängt zu klingen!

Noch mehr: es ist mit dem ersten Kindchen eine kleine graue Hüterin eingezogen, die kein Honorar beansprucht und doch manche schlaflose Nacht bereiten wird, die Sorge für das Kind. Auch die bindet zusammen. Außerdem ist eine atmende, lächelnde Gottestat der Barmherzigkeit jetzt vorhanden: Gott will durch dieses Kind hier geehrt sein und will durch dieses Kind die Eltern segnen. Ein kleiner wandelnder sprechender Haussegner wird das bald sein, dessen

Stimme man auf der Treppe und im Hause und im Garten hören wird. Die erste und die zweite Stimme müssen es sich dann gefallen lassen, daß jetzt noch eine kleine feine dritte Stimme den vollen Akkord bildet. Der ganze Dreiklang soll aber zu Gottes Ehre da sein!

Darum ist es am Taufstag, da der Herr unser Gott dieses Kind als sein Kind annimmt und ausgibt, unser Recht und unsere Pflicht seiner zu gedenken, der die Herzen der Menschen lenkt, wie Wasserbäche! Darum wollen wir nicht mit Gläserklingen und Hochlebenlassen nach Weltweise einem übervollen Herzen Luft machen, sondern dankend an den denken, der dieses Kind gab und der es zum Segen setzen will. Unser Dank klingt dann ganz naturgemäß aus in ein Gelübde und eine Bitte: wir geloben für das Kind nach Leib und Seele das Beste zu tun und wir bitten den Herrn: Wie du angefangen hast zu segnen, — so segne weiter, Eltern und Kind nach dem Wort deiner Verheißung: „Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein!“ Baut eines irdischen Vaters Segen den Kindern ein Haus, dann baut des himmlischen Vaters Segen eine Ewigkeit voll Licht und Leben und Herrlichkeit. Lobe den Herrn, meine Seele und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat! —



Ein älterer Geistlicher schickte einer Missionsgesellschaft 2000 Mark mit der Zuschrift: „Es ist mein — für unvorhergesehene Fälle — Ersparthes und brachte mir 4 1/2 Prozent Zinsen. Aber Markus 10, 29, 30 sagte mir, daß ich ein Narr war, es so anzulegen, wenn ich bei einer derartigen Sicherstellung 100 Prozent haben kann.“

The Christian.

* * *

„Beleuchtet hellweißes Laternenlicht die scharlachrote Uniform eines Soldaten, so wird die leuchtende Farbe intensiv sichtbar. Schiebt man aber eine rote Scheibe vor das Licht, so „entzieht“ das rote Licht dem Stoffe die Farbe, er erscheint einfach farblos. (Diese bekannte Eigentümlichkeit bildet die Grundlage der Farbenphotographie). — Man hüte sich vor geistiger Ophthalmie! Wenn die Fenster der Seele durch das Scharlachrot der Sünde gefärbt sind, so können wir die Sünde in unserem Herzen nicht erkennen.“

The Christian.

Aus der Briefmappe des Evangelisten



„Amtsbruder“. Sie sind über die scheinbare Erfolglosigkeit Ihrer jahrelangen treuen Arbeit von müder Angebult befallen. Ich kenne diese Krankheit auch, aber neulich hörte ich von einer Konferenz in England, bei der über den Erfolg der Evangelisation gesprochen wurde. Da stellte jemand die Frage, ob sich eine große evangelische Arbeit lohne, wenn nur ein einziger Mensch gerettet werde. „Jawohl!“, sagte Dr. Chapmann, „wenn es mein Kind wäre! Und jeder ist jemandes Kind.“ Vielleicht erfahren Sie später noch mit staunender Beschämung, daß die Mutter eines solchen, der durch Ihre Arbeit gerettet worden ist, Ihnen danken kommt. Es sind oft verloren geglaubte Samenkörner, später aufgegangen und haben edle Frucht getragen und diese Frucht wurde wieder Samen!

L. M. Die Geschichte aus der „Daily Express“: „die vor fünfzehn Jahren verstorbene Gattin eines Herrn, der in Kensington-London wohnte, sei zu einem Geistlichen gekommen und habe ihn zu ihrem Manne begleitet, der um sein Seelenheil besorgt sei. Vor der Haustür sei sie verschwunden. Der Mann war sehr verwundert, daß jemand den Geistlichen geholt hätte, da er ganz gesund sei und mit niemand über solchen Wunsch geredet hätte. Jedenfalls fand jetzt eine gründliche Aussprache statt. Wenige Minuten nach dem Weggang des Geistlichen sei der Mann gestorben. Nachher erkannte der Geistliche in dem Bild der Verstorbenen die Dame wieder, die ihn bestellt hatte“ . . . ist bis auf geringe Abweichungen schon vor zwanzig Jahren in St. Petersburg durch einen russischen Geistlichen berichtet worden. Ob sie wirklich wahr ist, kann ich nicht nachprüfen. Würde die Wirklichkeit ganz außer Zweifel gestellt, dann müßten wir eine Ausnahme vom gewöhnlichen Verlauf der Dinge annehmen, ähnlich der Geschichte der Heye von Endor.

S. W. Man muß den Reichtum der Barmherzigkeit Jesu höher anschlagen, als Sie in Ihrem Kleinmut tun. Er hat es wirklich dazu, nicht nur gewisse Sünden zu vergeben, sondern auch mit großer Freigebigkeit neue Kräfte auszuteilen, wie er uns selbst versichert: „Ich bin gekommen, daß sie das Leben und volle Genüge haben“. Wollen! Also trauen Sie ihm mehr zu und strecken Sie sich, mehr zu empfangen! Ich gönne es Ihnen, daß Sie seine Süßigkeit deutlicher und stärker merken!

H. S. Daß Sie so drauf aus sind sich von Andern bemitleiden zu lassen! Wissen Sie denn noch nicht, wie häßlich das Mitleid der Menschen umschlagen kann? Entweder entwickelt sich aus dem Mitleid eine egoistische Liebe oder eine ebenso nichtsnutzige Abneigung. Die Leute können es einem später nicht verzeihen, daß man plötzlich kein Mitleid mehr will. Eine Elster fütterte einen elternlosen Sperling, der erbärmlich piepste. Das war keine edle sittliche Regung, sondern eine Art Naturzwang. Das sah man aus dem Schluß der Geschichte: sobald der Sperling satt und still geworden, wurde er von der nämlichen Elster aufgefressen. — Passen Sie auf, daß es Ihnen nicht ähnlich mit den Leuten geht, nach deren Mitleidsbrocken Sie jetzt sich sehnen! —

G. M. Ihr Brief tat mir sehr wohl, weil er eine ganz andere Auffassung der „Kinder vom toten Hofe“ aussprach, als manche Besprechungen frommer Blätter. Ein Roman soll keine Predigt sein und die Leute, für die solch ein Buch in erster Linie bestimmt ist, würden es gar nicht lesen, wenn es nicht spannend wäre. Die sittlichen und religiösen Wahrheiten, die auch ohne eigentlichen Traktatstil im Buch enthalten sind, kommen dann gerade zu ihrer Wirkung, wenn sie solche Leser unvermerkt treffen. Es haben übrigens eine ganze Reihe ernster christlicher Blätter das Buch richtig, wie Sie, verstanden und darnach lobend besprochen. Einen Ausdruck Ihres Briefes setze ich gerne her „An diesem Buche habe ich jetzt für ganz fernstehende Leute, die nichts von Ihnen gelesen haben, eine Brücke, über die dann das Interesse an andern Ihrer Bücher schreiten kann.“

S. S. Daß Sie endlich mit jener häßlichen Sünde fertig wurden (d. h. Jesus in Ihnen!), freut mich sehr; hatten wir doch jahrelang dafür gebetet. Jetzt gilt zweierlei: 1. wer steht, soll wohl zusehen, daß er nicht sicher werde und doch falle! und 2. jetzt müssen Sie etwas dazu mithelfen, daß Andere gerettet werden, die in ähnlicher „grausamer Grube“ schmachten. Sie werden solche Opfer finden, denn sie sind überall zahlreich vorhanden, obschon im allgemeinen über diese Sünde unter Ihresgleichen nicht gesprochen zu werden pflegt.

D. R. Daß Sie sich, wie Sie schreiben, „bloß noch auf den Tod freuen“, scheint mir nicht ganz normal zu sein. Klappernde Angst und sflavische Furcht sollen wir Christen nicht mehr vor diesem letzten Feinde haben, weil wir wissen, daß Jesus ihm den bittersten Stachel genommen hat. Aber er bleibt uns etwas Unnatürliches, — wie eigentlich jede schwere Erkrankung an Andern uns so erscheint. Der Tod ist kein Heiland und kein Sakrament, kein Reinigungsvorgang oder Heiligungsprozeß, sondern nur ein Wohnungswechsel! Die Hauptsachen unseres inneren Mobiliars werden mit hinübergeschafft in die neue Wohnung.

R. R. Streiten Sie nicht um einzelne kleine Flächen des großen hundertseitigen Kristalls, den wir die christliche Wahrheit nennen. Wenn Sie einen Apfel vor sich hinhalten, sehen Sie auch nicht alle seine Seiten. Es können bei der Wahrheit Höhen und Tiefen, verborgene Gründe und Schönheiten sein, die nicht alle kennen; geschweige, daß man alle Menschen zwingen könnte, eine bestimmte Darstellung der Wahrheit als die absolute anzuerkennen. Auf einige grundlegende Sätze, wie im Apostolikum, kann man sich einigen, — aber in allen Fragen volle Einigkeit, das ist ein Zustand, der wohl der Ewigkeit aufbehalten ist.

Vom Büchertisch



Edelsteine aus reicher Schatzkammer. Eine Sammlung schöner Stellen aus den Schriften von Alban Stolz. Ausgewählt von Professor Heinrich Wagner, Oberlehrer am Gymnasium zu Hagenau. Mit einem Bildnis von Alban Stolz. Vierte und fünfte Auflage. 12°. (XII und 334 Seiten.) Freiburg i. B. 1913, Herdersche Verlagshandlung. In Pappband Mk. 2.—

Alban Stolz war ein Volkschriftsteller von Gottes Gnaden, wie es nicht viele gab oder gibt. Daher ist es mit Dank zu begrüßen, wenn man eine Auswahl aus seinem Reichtum der Gegenwart wieder vorhält. Obschon er Katholik war und hin und her mit seinem Bekenntnis ungescheut hervortritt, wirkt die edle, gemüthvolle, oft hochpoetische Art, wie er Lebensprobleme behandelt, auch auf uns Protestanten erquickend und erhebend. Ich habe seinerzeit viel von Alban Stolz gehabt, als ich in den 80 Jahren seine Kalender kennen lernte.

W. Müller. Der Schönste unter den Menschenkindern. Zeugnisse von Hindu über Jesus Christus. Basel, Missionsbuchhandlung. 60 Pfg.

Wenn du schweigst über Jesus, — dann müssen diese Steine schreien! Die Ersten werden die Letzten sein und die Letzten die Ersten! — Für Missionsstunden zu brauchen!

P. Hugo Flemming. Am Lebensstrome. Berliner Stadtmission. (32 Seiten.)

Das reizende kleine Büchlein wird meinem Predigtbande „Am Lebensstrom“ hoffentlich keinen Abbruch tun! Es hat aber schöne Betrachtungen und frische Anregungen für jeden Christenmenschen zu bieten und daher muß ich es empfehlen

† **Agnes Günther.** Von der Hege, die eine Heilige war. Verlag der christlichen Welt. Mk. 1.50

Als ich dieses kleine Büchlein von der heimgegangenen Verfasserin des Romans „Die Heilige und ihr Narr“ gelesen hatte, wußte ich, daß es eine schöne Seele mehr im Geisterlande gebe, auf deren Bekanntschaft und Verkehr daselbst ich mich jetzt schon freuen darf. Was hier vom Leiden gesagt wird und seinem Segen, — das geht durch und durch! —

† **Elias Schrenk.** Die sieben Rundschreiben unseres Herrn Jesu Christi. Raffel, Röttgers Verlag. Mk. 1.—

„Ein wehmütiger und erquicklicher Abschiedsgruß ganz seltener Art“ — sagt jemand von diesem letzten Büchlein des heimgegangenen treuen Zeugen. Wehmütig daran ist bloß, daß er auf die andere Seite von Christo sich gestellt hat, der diese Zeilen schrieb, sonst ist es ganz der alte Schrenk! Praktisch, erbaulich, anfassend und nüchtern dabei! —

R. Reutel. Verlag für Volkskunst, Stuttgart.

Der bekannte rührige Verlag hat wieder eine Reihe farbenprächtiger Bilder herausgegeben, die ebenso wie die mir vorliegenden Profanbilder zum Herzen

sprechen. Ich rate jedem, der für billigsten Preis sich oder andern einen reizenden Wandschmuck verschaffen will, den Prospekt zu verlangen, der auf Wunsch gratis versandt wird.

Emily Holt. Das Sklavenmädchen von Pompeji. Autorisierte Übersetzung von E. von Feilitzsch. Gotha, Otts Verlag.

Die Geschichte spielt unter den Christen des ersten Jahrhunderts. Die Lokaltöne und historischen Kulturfarben sind richtig und der gläubige Standpunkt über allen Zweifel erhaben. Aber es werden nur ganz ausgesprochene Gemeinschaftskreise ihre ungemischte Freude an der scharf ausgeprägten Tendenz haben. Die Übersetzung ist tadellos.

Anna Schieber. Amarylhis und andere Geschichten. Heilbronn, Eugen Salzers Verlag. M. 1.—

Die Erzählungen der beliebten Dichterin bedürfen keiner besonderen Empfehlung. Sie mögen so klein sein wie sie wollen, — es liegt immer ein Stückchen Menschenherz mit seinem angstvollen Schlagen und ein Stückchen Gotteshimmel mit seiner stillen trostreichen klaren Bläue drin! Das stimmt auch dieses Mal.

Alfred Sarasin. Sprüche und Widersprüche. Basel, Rovers Verlag. 80 Pfg.

Für besinnliche Stunden eine feine Stimmgabel, mit der man nur einmal anzuschlagen braucht, um den Ton zu finden, der in uns erbaulich weiterklingt. Gut und klar, tief und wahr ist dieses Laien Theologie! Man möchte den Mann kennen lernen, der so etwas schrieb!

Frauz Blaudmeister. Deutsches Familienleben. Dresden, Sturms Verlag. M. 3.75

Eine treffliche Auswahl kleiner Momentaufnahmen aus dem deutschen Familienleben der letzten drei Jahrhunderte. Wenn nur solch Exempel etliche reizen möchte, das arg gefährdete und darniederliegende Familienleben wieder zu stärken! Heutzutage sind aber so viele Kräfte aufgetreten, die des deutschen Herdes Schönheit bedrohen, daß man fürchten muß, es sei um sie geschehen.

E. Wynne. Siehe ein rechter Israelit! Autorisierte Übersetzung von E. v. Feilitzsch. Gotha, Otts Buchhandlung.

Für christliche Kreise eine ansprechende Erzählung aus den Zeiten Hadrians. Größeren Ansprüchen an künstlerischem Aufbau und innerer Geschlossenheit des Geschehens genügt diese einfache Geschichte kaum. Aber es gibt eben auch schlichte Leser, die sich an dieser Art von Erzählung freuen können.

M. Müdiger. Stilles Heldentum. Eine einfache Erzählung. Schwerin, Bahns Verlag. Gebunden M. 3.—

Das ist eine einfache Erzählung, — aber es steckt mehr Lösung von Problemen drin, als in manchem pomphaft angezeigten modernen Roman. Sind doch hier Gottes Kräfte in Menschenherzen wirksam, um Sünde und Herzeleid zu überwinden. Einige Figuren sind unvergesslich. Das Ganze ist der christlichen Familie aufs Wärmste zu empfehlen; denn sie wird Erquickung und Glaubensstärkung neben herzlicher Freude daraus schöpfen können.

Quittung.

An Gaben für die durch schwere Krankheit heruntergekommene Familie meier Gemeinde liefen ein: R. Altendorf, Mainz, 2 Mk.; Frau Professor Peters, Posen, 3 Mk.; W. B., Leipzig, 5 Mk.; Emma Flemming, Berlin, 10 Mk.; zusammen 20 Mk. — Herzlichen Dank und ein Vergelt's Gott den Gebern.
P. A. Tsch, Gr. Krüßin Pom.

Die unter der Parole „Massenstreik gegen die Staatskirche“ erfolgenden neuesten Angriffe haben das Gute, daß sie der Gegner wahres Gesicht zeigen; jetzt kann man ihnen mit offenen Waffen entgegentreten. In einem Flugblatt „Wie stellen Sie sich zur Austrittsbewegung?“ gibt der Vorstand der Berliner Stadtmision ein Mittel gegen den Kampf in die Hand. Das Flugblatt zeigt einerseits den Verlust an wertvollen äußern und innern Gütern, die der Kirchenaustritt zur Folge hat, und erinnert auf der andern Seite an den Dienst, den die Kirche heute wie immer dem ganzen Volke und dem Einzelnen geleistet hat und leisten wird. Nicht Austritt aus der Kirche, sondern Eintritt in die Mitarbeit, das sei die Lösung! Das Blatt scheint zur Massenverbreitung geeignet. 1000 Stück kosten nur Mk. 4.— und Porto; Bestellungen sind zu richten an die Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt, Inhaber: Verein für Berliner Stadtmision, Berlin SW. 61, Johanniterstraße 6.

—Reiseplan—

1.— 3. Februar, Lissa.	20. Februar, Wronke.
4.— 6. „ Krotoschin.	1. März, Freiburg i. Breisgau (Missionsabend)
7.—10. „ Posen	3.—11. „ Hamburg.
11.—16. „ Bromberg.	12.—18. „ Stettin.
17.—19. „ Schneidemühl.	19.—24. „ Frankfurt a. Oder.

Die Termine für die Städte, die zwischen Ostern und Pfingsten an der Reihe sind, stehen noch nicht alle fest.

Joh. 10, 11.

Bezugsbedingungen

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen Mk. 3.50
Bei direkter Zusendung unter Kreuzband Mk. 4.— Einzelnummer 35 Pfg.

Herausgeber Pastor G. Keller in Freiburg i. Br. — Kommissions-Verlag
von Walter Mombert in Freiburg i. Br. — Druck von Hamerschlag u.
Kahle, G. m. b. H. in Freiburg i. Br.

Auf Dein Wort



12. Jahrgang.

Heft 6.

März 1914.

Ein wenig nur an jedem Tag.

Ein wenig nur an jedem Tag,
Ein Lächeln — ach wie leicht getan,
Macht auf dem traurigen Gesicht
Gar leicht dem gleichen Lächeln Bahn;
Der trüben Herzen sind genug,
Und Kummer gibt es immerdar.
Ein Lächeln nur an jedem Tag
Strahlt Sonnenschein in's ganze Jahr.

Ein wenig nur an jedem Tag,
Ein Wort — wer weiß, wozu es frommt,
Obs nicht als gutes Samentorn
Gar bald zu frohem Leben kommt.
Vielleicht wird es ein heller Trost,
Wo's immer weh und dunkel war;
Ein freundlich Wort an jedem Tag
Erhell't das ganze dunkle Jahr.

Ein wenig nur an jedem Tag,
Ein kleines Tun der Freundlichkeit;
Es schlingt ein Band um Freund und Feind
Und bindet fest in Freud und Leid
O würde doch durch unsern Dienst
Des Himmels Willen offenbar!
Ein freundlich Tun an jedem Tag
Trägt Segen in das ganze Jahr.

(Aus dem Englischen des James R. Miller).





Der Hebräerbrief in Bibelfstunden.

15. Der Dienst im himmlischen Heiligtum.

Kap. 9. 11—28.

Der Verfasser des Hebräerbriefes bemüht sich seinen Lesern klar zu machen, daß die alttestamentlichen Ordnungen nur Vorbilder auf Christum sind; tritt das Ereignis selbst ein, was jene Vorzeichen andeuten sollten, fallen sie naturgemäß fort. Bei diesem Bestreben geht es ihm aber nach dem Spruch: denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen d. h. er findet neue Schönheiten und neue Beleuchtungen Christi und seines Werks, wie es sie kaum ein anderes Buch des neuen Testaments in ähnlichem Reichtum aufweist. Das ist erklärlich: wenn man eine Sache sorgsam hin und her dreht und jede Kleinigkeit beachtet, findet man erst ihre intimen Reize!

Im 2. Verse von Kap. 8. war schon gesagt worden, daß Christus Pfleger im himmlischen Heiligtum sei; jetzt wird von Kap. 9, 11 dieser Gedanke weiter ausgeführt: „Christus aber ist gekommen, daß er sei ein Hohepriester der zukünftigen*) Güter“. Als er kam, waren diese Güter noch zukünftig, aber durch ihn sind sie realisiert. Da haben wir wieder einen gewaltigen Unterschied zwischen dem alten und neuen Bund! Im alten Gottesdienst band Gottes Unordnung ein äußerliches Mittel mit dem Versprechen eines Erfolges, einer Segnung zusammen; eigentlich bestand zwischen der roten Kuh und der Reinigung einer Seele kein organischer Zusammenhang, kein innerliches Aufeinanderangewiesensein. Im neuen Bunde sind Mittel und Erfolg innerlich und wesentlich zusammengeschlossen, weil Jesus Christus der Verwalter von realen Gutem ist. Wird Christus jetzt um Vergebung der Sünde um seines Verdienstes willen gebeten, so hat er auch die wirkliche Vergebung auszuteilen.

„Und durch das größere und vollkommeneren Zelt, das nicht mit Händen gemacht, das ist, nicht von dieser Schöpfung ist, auch nicht durch der Böcke oder Kälber Blut, sondern durch sein eigenes Blut ist er ein für allemal in das Heilige eingegangen und hat eine ewige

*) Man könnte auch übersetzen: „Der mit ihm gekommenen Güter.“

Erlösung erfunden. Denn so der Böcke und der Stiere Blut und die Asche von der Ruh gesprengt, heiligt die Unreinen zur leiblichen Reinheit, wieviel mehr wird das Blut Christi, der sich selbst ohne Makel durch den ewigen Geist Gott geopfert hat, unser Gewissen reinigen von toten Werken, zu dienen dem lebendigen Gott! Und darum ist er eines neuen Bundes Mittel, auf daß durch den Tod, der geschehen ist zur Erlösung von den unter dem ersten Bunde begangenen Übertretungen, die so berufen sind, das verheißene ewige Erbe empfangen“.

Der Hauptnachdruck in diesem Gedankengang liegt wohl auf dem Wort: ein für allemal. Der einzige Versöhnungstag des neuen Rituals ist auch der einzige geblieben und duldet keine Wiederholung. Christus hätte als Reiner, völlig Gehorsamer, ohne Blut, den Zugang für sich selbst gefunden! Der Einzige, auf den sein Wort von dem Halten der Gebote buchstäblich Anwendung haben konnte: Tue das, so wirst du leben! Aber als er mit unserer Sündenschuld beladen, als unser Priester zu Gott gehen wollte, mußte er sterben; das steht hier so ausgedrückt! „Durch sein eigen Blut“ . . .

Es gibt nun eine Auffassung dieser Stelle, gegen die man im Namen des biblischen Christentums Front machen muß, als ob Christus sein Blut, als eine Sache, ein von ihm gesondertes Medikament, in den Himmel gebracht hätte, so daß es jetzt dort vorhanden wäre und uns etwas nützen könnte. Das klingt in manchen Gebeten und Liedern bis auf den heutigen Tag durch. Nein, das Blut ist eine Tatsache, keine Sache! Christus hat durch sein Blut (ebensogut könnte stehen durch das Kreuz, durch seinen Tod) den Zugang in's himmlische Heiligtum gefunden. Nur weil der Verfasser an das Blut der alttestamentlichen Opfer denkt, muß er hier statt Tod oder Kreuz Blut sagen und muß er B. 14 nochmals sagen: „Das Blut Christi“. Es gibt nicht zwei Heilmittel: auf der einen Seite die Person Christi und auf der andern sein Blut! Es wäre magisch, mechanisch, zauberhaft, dem ganzen Sinn des neuen Testaments widersprechend, wenn man das einst am Charfreitag vergossene Blut (das doch in Wirklichkeit nicht mehr existiert, weil Fleisch und Blut nicht ins Reich Gottes kommen) zum Gegenstand der Anbetung und zum Heilmittel macht (Gralsfabel), während doch nur das Vergießen des Blutes, das Sterben für uns gemeint ist. —

Jene alttestamentlichen Mittel (B. 13 denkt nicht mehr an den Versöhnungstag) überwandten die inneren Unreinheiten nicht, schufen

keine neuen Herzen, machten die Stellung des Menschen zu Gott nicht um. Jesus kam es auf eine ganze, wirkliche, ewige Versöhnung des Menschen an, darum war sein Opfer eine so schwere, tief einschneidende Sache; kein Spaziergang durch den Himmel (vergl. hier v. 11 mit 4,14.), sondern eine so innerliche Hingabe, daß der Verfasser sich nicht damit begnügt, sein Blut als Bezeichnung des Todes zu nennen, sondern noch hinzusetzt: Durch den ewigen Geist. Wenn man diesen Zusatz recht beachtet hätte, wären alle jene fromm-klingenden, unbiblischen Geschmacklosigkeiten mit dem Blute Christi wohl unterblieben. Er entäußerte sich selbst doch nicht nur im Hinblick auf den leiblichen Vorgang, daß das Blut dahinfließt, — sondern es war dahinter eine Geistesbewegung, die dem äußeren sichtbaren Vorgang erst den wahren Sinn gab und das Opfer eigentlich erst zum Opfer machte. Er legte, — obschon er, weil er ohne Makel war, das Recht gehabt hätte, strahlend und jauchzend aus vollem Erdenleben ohne Tod zum Vater zu gehen, seinen Willen und seine ganze Person dem Vater hin, nichts für sich begehrend und zurückbehaltend und erduldet den schmachvollsten und schmerzvollsten Tod eines schuldbeladenen Verbrechers. „Die vollkommene Liebe schüttete ihn aus (den Blutstrom), eine wahrhaftige Liebe, die nicht nur genießen und sich an Gottes Freundlichkeit ergößen und an seinem Reichtum sich selbst erhöhen und verherrlichen wollte, sondern Gott in seiner Majestät vor Augen hatte und sich selbst vergaß, um seinetwillen und vor ihm sich beugte in den Tod, weil sie ihn ehren und in seinem heiligem Gerichte und seiner versöhnenden Gnade dienen wollte.“ (Schlatter). Nur so bewirkte dies Blutvergießen, was die alttestamentlichen Opfer nie vermochten, unser Gewissen vollkommen vom Schuldbewußtsein zu reinigen, — sobald wir nämlich den gläubigen Zusammenschluß mit Christus erlebten, der sein Opfer zu unserem Opfer macht.

Auf der andern Seite liegt in der körperlichen Hingabe Christi noch etwas, was uns angeht. Wir möchten ganz gern mit dem Gemüt und in der Theorie Gott ergeben sein, dabei aber behalten wir unsern Leib und das ganze sinnliche Leibesleben für uns, um des Daseins süße Gewohnheit selbstsüchtig weiter zu genießen. Jesus opfert sich ganz: Blut und Geist! Darin kommt die volle Realität erst zu Austrag!

„Ohne Makel“ und „ewig“ war der Preis, den Jesus gezahlt hat, — was liegt dann näher als zu schließen, daß auch die Erlösung, die er dadurch errang, ohne Makel und ewig sein müsse? Das heißt doch:

wir haben nichts hinzuzusetzen von eigener Leistung und sie kann in alle Ewigkeit weder wirkungslos werden, noch auch irgendwie wiederholt werden. Dann ist unsere ganze Jämmerlichkeit und Schuldverhaftung aus und vorbei! So wird Christi Blut richtig verstanden eine Macht und ein Schutz — nicht nur etwa dem richtenden Zorn Gottes gegenüber, als auch unserer eigenen neuen Versuchlichkeit der Sünde gegenüber. Darum heißt solche Botschaft: Evangelium d. h. frohe, gute Botschaft! Das Echo eines so durch Christi Blut gereinigten Gewissens ist darum Jauchzen und Loben und Lieben!

Noch eine Wirkung in betreff unserer Werke! Wenn eine Reinigung unseres Gewissens von dem Einfluß der toten Werke durch Christum eintreten soll, so muß es doch vorher eine Befleckung durch die toten Werke gegeben haben. Offenbar denkt der Schreiber an die levitische Verunreinigung, die dadurch stattfand, daß man einen toten, verwesenden Leichnam angerührt hatte. Schlechte Erzeugnisse unseres Geistes, schmutzige Geldgeschäfte, unsaubere Eheverhältnisse, üble Klatschgeschichten, gottlose Unternehmungen — das alles und ähnliches sind tote Werke, von denen nicht nur, als wir sie planten, sondern auch ausführten, eine Verunreinigung unseres Innenlebens ausging. Da fährt durch wirkliche Umkehr zu Christo ein Strahl seines neuen Wesens richtend und lösend dazwischen. Wer sich auf die Seite Jesu gestellt hat und Anteil an seiner wunderbaren Erlösung hat, der wird auch von dem Bann jener schlechten oder törichten Gespenstergeschichten erlöst, so daß er frei zum Dienst Gottes wird. Jetzt spürt man ordentlich den grellen Gegensatz: einst — tote Werke, — jetzt dient man dem lebendigen Gott! Alle Schwermut, die aus der Schuld aufstieg und alle Gewissensangst, die jeden Augenblick fürchten mußte, daß Geheimnisse entdeckt werden, alle leidenschaftliche Eier und lügenhafte Vorspiegelung von Wetterwolken, — der ganze Riesenspuß der toten Werke bricht vor Christi Kreuz zusammen! Alles gerichtet, die Seele gerettet, das Gewissen gereinigt und wie im hellen Sonnenlicht der Gnade fangen wir an, dem lebendigen Gott mit der neuen Wirklichkeit unseres Lebens zu dienen!

9, v. 16 ff: „Denn wo ein Testament ist, muß der Tod dessen beigebracht werden, der da testierte. Denn ein Testament wird erst fest durch den Tod, da es noch nicht volle Geltung hat, wenn der Testator noch lebt. Daher auch das erste nicht ohne Blut gestiftet ward. Denn als jedes Gebot nach dem Gesetz von Moses zu allem Volk geredet war, nahm er Kälber- und Boßsblut mit Wasser

und Purpurwolle und Isop und besprengte das Buch und alles Volk und sprach: „Das ist das Blut des Testaments, das Gott euch verordnet hat“. Und die Hütte und alles Geräte besprengte er mit Blut und fast alles wird mit Blut gereinigt nach dem Gesetz und ohne Blutvergießen geschieht keine Vergebung. So mußten nun die Vorbilder der himmlischen (Dinge) mit solchen gereinigt werden, die himmlischen selbst aber mit besseren Opfern denn diese. Denn Christus ist nicht in ein Heiligtum eingegangen, das von Menschenhänden gemacht ist, (ein Nachbild des wahrhaftigen) sondern in den Himmel selbst, um vor dem Angesicht Gottes für uns zu erscheinen; auch nicht, um oftmals für sich selbst zu opfern, wie der Hohepriester alle Jahre eingeht in das Heiligtum mit fremden Blut; sonst hätte er oftmals von Anfang der Welt her müssen leiden. Nun aber ist er einmal am Ende der Weltzeiten erschienen, um die Sünde durch sein eigen Opfer aufzuheben. Und wie den Menschen gesetzt ist einmal zu sterben, danach aber das Gericht: also wird auch Christus nachdem er einmal geopfert ist um vieler Sünden zu tragen, zum zweiten Male ohne Sünden erscheinen denen, die auf ihn warten zur Errettung.“

Alle die Güter, von denen am Schluß des vorigen Abschnittes (B. 13–15) die Rede war, treten erst in Kraft, wenn der Testator dieses Testaments gestorben ist. Denn vor seinem Tode könnte er ja das Testament selbst immer noch umändern. Also ist durch Jesu Tod erst dieses Testament vollgiltig geworden und seine Legate, in denen die bedacht werden, für die sonst kein Mensch auf Erden ein Testament macht, kommen zur Auszahlung! — Im Griechischen hat man für Bund und Testament dasselbe Wort. Nach dem Sinn und Zusammenhang mußte hier ausnahmsweise mit „Testament“ übersetzt werden: sonst paßt meistens das Wort „Bund“ besser in den Sinn. Es ist ja doch ein Bund zwischen lebenden, was Christus und uns verbindet. Aber für die Leser des Hebräerbriefes, die gerade an dem Tode Jesu Anlaß zu Zweifeln nahmen, mußten hier die Anwendung auf den Tod des Testators überraschend wirken. Ohne Jesu Tod hätten auch wir keinen neuen Bund bekommen! Sein „letzter Wille“ war unwiderruflich: er wollte uns Leben und Seligkeit geben! Dann nehmt, was ihr geerbt habt!

Der Verfasser zieht die naheliegende Nutzenanwendung nicht, sondern wendet sich wieder dem alten Bunde zu. Dort mußte das Opfertier sterben (wir sehen daraus, daß hier der Begriff „Testament“ schon nicht mehr paßt!), damit der Bund fest und gültig sei und die Gertäe und Menschen wurden mit diesem Wollbüschel voll Blut*) besprengt: ohne Blut keine Versöhnung und der Bund mit Gott kostet das Leben. (Es ist nur gut, daß das Wörtlein „fast“ im Verse 22 steht, sonst würden 3 Mos. 5, 11—13 und 15, 5 ff. direkt widersprechen!) Hingabe des Lebens als Sühne für das durch Sünde entweihte Leben.

Wenn nun Sünder ins Himmlische Heiligtum, — in wirkliche Gemeinschaft mit Gott — kommen sollen, muß eine Reinigung und Versöhnung im Himmel eintreten; nicht als ob der unreine himmlische Boden erst durch Jesu Blut entschützt werden sollte. Darum mußte Jesus diese für den Himmel gültige Reinigung beschaffen durch sein Blut; denn eine Selbstopferung Jesu, die unabhängig von seinem leiblichen Tode — etwa nur im Geiste — gewesen wäre, gibt es nicht, wie wir vorher schon hervorgehoben haben. Er stellt sich im Himmel Gott dar als den, der nach völligem Gehorsam den völligen Tod erlitten hatte. So ist sein Tod die Vorraussetzung und Unterlage für sein Walten im Himmel als unser Hohepriester. Darum aber auch kann und braucht sein Opfertod nicht wiederholt zu werden und bedarf keiner Ergänzung von unserer Seite. V. 26. Da sehen wir an Christo, daß es eine Art Berührung mit der Sünde gibt, die nicht verunreinigt, sondern die Sünde vertilgt.

Aus v. 27 kann man nicht den Schluß ziehen, daß wir sofort nach dem Tode das Gericht erlebten. Nach andern Stellen des neuen Testaments und Hebr. 10, 25 ist das Gericht gleichzeitig mit der Wiederkunft Christi. Für und wider eine Befehrungsmöglichkeit nach dem Tode — im Zwischenzustand, — ist an dieser Stelle nichts ausgesagt. Höchstens könnte man aus diesem Verse folgern, daß die Menschen nichts ihrem Tode gleichartiges bis zum Tage des Gerichts erleben werden. Einmal sterben — steht in Parallele zu Jesu einmaligem Opfer. Wer sein Opfer im Glauben angenommen hat, der braucht sich vor dem kommenden Gericht nicht zu fürchten, denn Jesus hat seine Sünde weggenommen. „Vieles“ könnte hindeuten darauf, daß sich nicht alle von Jesus haben helfen lassen wollen.

*) Für Bibelleser, die gern alles vergleichen, nur noch hier die Bemerkung, daß das alles nicht so im 2. Mos. 24 beschrieben steht, sondern die Einzelheiten auf jüdischer Tradition beruhen.

Zu v. 28 sei noch eine Merkwürdigkeit der Auslegerkunst berichtet. Es haben nämlich manche hier „hineingelesen“, daß Jesus das erste Mal also doch nicht ganz ohne Sünde gewesen sei! Die ganze Neutestamentliche Offenbarung widerspricht natürlich einstimmig solchem Mißverständnis. Das erste Mal trug er unsere Sünde und ward durch sie, als Gott ihn zur Sünde gemacht hatte, so entstellt, daß es jenen Augenblick gab, daß man im Himmel das Antlitz vor ihm verbarg („Mein Gott, mein Gott warum hast du mich verlassen?“). Das zweite Mal ist überhaupt alle Sünde abgetan: es gibt nichts mehr zu versöhnen weder im Himmel noch auf Erden. Der da gekommen war, die Werke des Teufels zu zerstören, hat keine halbe Arbeit getan.

Man spricht so gelassen über Sinn und Segen des Opfertodes Jesu, — aber haben alle die Christen, die darüber so klug reden können, auch wirklich ihren Willen in den Tod gegeben und sich innerlich durch Jesu Tod und Erlösung reinigen und richten und erwecken lassen? Es will einem manchemal eine Angst ankommen um Viele, die über Unterschrift und Siegel des Testaments mitsprechen, ja wie Richter drüber zu Gericht sitzen, ob solch ein Testament an und für sich gültig ist, — während sie nicht eine Minute drüber nachgedacht haben, ob es ihnen persönlich auch wirklich gilt, und ob sie ihre Blutsverwandtschaft mit dem Testator nachzuweisen vermögen! Macht doch mit der persönlichen Hingabe an Jesus Ernst! Küßet den Sohn, daß er nicht zürne! Amen.



Seltame Menschen.

Seltame Menschen findet man,
Die durch Schweigen am deutlichsten sprechen;
Wo sie in kluger Vorsicht abbrechen,
Fängt ihr innerstes Wesen an.

Stephanie von Gofflar



Aus meinem Leben. 6

Das religiöse Innenleben lag nichtsdestoweniger darnieder. Ich galt für einen soliden, fleißigen, gläubigen Theologen, — aber niemand wußte besser als ich, daß es mit der Gebetsstreu und dem Ernst der Heiligung bei mir erbärmlich stand. Man kann sehr erregt orthodoxe Lehrpositionen verteidigen und dabei doch innerlich dem Leben Christi kühl oder zuwartend gegenüberstehen. So erinnere ich mich, daß der Evangelist Bädeler, dem ich später viel verdankte, damals in meiner Studentenzeit nur meine Lachlust erregte, und den Spottgeist entfesselte. Ich war „noch nicht fertig mit Unartigsein!“

Bisweilen streifte eine Angst vor dem Verlorengehen meiner Seele, oder mein Gewissen hielt mir irgend eine leichtsinnige Geschichte wochenlang mit innerer Qual vor. Aber es kam zu keinem energischen Schritt vorwärts und wenn ich meine Mutter im Nebenzimmer meine Verdienste einer Besucherin rühmen hörte, glaubte ich doch gern, daß ich ein Muster von Sohn und Christ sei! Eigentliche Seelsorge übte auch keiner an mir. Denn meinem Vater gegenüber, der dazu der geeignete Mensch gewesen wäre, hielt mich der törichte Dünkel des akademischen Studiums von dem vollen Bekennen des inneren Unbehagens ab. Auch war keiner meiner Kameraden mir gewachsen, wenn es galt blisschnell den Ernst der Stunde durch humoristische Einfälle zu verscheuchen. Man liebte mich um der guten Laune und schätzte mich um meiner sonstigen Tüchtigkeit willen und ich war leichtsinnig genug ernstere Aus sprachen auszuweichen.

Dabei regte sich früh die Lust an praktischer Betätigung. Ich habe als Student wohl viel mehr gepredigt, als alle meine Altersgenossen. Damals war ich stolz auf diese Leistungen: jetzt schäme ich mich des hohlen Patoß jener schülerhaften Ausarbeitungen. Auch Krankenbesuche bei Kameraden oder einigen bekannten Handwerkern machte ich sehr gern und studierte dabei mehr die Seele des Andern, als daß ich wirklich Trost geboten hätte. Wer zu seiner eigenen Sünde noch keine klare Stellung eingenommen hat, kann auch von Jesu Gnade weder etwas verspüren, noch andern richtig bezeugen.

Mein Freund, Nicolai von Ruckteschell, der bei Max Frommel in Ispringen konfirmiert worden war und von den deutschen Jünglingsvereinen und ihrer gesegneten Wirksamkeit aus eigener Anschauung etwas wußte, schlug einst vor; „Wir wollen hier einen Jünglingsverein gründen“. Alles, was er erzählte, reizte mich und ich ging begeistert auf die Idee ein. Mein Vetter Hesse, Ruckteschell

und ich taten uns zusammen. Eine wohlhabende Freundin Ruckteschells gab das Geld zur Miete eines Lokals und ich lief eine Woche bei ein paar Duzend Handwerksmeistern umher, bis ich das erste Trüppchen Jünglinge beieinander hatte. Wenn ich nicht sehr irre, war es der erste Jünglingsverein in Rußland! Das machte in Dorpat großes Aufsehen! Es gab erbitterte Gegner und warme Freunde der jugendlichen Stiftung. Immerhin haben wir nicht vergeblich so und so viele freie Abende dem kleinen Häuflein gewidmet. Ruckteschell besorgte den geistlichen Teil mit Ansprachen und Bibelstunden, Hesse den musikalischen und ich verstand mit meiner munteren Erzählungsgabe die blöden Jungs zu fesseln. Ungeschickt genug haben wir es angefangen und doch segnete Gott dieses Erstlingswerk über Bitten und Verstehen. Der Verein besteht heute noch! —

Auch eine kleine Gebetsvereinigung zwischen uns kam damals zu Stande, der sich noch einige andern anschlossen. Man kann allerlei leisten und mitmachen und ahnt nicht von Ferne, daß alles an der Oberfläche kräuselt, während der alte Mensch dabei sich ganz behaglich fühlen kann. Später erst habe ich in den Kämpfen mit falschen Brüdern den auf solchen Zustand passenden Ausdruck „frommes Fleisch“ gefunden. Damals wäre ich wahrscheinlich bitter böse geworden, wenn mir einer meiner Kameraden dergleichen im Ernst gesagt hätte. Mein Vater kritisierte wohl manches von meinem Christentum und hielt von meinen Anfänger-Predigten, soviel er davon angehört hatte, nicht viel. So erinnere ich mich, daß er nach einer derselben, die ich wieder abgelesen hatte, in seiner derben humoristischen Weise sagte: „Der Hahn macht die Augen zu, wenn er kräht: Der kennt wenigstens sein Lied auswendig. Eine abgelesene Predigt ist nicht ganz des Predigers Eigentum und darum wird sie auch dem Hörer nie so zu eigen, als ein noch so einfaches freies Wort. Es kommt mir so vor, als deklamierst du deiner Schreibtschlampe etwas vor, — die dir Licht gab, als du die Predigt schriebst. Anderes Licht als das natürliche fehlt. Wenn es nicht noch ganz anders mit dir kommt, wäre es besser gewesen, du wärst ein exakter Schumacher geworden. Außerdem schmeckt alles, was du vom Evangelium sagst, so nach einem Leitfadern oder Lehrbuch. Die Leute wollen die Milch des Evangeliums nicht so, wie sie da steht, sonst könnte man ihnen einfach die Bibel vorlesen. Darum sollten die Pastoren Räsmacher sein, die aus der Milch des Evangeliums einen schärfer schmeckenden Käse bereiten. Das fehlt dir ganz und gar“. Ob mein lieber seliger Vater, der meine eigentliche Bekehrung nicht mehr erlebt hat, — er starb an dem Tage, da ich sie erlebte! — heute mit meiner Räsmacherei zufrieden wäre!!

Eine unvergeßliche Episode muß ich noch aus dieser Studentenzeit berichten! Es war ein junger Deutschamerikaner, Dr. Friszsche, nach Dorpat gekommen und warb um Pastoren für die deutsch-lutherischen Gemeinden Amerikas. Der erste Christ, der ein aggressives, werbendes Christentum an mich heranbrachte! Dazu eine sympatische Persönlichkeit, große Redegabe und glänzende Begeisterung. Rein

Wunder, daß ich mich schnell für ihn begeisterte und am liebsten mit ihm nach Amerika gegangen wäre! Hauptsächlich die pekuniäre Notlage meiner Eltern war es, die mich damals zwang, auf diesen Impuls nicht so zu reagieren, wie das heiße Herz in jugendlicher Begeisterung wollte. Ich kam mir ordentlich unglücklich vor, daß ich seinem Werben nicht Folge leisten durfte! Wer weiß, was dann aus meiner inneren Entwicklung und meinem Lebenslauf geworden wäre!

Wir erkennen des Herrn Führung oft genug erst nachher, als eine solche und als die allein richtige! Es ist gut so, daß in einer Zeit, wo wir noch nicht vom Geist erleuchtete Sinne haben, um die Winke von oben zu erkennen, der treue Gott aus solidem Holz harter Wirklichkeit Zäune und Bretterhürden für das Jungvieh baut, damit es zu seinem eigenen Verderben nicht ausbrechen kann, wann und wo der Mutwille es reizt. Dabei bleiben genug Fehler übrig, die man in seiner eigenen Wahl und Führung macht, Fehler, an deren Korrektur und Umgestaltung in Segen der barmherzige Gott nachher Jahrzehnte lang zu tun hat!

Im letzten Jahr meines Studiums verlobte sich mein Vetter und Busenfreund, Hermann Hesse, mit einer Nachbarstochter in Weißenstein und unwillkürlich trat mir dadurch nach manchen albernem und flüchtigen Liebeleien der Gedanke an eine ähnliche Bindung nahe. Meine Mutter hatte sich wohl einige nette Handwerker- und Beamtentöchter in Dorpat darauf hin angesehen und gab mir mal einen Wink mich für diese oder jene zu interessieren. War es doch fast Sitte, daß man sich im letzten Studienjahr verlobte! Eine von diesen war ein auffallend gebildetes Mädchen, die auf der Eisbahn oft stundenlang mit mir lief und solche Kenntnisse in der Unterhaltung entwickelte, daß ich staunen mußte. Da sagte mir ein Kamerad eines Abends: „Du läufst ja immer mit dem hübschen Konversationslexikon!“ Auf meine verdutzte Frage, was das bedeute, sagte er lachend: „Sag ihr eines Abends beim Abschied, daß du am andern Tage über ein bestimmtes Thema mit ihr reden wolltest und dann lies im Konversationslexikon nach: was gilt's, sie kann den betreffenden Artikel auswendig!“ Ich machte die Probe und er behielt Recht. Von Stund an mied ich die Eisbahn und weiß nicht, ob die betreffende junge Dame auf diesem nicht ganz alltäglichen Wege an den Rechten gekommen ist!

In den Osterferien 1878 fuhr ich mit Hermann wieder nach Weißenstein. Im Hause seiner künftigen Verwandten lernte ich die jüngere Schwester seiner Braut kennen, — ein hübsches, ernstes, verschlossenes Wesen. Auf meine Scherze und sprudelnde Laune ging sie nicht ein; es schien, sie mache sich gar nichts aus mir. Das war mir in meiner damaligen Erfahrung neu, reizte mich und zog mich an. Ohne daß ich es mir oder andern gestanden hätte, war ich heimlich schon längst gefangen; natürlich konnte damals noch niemand etwas merken.

In den langen Sommerferien war ich wieder bei Hesses in Weißenstein. Wir hatten einander bei den Arbeiten zum Examen

nötig! Hermann hatte die musterhaftesten Kollegienhefte geführt und war peinlich exakt in allem philologischen und gedächtnismäßigen Stoff; dafür fehlte ihm die philosophische Begabung und das blitzschnelle Begreifen schwieriger Probleme. Da ergänzten wir uns vorzüglich.

Mitten hinein in diese eifrigen Arbeiten fiel Ellis Konfirmation. Man wird nämlich dort mit etwa 18 Jahren konfirmiert. An ihrem Konfirmationstage predigte ich und nachher wollte sie meine Predigt abschreiben. Natürlich hatte ich ein so unleserliches Manuskript, daß kein Mensch es hätte abschreiben können! Also saßen wir allein und ich las es ihr langsam vor. Als die Predigt abgeschrieben war, haben wir uns heimlich verlobt. So verdanke ich einer Predigt meine jetzige Frau! —



Mission und Erziehung zur Arbeit

Vortrag von Hans Keller-Rastatt.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wenn man die zahllosen Aussprüche in Wort und Schrift sammeln und anführen wollte, in denen ein abfälliges Urteil über die Mission uns entgegentritt in der bekannten Richtung: Die Mission hat für unsere Kolonien keinen Wert, denn sie erzieht die an sich schon faulen Neger in keiner Weise zur Arbeit. Nur zwei derartige Zeugnisse aus allerjüngster Zeit seien angeführt, von denen jedes in seiner Art äußerst charakteristisch ist.

In der „Deutschen Zeitung“ veröffentlichte der Oberleutnant Paul Gräß unter der Überschrift: „Mit dem Motor ins innerste Afrika“ einen Artikel, in dem er der Mission und ihren christlichen Negern etliche Seitenhiebe versetzt. Er sagt von diesen christlichen Schwarzen: „für diese kreuz- und rosenkranzgeschmückten (heißt jedenfalls evangelischen und katholischen) Heuchler gebe es allerdings kein anderes Erziehungsmittel zur Arbeit, als 25 gut gezielte Hiebe, daß die Fesen fliegen.“ Wir können uns wohl jeder Bemerkung über diese Worte enthalten, sie sprechen für sich selbst. Etwas anders geartet ist die Auffassung, welche Otto Graf von Baudissin im „Tag“ vertritt. Er sagt dort: „Der Neger ist ein wertvolles Aktivum für uns, nicht nur aus dem Grunde, weil wir einen Christen aus ihnen zu machen beabsichtigen (unter der Vor-

aussetzung, daß dieses wirklich möglich wäre), sondern der Neger ist in erster Linie ein wertvolles Aktivum für uns, weil er uns helfen soll, die Rohware, die wir in der Heimat verarbeiten wollen, in der Kolonie zu produzieren und fertige Waren, die die Heimat fabriziert hat, von uns zu kaufen. Die schwarze Bevölkerung zu missionieren, ist ein ideales, kein praktisches Ziel; denn durch die Bekehrung eines Negers zum Christentum wird weder seine Kaufkraft, noch seine Arbeitskraft erhöht. Ob das ideale Ziel jemals erreicht werden kann, wird von sachverständiger Seite nicht nur bezweifelt, sondern verneint.“ Auch hier wollen wir uns jeder Bemerkung enthalten, interessant wäre es allerdings zu erfahren, wer denn für den Herrn Grafen die Sachverständigen sind, die dergleichen behaupten.

Solchen Angriffen gegenüber müssen wir es uns als Missionsfreunde einmal ganz klar machen, ob diese Vorwürfe und abfälligen Urteile über die Mission und ihre Erziehung der Christen zu praktischer Arbeit wirklich berechtigt sind oder nicht.

Es ist eine Tatsache, die wohl niemand leugnen wird, daß der Neger wirklich eine ganz gehörige Portion Arbeitsscheu besitzt, ja direkt faul sein kann. Das ist aber für uns durchaus erklärlich. Jeder Europäer, der einmal am eigenen Leibe die erschlassende Wirkung des tropischen Klimas erfahren hat, versteht es vollauf, wenn man sagt, daß eben diese durch Jahrhunderte gehende erschlassende Wirkung allmählig von Generation zu Generation sich steigend, den Neger geschwächt hat. Und diese angeborene körperliche Schwächung wird nun noch vermehrt durch eine zum Teil sinnlose Körperpflege oder gar durch ungenügende Ernährung. Das ist die eine Ursache. Dazu kommt eine zweite hinzu. Man sagt den Süd-Italienern nach, daß sie geradezu faul wären, weil sie ihre geringen Lebensbedürfnisse befriedigen können auch bei ganz minimalen Arbeitsleistungen und dementsprechendem Verdienst. Trifft das nicht in erhöhtem Maße bei dem afrikanischen Neger zu? Ohne viele Arbeit erhält er seine nötigen Lebensbedürfnisse aus dem Gatten der Natur. Warum soll er da arbeiten und sich anstrengen, zumal die wenige Arbeit, die man zur Unterstützung der so freigiebig arbeitenden Natur noch braucht, doch von den Frauen geleistet werden kann und geleistet wird. Außerdem hat der Mann auch keine Zeit für derartige Arbeiten. In den unruhigen Zeiten, welche gerade dem Eingreifen der Kolonialmächte vorausgingen, hatte er genug damit zu tun — d. h. seiner Meinung nach, — sich zum Schutze

seiner Hütte als Krieger auszubilden und dann die vielen kleinen Stammesfehden auszufechten. Wirkliche Muskel und Gehirn angreifende Arbeit, die kennt der afrikanische Neger deshalb nicht.

Das alles wollen wir jenen Gegner der Missionsarbeit zugeben, wenn wir auch nicht in ihr Urteil einstimmen können, daß die Mehrzahl der Schwarzen einfach „faules Gesindel“ sei. Aber diese Gegner bleiben ja nicht hierbei stehen, sondern behaupten kühnlich, daß der an und für sich schon faule Neger, sobald er Christ geworden sei, noch viel fauler werde. So schrieb 1908 ein Begleiter Dernburgs auf der Reise durch Deutsch-Ostafrika in einer süddeutschen Tageszeitung: „Überall in der Kolonie klagt man darüber, daß die Zöglinge der Missionen beider Konfessionen als Diener und Arbeiter nicht mehr zu gebrauchen sind, da sie faul und unehrlich geworden sind.“ Kann eine solche Behauptung wirklich aufgestellt werden, wenn man vorurteilsfrei unsere evangelische Missionsarbeit in den Kolonien prüft? Ist das wirklich die einzige Frucht unserer mühsamen Arbeit, daß wir den Kopf der Neger mit allerlei übersinnlichen Gedanken anfüllen, die sie nicht verstehen, die aber diese Wirkung haben, daß die getauften Schwarzen ihre Hände gefaltet, faul in den Schoß legen?

Die Mission will doch ganz naturgemäß den neu gewonnenen Neger zu einem rechten Christenmenschen machen. Dazu gehört aber auch, daß in diesem der Antrieb zur Pflichterfüllung und das Gefühl der Verantwortlichkeit geweckt wird; denn das Christentum ist keine Religion des Träumens, wie alle mit Indien irgendwie in Zusammenhang stehenden Religionen, sondern eine Religion bewußten Handelns. Das Christentum, und zwar vor allem in seiner evangelischen Ausprägung, will den Menschen dahin bringen, daß er mit bestmöglicher Treue und Gewissenhaftigkeit seine Pflichten und Arbeiten erfüllt, und zwar deshalb, weil sein Blick dabei gerichtet ist auf die Ewigkeit. Jede Arbeit — sei es Kopf- oder Handarbeit —, die der evangelische Christ tut im Bewußtsein: Gott hat mir dieses Stück Arbeit zu tun angewiesen, er gibt mir die Kraft, die ich brauche, er sieht aber vor allem auch darauf, wie ich sie ausführe, jede solche Arbeit wird für ihn zum Gottesdienst. Darauf hat Luther uns hingewiesen in einer Zeit, da Bettelerei und frommes Nichtstun als christliches Lebensideal galt. Das ist nach seiner Meinung ein rechtes, evangelisches Christenleben, da man im Aufblick und im Zusammenhang mit Gott seine täglichen, irdischen Pflichten und Arbeiten treu und gewissenhaft erfüllt; denn das ist

der beste Gottesdienst. Wenn die Mission die Eingeborenen zu Christen machen will, dann muß sie also in diesem Sinne sie erziehen und damit zu brauchbaren und arbeitssamen Menschen machen. Damit wäre rein theoretisch betrachtet jener Angriff auf die eingeborenen Christen zurückgewiesen. Aber wir wollen, um unserer Sache sicher zu sein, weiter nachprüfen, wie sich denn diese erzieherische Arbeit der Mission in der Praxis bewährt.

Wer selbst auf Missionsstationen von vier deutsch-evangelischen Missionsgesellschaften das Leben und Treiben beobachtet hat, der kann nicht anders, als es bezeugen, daß gerade die Sauberkeit und Ordnung, Arbeitsamkeit und eiserner Fleiß im Beruf immer wieder den werdenden Christen als eine Haupteigenschaft der christlichen Religion genannt wird. Und dieser mündlichen Belehrung wird der nötige Nachdruck verliehen durch das eigene Beispiel der Missionare, und das ist ja immer die eindruckvollste Predigt. Wenn der Neger von Hause aus wirklich faul veranlagt ist und eine gewisse Verachtung der Arbeit entgegenbringt, so kann auch allein das Vorbild des im Schweiße seines Angesichtes beim Stationsbau oder im Garten arbeitenden Missionars die Arbeit zu Ehren bringen und die Arbeitsscheu überwinden. In diesem Sinne wirkt jede Missionsstation zur Arbeit erzieherisch. Hier lernt der Eingeborene als Handlanger des Missionars und verwertet das Gelernte dann für sich. Aber hier bildet vor allem der Missionar seine Schüler und jungen Christen in eigens dazu errichteten Handwerksstätten zum Handwerker oder gar Techniker aus, und hier lernen die Eingeborenen weiter eine rationelle Bewirtschaftung des Landes auf den Plantagen und Anlagen, welche der Mission gehören, oder doch im Zusammenhang mit ihr stehen. So sehen wir, wie tatsächlich die Mission die Eingeborenen nicht nur ganz allgemein zur Arbeit erzieht, sondern dieselben direkt für die verschiedensten Berufe ausgebildet und so gelernte Arbeiter schafft.

Wir wollen als Beleg für das Gesagte diesen allgemeinen Ausführungen einige Bilder aus unseren Kolonien in Afrika folgen lassen. Da schreibt ein Ansiedler in Deutsch-Ostafrika an einen Berliner Missionar: „Man verdanke der Mission einen geschulten Stamm tüchtiger Handwerker, der es einem ermöglicht, mit billigeren und bescheidenen Leuten, als den verdorbenen Küstenhandwerkern seine Wohnstätte zu errichten.“ Die Bethler Mission kann berichten: „Es entstehen Christendörfer, die sich durch den besonderen Bau der

Wohnhäuser und durch Sauberkeit von den Heidendörfern abheben. Viele Christen erlernen Handwerke: Tischlerei, Walдарbeit, Maurerei, Schmiederei, Schneiderei; andere dienen als Köche, Wäscher, Plätter. Einige Christen der Station Tanga sind beim Bahnbau angestellt; einzelne haben mit kleinen Kaufläden begonnen.“*) Ebenso weiß die Brüdergemeinde vom Erfolg der Erziehung zur Arbeit etwas zu sagen, ist doch gerade bei ihr der Andrang der um Arbeit Bittenden sehr groß. Die Leipziger Mission schließlich schlägt mit ihrer Handwerkererschule in Marangu und Versuchen in Plantagenarbeit in dieselbe Kerbe. — In Südwestafrika liegen die Verhältnisse schwieriger infolge der manigfachen Umwälzungen, welche der Krieg und seine Begleiterscheinungen mit sich brachten. Aber die Rheinische Mission verfolgt ganz naturgemäß dasselbe Ziel. Sie treibt durch ihre Christen Ackerbau und Viehzucht und neu ausgesandte Handwerkerbrüder haben eine Handwerkererschule gegründet, damit auch hier, wie in Ostafrika, durch die Mission ein Stamm tüchtiger Handwerker herangebildet werde. — Daß die Basler Mission, die ja gerade auf diesem Gebiete in ganz Indien sich einen Namen gemacht hat, in Kamerun durch geeignete Werkstätten Schreiner, Schlosser, Schuhmacher und sogar Buchbinder ausbildet, ist ein weiterer Beleg. — Und endlich sei noch Togo erwähnt, um den Reigen unserer afrikanischen Kolonien zu schließen, wo es ganz besonders die Missionsstationen der Norddeutschen Mission gewesen sind, von welchen ein Antrieb in dieser Richtung ausging. Auch hier hat die Mission durch Anlage von Plantagen die Produktionsfähigkeit des Landes gewaltig gehoben und dadurch immer neue Arbeitsmöglichkeiten für ihre Christen geschaffen.

So sehen wir, daß tatsächlich die Mission in der rein äußeren Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit auch wirklich das geleistet hat, was sie als christliche Mission nach unserer Anschauung leisten mußte. Und es ist erfreulich, daß man diese Tatsache doch auch anfängt allmählig an leitenden Stellen anzuerkennen. Im Januarheft der „Kolonialen Rundschau“ steht ein Artikel, der betitelt ist: „Deutsche Missionspflichten“. Er weist hin auf die ungeheure kulturelle Bedeutung der Missionsarbeit und enthält dann die bedeutsamen Worte: „Es kann nicht geleugnet werden, daß die Mission eines der besten, am sichersten und am billigsten arbeitenden Mittel ist, um den niederen Rassen soziale Fürsorge

*) Dieses Zitat und einige Einzelheiten dieses Abschnittes sind entnommen dem Buche: Mirbt „Mission und Kolonialpolitik in den deutschen Schutzgebieten.“

und Hebung angeheißen zu lassen.“ Wir sehen aus dem allem, daß wir mit gutem Gewissen nicht nur das Recht, sondern die Pflicht haben, alle Vorwürfe und Anklagen in dieser Hinsicht zurückzuweisen. Die deutsch-evangelische Mission in unseren Kolonien erzieht ihre eingeborenen Christen zur praktischen Arbeit, aber nicht nur damit diese dadurch besseren Verdienst haben oder die Kolonialregierung daraus Vorteil schöpfe, sondern weil das ganz einfach eine Forderung der christlichen Charakterbildung ist.

Damit sind für uns alle abfälligen Urteile, wie sie im Eingang erwähnt wurden, als unberechtigt abgetan. Aber wir können uns mit diesem Ergebnis doch noch nicht begnügen. Unwillkürlich entsteht in uns die Frage, wie kommen denn jene Menschen darauf in solcher Weise gegen die eingeborenen Christen vorzugehen? Soweit ich die Sache überblicken kann, läßt sich ein dreifacher Grund anführen.

Als ersten Grund für dieses eigenartige Benehmen unserer Gegner möchte ich das Rassenvorurteil anführen. Man sieht den Schwarzen als ein minderwertiges Individuum an, die Mission aber setzt ihm in den Kopf, daß er vor Gott ebensoviel gelte, wie der weiße Mann. Das erscheint dem Weißen als eine ganz unglaubliche Anmaßung, „daß solch' eine schwarze Bestie ein Christ sein will, wie man selbst.“ Weiterhin ist das aber für unsere Kolonie, nach Meinung dieser Europäer, eine gewaltige Gefahr; denn der schwarze Christ, der sich für „gebildet“ hält und eventuell in einer kirchlichen Vertretung schon Sitz und Stimme hat, wird weiter gehen, und bald Ansprüche auf politische Rechte erheben. So sehen sie die Herrenstellung der weißen Rasse gerade durch die eingeborenen Christen bedroht und daher fangen sie an, dieselben förmlich zu hassen und da dieselben ja auch keine Engel sind in ihrem Beruf, so ist man schnell fertig mit seinem Urteil, kommt heim und weiß nur voller Verachtung über diese nichtsnutzigen, faulen und frechen farbigen Christen zu berichten.

Als zweiten Grund möchte ich das Vorurteil nennen, das so viele Weiße gleich mit hinausnehmen. Der englische Oberst Skott Moncrieff sagt in seinem Buche: „Die Missionen im Osten vom Standpunkt eines Soldaten aus gesehen,“ daß viele Offiziere und Beamten schon im Voraus ein Vorurteil gegen die eingeborenen Christen haben. Dasselbe kann man sicher auch von ebensovielen Ansiedlern und Kaufleuten sagen. Findet nun ein solcher einen

Diener oder Arbeiter, welcher angibt Christ zu sein, und derselbe taugt nichts, dann wird der Fall leichtthin verallgemeinert, und das abfällige Urteil über die christlichen Eingeborenen ist fertig. Was waren aber das für Christen, die auf den Weißen einen so schlechten Eindruck gemacht haben?

Die Missionaren klagen so oft darüber, daß ihnen Missions-schüler, getaufte und nichtgetaufte, einfach weglauen, weil ihnen das Leben unter strenger Aufsicht zu schwer ist, oder der Verdienst auf der Missionsstation zu gering. Das sind ganz naturgemäß keine Menschen, die bereits tief innerlich erfaßt waren, solche wären zu diesem Schritte nicht fähig. Mit dem Verlassen der Missionsstation kommt der Rückschlag. Auf ein Leben der Zucht folgt jetzt, wo man keine Aufsicht mehr hat, schnell ein Leben der Zuchtlosigkeit. Sie streifen alles Christliche ab und werden in der gefährlichen heidnischen Umgebung der Küstenstädte oder größeren Handelsstädte, wohin sie sich natürlich begeben, um besseren Verdienst zu finden, bald zu Sklaven der Sinnlichkeit, verrohen, werden unehrlich und diebisch. Bekommt er nun eine Stelle bei einem Weißen, dann brüstet er sich vielleicht damit, daß er auch ein Christ sei, und der Erfolg ist dieser, daß der Weiße aus eigener Erfahrung sagen kann: „Unter meinen Dienern oder Arbeitern waren die Christen die Schlechtesten. Durch die Mission werden sie nicht zur Arbeit erzogen — sondern das Gegenteil ist die Wirkung.“ Dieser Weiße hat in gewisser Beziehung recht, aber er hat es nur mit entlaufenen Christen zu tun gehabt. Infolge seiner vorgefaßten Meinung untersucht er garnicht, ob sich dieser Mann wirklich zur christlichen Gemeinde hält oder nicht, sondern freut sich sein Urteil, das er schon vorher hatte, bestätigt zu sehen. Wie viele Klagen über schlechte christliche Diener und Arbeiter sind deshalb durchaus unberechtigt, weil der betreffende Weiße überhaupt keinen „christlichen“ Eingeborenen kennen gelernt hat.

Als dritten Grund für diese eigentümliche Erscheinung möchte ich schließlich die Tatsache nennen, daß so oft die „schlechten weißen Christen“ am rechten Christentum ihrer untergebenen Eingeborenen sich stoßen und deshalb an ihnen etwas auszusetzen haben, selbst wenn sie die tüchtigsten Arbeiter sind. Das wird auch jeder ohne Weiteres zugeben: „Eine christlich gereifte Persönlichkeit ist unter Umständen ein weniger bequemer Diener oder Arbeiter, als jemand, der sich zu allem brauchen und mißbrauchen läßt.“ Ein typisches Beispiel dafür führt der Berliner Missionar Steitz in „Mission und Pfarramt“ aus seiner südafrikanischen Missionserfahrung an.

Da war ein christlicher Kaffer auf einer Farm angestellt und arbeitete zur vollsten Zufriedenheit seines Herrn. Eines Sonntags aber wurde ihm der Auftrag gegeben, in den Busch zu fahren und eine Fracht Holz zu holen. Er tat es, aber mit Unwillen, weil er als Christ diese Sonntagsarbeit, die ebenfogut am Montag hätte gemacht werden können, für ein Unrecht ansah. Am nächsten Sonntag Morgen wurde wieder Arbeit von ihm verlangt. Auch diesmal tat er die Arbeit, sagte aber Abends zu seinem Herrn: „Baas, ich weiß, ich muß tun, was Baas sagt. Wenn aber Baas am Sonntag arbeiten läßt, dann muß er sich einen anderen Diener suchen; denn ich gehe weiter, wenn meine Zeit um ist.“ Wütend fuhr ihn sein Herr ob dieser „unglaublichen Frechheit!“ an. Der schwarze Christ antwortete auf diese Zornesausbrüche des weißen Christen nichts. Er hielt seine noch fehlenden Monate aus, tat Wochentags, wie Sonntags seine Arbeit, immer weiter zur vollsten Zufriedenheit seines Herrn, so daß dieser dachte, der Schwarze habe seine verrückten Schrubben überwunden. Wie erstaunt aber war er, als der Mann wirklich nach Ablauf seiner Zeit sein Geld nahm, höflich den Hut zog, für alle gute Behandlung dankte und dann ging. Hat dieser Schwarze nicht wirklich als rechter Christ gehandelt, so daß er unsere vollste Anerkennung verdiente? In den Augen des weißen Farmers jedenfalls nicht; denn dieser zog daraus die Folgerung: „Seit dieser Zeit sehe ich mich vor und, wenn ich es vermeiden kann, nehme ich keinen „Missionskaffer“ mehr. Sie sind nicht alle schlecht, aber nichts für unsereins. Sie haben so etwas an sich — zuviel Religion.“ Was wird wohl jeder billig denkende Mensch, ob er Missionsfreund oder Missionsgegner ist, über dieses Urteil sagen! —

Das sind meines Erachtens die drei Hauptgründe, welche jene weißen Missionsgegner zu einem Urteil über die christlichen Eingeborenen bringen und die Missionsarbeit überhaupt, wie wir es anfangs skizzierten. Wir wissen jetzt, wie es damit bestellt ist. Aber das allein genügt nicht. Für die Mission liegt gerade bei dieser ablehnenden Stellung der Öffentlichkeit, auch wenn sie unberechtigt ist, wie wir sahen, die große Pflicht ob, immer mehr durch Tatsachen es zu erweisen, daß ihre christlich erzogenen Eingeborenen die Heiden auch an rein äußerer Brauchbarkeit in jeder Beziehung übertreffen, damit in unseren Kolonien bei besonders schwerer Arbeit der Ruf erschalle: Die Christen an die Front. Und für die Missionsfreunde daheim ergibt sich die Aufgabe, dieses Tatsachenmaterial zu sammeln

und kraft desselben unsere öffentliche Meinung umzustimmen, indem wir sie eines Besseren belehren. Dann wird vielleicht einmal unser ganzes Volk es anerkennen müssen, daß die Mission die wichtigste Gabe für unsere Kolonien ist, „denn mit ihr bringen wir den Eingeborenen“, wie der christlich-soziale Abgeordnete Mumm kürzlich im Reichstag sagte: „Das Beste, das wir ihnen bringen können, das Kreuz.“ Und dieses Kreuz muß unsere schwarzen Mitbürger en passant des Meeres zur höchsten Arbeitsleistung führen; denn für sie als Christen wird ihre Arbeit zu einem Gottesdienst.

Aus der Briefmappe des Evangelisten



R. in B. Regen Sie sich über solche Urteile der „Schriftgelehrten“ über mich und mein Büchlein nicht auf! Sie können es eben nicht ertragen, daß einer, der auch Jesum lieb hat und dabei fortfährt im Segen zu wirken, in irgend einem Punkt der von ihnen für „rechtgläubig“ angesehenen Lehre anderer Meinung ist, mag er ihn noch so gründlich als schriftgemäß erweisen. Wir wollen nicht gegen sie streiten, weil dabei unsere Hände ebenso hart sein würden, wie ihre, mit denen sie uns antasteten. Und wir sollen doch Böses nicht mit Bösem vergelten. Lieber wollen wir für sie beten, denn in der Fürbitte rühren wir sie durch Gottes Hand an und diese Hand ist bei aller Stärke so unendlich zart und verwundet die Seelen nie!

„**Lastträger**“. Wenn die rechte Liebe da ist, dann machen solche körperlichen Kleinigkeiten gar nichts aus. Kennen Sie nicht das Wort: „Liebe macht blind? Weniger gefällt mir an der ganzen Sache, daß die Fürbitte für das Gläubigwerden des Mädchens mit Ihrer irdischen Liebe zu demselben belastet ist. Fürbitte muß selbstlos sein. — Auf alle Fälle trauen Sie der Führung unseres Gottes und warten Sie auf seine Stunde. Schütteln wir die Früchte unreif vom Baum, dann sind sie sauer und schlecht. Sind sie reif, dann sind sie süß und fallen von selbst ab! — Als Ihr Brief kam, war die Febr. No. des Blattes schon im Druck. —

„**Schönau**“. Über Ihren Brief und die darin erzählte Gebetserhörung habe ich mich gefreut, obschon ich letztere nicht abdrucken möchte: solche Erfahrungen machen Gotteskinder alle Tage. Weil Ihr Brief keine nähere Adresse trug und es zehn Orte dieses Namens in Deutschland gibt (die Briefumschläge bleiben in Freiburg, wenn mir die Briefe selbst nachgesandt werden,

daher konnte ich auch nicht nach dem Poststempel mich richten!), muß ich hier antworten. Beten Sie weiter für Ihren Pastor und mich. —

Frau Th. Ist das wirklich wahr, daß Sie sich mit ganzer Inbrunst nach Jesu Nähe und Hilfe sehnen, dann bin ich über Sie ganz beruhigt! denn das muß niemand so deutlich spüren, wie Er und das kann Ihn nicht gleichgiltig lassen. Dann ist er Ihnen näher, als Sie ahnen! —

„stud. theol.“ Richten Sie Ihre Klagen und Vorwürfe nicht vielleicht an eine falsche Adresse? Siebürden der falschen Erziehung, die Sie daheim genossen haben, die ganze Schuld für Ihre sittlichen Schwierigkeiten auf, in denen Sie sich jetzt befinden. Das ist nicht gerecht und wahr. Ein Anderer wäre trotz jener Erziehungsfehler an verschiedenen schlüpferigen Stellen des Lebens vorsichtiger und ernster gewesen, als Sie. Wenn Sie doch schon lange gemerkt hatten, daß jene Kellnerin Ihr „Satan“ werden würde, — wozu gingen Sie weiter in das gleiche Restaurant zum Mittag und Abendessen? Sie haben systematisch Ihre Füße in ein Netz verwickelt, das Sie mit Ihren eigenen Händen geknüpft haben. Jetzt hilft nichts, als volle Offenheit der Beichte den Eltern gegenüber, — die Flucht in die Wahrheit! — und ein Wechsel der Universität und eine Bekerung zu Jesu! Aber es ist keine Zeit zu verlieren; lieber verlieren Sie ein halbes Semester, als den Rest der Erlösungsfähigkeit! — Ob Sie nach allem noch zum Prediger des Evangeliums taugen, wage ich ohne persönliche Bekanntschaft und Aussprache nicht zu entscheiden.

L. E. Gut, Sie können die häuslichen täglichen Schwierigkeiten in Ihrer Familie weder heben, noch zum Schweigen bringen! Aber, Sie können freundlich, liebevoll, sanftmütig und geduldig darinnen und daneben bleiben „wie Mondschein auf bewegter See den Sturm erhellt, den er nicht stillen kann“. Was gilt's, daß wir auf die Andern doch wirken. Ein Kranker im Haus ist oft das Mittel die Gesunden sanfter, edler und weicher zu machen. —

„Großmutter“. Ihnen kann man über den langen Brief nicht zürnen: erstens schreiben Sie selten und zweitens steht in Ihren Briefen immer etwas drin, was man bekanntlich nicht von allen Briefen sagen kann. Jemand hat gesagt: Wenn Gott nicht fröhliche Menschen liebt, könnte ich nicht an ihn glauben. Sie scheinen trotz all Ihrem Leid zu meiner Art von fröhlichen Menschen zu gehören. Was Sie von Ihrem Gebet schreiben, geht mir ganz ähnlich: hat aber schon Luther von sich gesagt! Nun, dann nimmt man eben einen neuen Anlauf. Unser Gott ist kein irdischer Potentat, der die Audienz aufhebt, wenn wir den Faden verloren haben. — Vielleicht sehen wir uns im Herbst in Mannheim. Das ist nicht zu weit von Ihnen. Herzlichen Gruß!

W. W. Es steht nicht geschrieben, daß Cain dort erst ein Weib genommen habe. Natürlich mußte er eine seiner Schwestern geheiratet haben, denn Gott wollte, — siehe Apostelgesch. 17,26, — daß von einem Blut aller Menschen Geschlechter abstammen sollten. Das Verbot der Geschwisterhehe kam erst später.

A. P. Ihre Gabe von 210 Mk. habe ich dankend erhalten.

A. G. Bitte, wo steht denn, daß Cain damals der einzige Sohn des ersten Menschen gewesen sei? Nehmen wir an, daß er dreißig oder vierzig Jahr alt war, als er Abel erschlug, so gab es damals schon mehrere andere

erwachsene Söhne Adams (1 Mos. 5,4.) — oder jenes Wort Kains kann sich auf seine Zukunft beziehen. Man lebte damals lange und die Anzahl der Kinder Adams mag dreißig, fünfzig und mehr betragen haben. Seth wird als der Erbsatz für Abel besonders erwähnt als Stammvater der Gottesfürchtigen Linie; es ist aber nicht zu beweisen, daß bei seiner Geburt nicht schon andere Söhne des ersten Menschenpaares da waren.

E. H. D. Ob Sie auf die Dauer mit Ihrem Christentum allein bleiben werden, ist mir fraglich. Vielleicht finden Sie doch in der landeskirchlichen Gemeinschaft oder in noch kleinerem privaten Kreise Anschluß. Ganz allein verklümmert man leicht und wird zum Sonderling!

„F. G.“ Ihr Brief mit Inhalt war richtig in meine Hände gekommen. „Der Umgang mit mir selbst“ ist noch nicht gedruckt.

— Vom Büchertisch —

„Tägliche Hilfe“ von James R. Miller. Deutsche Ausgabe mit Vorwort von D. Friedrich Lahusen. Preis in biegsamen Leinenband M. 2.—, in Leder mit Goldschnitt M. 3.—. Berlin. Martin Warnack.

In angestrengter Arbeitszeit lese ich außer der Bibel höchstens eine Seite in einem ernststen Erbauungsbuch. Da nahm ich neulich vorstehendes Buch auf eine Vortragsreise mit. Das war ein glücklicher Griff! Der Titel sagt nicht zu viel, Täglich eine kleine anregende Betrachtung ohne Text und Gebet, die Sprache modern, die Gedanken und Bilder neu, — aber der Geist ist der alte, den wir kennen aus unsern eigenen Gebetsstunden, den Geist der Kraft, der Liebe und der Zucht. Für jeden gebildeten Christen ein Reisebegleiter ersten Ranges! Etwas erinnert es hin und her an Hilthy's „Schlaflose Nächte“, — das ist die vornehme, abgeklärte Gedankenführung und der hohe sittliche Ernst. Aber die „Tägliche Hilfe“ ist anspornender, wie der Tag mehr Kraft verlangt, als die schlaflose Nacht!

Aus unserm Kriebsleben in Südwestafrika. Erlebnisse und Erfahrungen von Hosprediger Lic. Max Schmidt, 1904/5 Felddivisionspfarrer in der Schutztruppe für Südwestafrika. Neue, vermehrte und verbesserte Auflage. 21.—23. Tausend. Mit einer Kartenskizze und dem Bilde des Verfassers. Preis: M. 2.— brosch., M. 3.— gebd. Groß-Lichterfelde, Runge's Verlag.

Es ist kein Wunder, daß dieses kräftige, originelle und spannende Buch meines Freundes, des Hospredigers Schmidt, der jetzt in Leipzig auf Ahlfelds Kanzel steht, in stetig wachsender Auflage ausgeht. Es tut einem wirklich wohl, daß es noch solche Männer und solche Bücher gibt. Möchten doch unsere Jünglinge sich aus diesem Buch einen Appell an's Heroische herauslesen!

Dr. Hans Bougardt, Der alte Berns. Ein Roman aus der Franzosenzeit. Leipzig. Eckardts Verlag. 3 M.

Kraftvolle Charaktere und plastische Darstellung und ein glühender Patriotismus, so tritt diese ergreifende Erzählung vom Niederrhein vor uns hin. Ich gestehe, daß ich mich von dem spannenden Buch nicht losreißen konnte, son-

bern es in einer Sitzung durchlas. Wenn es in unserm Volke heute noch solche Kraftnaturen voll Gottvertrauen und Vaterlandsliebe gibt, wie der alte Bernz, dann werden wir den Kampf gegen den undeutschen Unglauben und die Schlammflut der Unsitlichkeit noch einmal bestehen!

C. Schreiner. Wenn die Seele erwacht! Erzählungen. 3. Aufl. Stuttgart. Philadelphia-Verlag. 320 M.

Ich kann mir nicht helfen, das ist das in meinen Augen wertvollste und originellste Buch, das Schreiner geschrieben hat. Seinerzeit habe ich es bei seinem ersten Erscheinen warm empfohlen; die Wärme hat für diese dritte Auflage nicht abgenommen. Es ist wirklich eine Erquickung diese frischen Geschichten zu lesen. —

Fr. Daeschel, Superintendent. Paulus, der Apostel Jesu Christi, sein Lebenswerk und seine Briefe in Wort- und sinngetreuer Verdeutschung. Dresden, Verlag von Angelenk. 6 M. Ohne wissenschaftliche Anmerkungen 3.20 M.

Im vollen Verständnis des Paulus und seiner wichtigsten Briefe bringt dieses interessante Werk Beiträge, die mir einen großen Dienst geleistet haben. Durch die Berücksichtigung der Papyrus-Funde tritt manches bis dahin halb unklare, halb falsch verstandene Wort in eine neue plastische, lebendige Fassung, so daß man mit Freuden diese neue Deutung annehmen muß. Jeder Theologe und gebildete Laie, der sich ernster mit Bibelforschung abgibt, wird mir für diese warme Empfehlung dankbar sein, wenn er das Buch studiert. Ich danke dem Verfasser herzlich! —

G. Weismann. Pfarrer, Biblische Missions-Grundgedanken, Basel, Missionsbuchhandlung. 40 Pf.

Für jeden, der Missionsstunden zu halten hat, ein wertvolles Hilfsmittel und für manchen, der noch zaudernd zur Seite steht, ein helles Signal: Der Wächter ist da, und ruft dich! —

„Die Alkoholfrage“, wissenschaftlich-praktische Vierteljahrschrift. Herausgegeben von Professor J. Gonser, Berlin. Jährlich 4 Hefte à 96 Seiten. Jahrespreis 6 Mark. Berlin, Mäzigkeits-Verlag.

Die Alkoholfrage ist unter diejenigen Probleme eingerückt, deren Wichtigkeit für die nationale und soziale Entwicklung eines Volkes immer mehr erkannt wird. Immer mehr hat man eingesehen, daß der Kampf gegen den Alkoholismus im Interesse von Volksgesundheit, Volks sittlichkeit und Volkswohlstand notwendig ist. Vor allem untergräbt der Alkoholismus echte Religion und Sittlichkeit und setzt an ihre Stelle eine falsche Religiosität. Der Alkohol täuscht, wie dies Professor Dr. Niebergall in seinem Aufsatz in der Alkoholfrage in feinsinniger Weise ausführt, eine sorglose Welt vor, während doch nur die tatkräftige seelische Arbeit des Glaubens an eine wirklich geistige Welt Gottes echten Trost und Mut geben kann.

Alle diese mannigfachen Probleme, die der Alkoholismus bedingt, erörtert in wissenschaftlich zuverlässiger und doch allgemein verständlicher Form die „Alkoholfrage“. Sie dient neben den notwendigen theoretischen Aufgaben vor allem auch der praktischen Arbeit. Die Trinkerfürsorge und die Tätigkeit der Trinkerheilanstalten finden ihre ganz besondere Berücksichtigung. Ange-

sichts der Tatsache, daß die Alkoholinteressenten immer häufiger den Versuch machen, Nachrichten zu verbreiten, die geeignet sind, den Alkoholismus zu fördern, ist es Pflicht jedes Volksfreundes, sich mit dieser überaus wichtigen Frage zu beschäftigen. Die „Alkoholfrage“ kann man mit Recht die Zeitschrift nennen, die am besten über das Gebiet unterrichtet. Probeheft, die ein Bild von der Zeitschrift geben, versendet der Mäßigkeits-Verlag, Berlin W. 15, kostenlos.
F. Göbel.

Kumta!

An den 20,000 Mark für Gründung der Station Kumta, Nord-Kanara, Vorder-Indien, fehlen noch c. 7000 Mark. Da nun eine Dame aus Berlin für diesen Rest aufzukommen erklärte, gab ich an H. Miss. Luz in Honor die Weisung, sofort alle Schritte zur Gründung zu tun. Natürlich werden wir jetzt erst recht beten, daß der rechte Mann hinkomme und Gottes Segen die Arbeit begleite; auch ist es billig, wenn wir jährlich einen Beitrag zur Unterhaltung der Station zahlen. Als ich in Dresden ganz gerührt von dieser Gebetserhöhung Kunde gab und scherzend sagte: „Nun warte ich nur, bis Kumta unter Dach ist, dann fange ich eine Station in Afrika an!“ — da liefen schon kleine Gaben für diese zweite Station der „Auf Dein Wort“-Leser ein und eine Dame gab einen Gutschein auf 4500 Mark, zahlbar, wenn diese Afrikanische Station gebaut wird. Des Herrn Werk geht vorwärts in aller Welt und wir dürfen mittun! Lobe den Herrn, meine Seele! S. Keller.

—Reiseplan—

3.—11. März, Hamburg.	29. April—4. Mai, Liegnitz.
12.—18. „ Stettin.	6.—7. Mai Zittau.
19.—24. „ Frankfurt (Oder).	12.—17. „ Eilenburg.
13.—17. April, Dybin (Bibellursus).	7.—15. Juni, Rostock.
18.—19. „ Herrnhut.	17. „ Stendal (Missionsfest).
20.—28. „ Breslau.	

Col. 4,3.

Bezugsbedingungen.

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen Mk. 3.50
Bei direkter Zusendung unter Kreuzband Mk. 4.— Einzelnummer 35 Pfg.

Herausgeber Pastor S. Keller in Freiburg i. Br. — Kommissions-Verlag
von Walter Mombler in Freiburg i. Br. — Druck von Hammerschlag u.
Rahle, G. m. b. H. in Freiburg i. Br.

Auf Dein Wort



12. Jahrgang.

Heft 7.

April 1914

Passion.

Ich will Jesu Hände küssen,
Die durchbohrt sind, auch für mich,
Ach, was hat er leiden müssen,
Welche Qual lud er auf sich!

Sollt' ich noch um Rosen fragen,
Da mein Heiland Dornen trägt?
Sollt' ich über Schmerzen klagen,
Wo man ihn an's Kreuze schlägt?

Ich will Jesu Hände küssen,
Schlagen sie mich noch so sehr,
Kann sie nun und nimmer missen,
Halt' mich dran, je mehr und mehr!

Könnst' ich nur in Worte fassen
All' das Glück, das Jesus gibt!
Will das Jauchzen d'rob nicht lassen,
Daß mich so mein Heiland liebt!

Frau M . . .





Was ist Ostern?

Eine Osterandacht von Hans Keller.

Droben auf den Bergeshöhen stehen unsere wetterfesten Schwarzwaldtannen. Sie sind so recht ein Bild männlicher Kraft, oder sagen wir ebenso richtig, sie sind ein Bild der christlichen Persönlichkeit. Die Herbst- und Winterstürme haben arg an ihren Wipfeln gezaußt, aber sie hielten stand; denn tiefgewurzelt haben sie im Erdboden zähen Halt. Der Schnee hat schwer auf ihren Ästen gelastet, aber sie brachen nicht herunter unter seinem wuchtigen Druck; denn die kreuzweise sich lagernden Äste stärkten und hielten sich gegenseitig.

Da begann die Luft abermals zu erzittern vor einem neuen heranziehenden Sturm. Doch er brachte nicht wieder weiß-flockigen Schnee und erstarrenden Frost — nein, es war der Blutwind vom Süden, der Föhn. Er ließ den Schnee und die Eiszapfen an den Ästen, die am meisten der Sonne und seinem warmen Hauche ausgesetzt waren, schmelzen, so daß die Tropfen durch die dichten Zweige niederrieselten und auf den noch immer hartgefrorenen Erdboden fielen. Und es dauerte nicht lange, da brachte Föhnwind und Sonne durch diese warmen Tropfen auch den verreißten Schnee unter den Tannen zum Schmelzen, die Gebirge fingen an zu triefen, Bäche und Flüsse wuchsen und trugen das winterliche Kleid der Natur hinab zum Rhein und durch ihn in's Meer.

Das war der Anfang. Dann drang die warme, sonnendurchglänzte Luft immer tiefer hinein bis in die kältesten und engsten Täler und weckte dort ein neues Leben. Felder und Wälder fingen an zu grünen, die Knospen sprangen und die Blüten jubelten: „Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!“ Da war wie durch geheimnisvolle Zaubermacht aus dem Tode des Winters das Leben des Frühlings erstanden.

Ist das Ostern? Für unzählige unserer Mitmenschen: ja! Ostern ist für sie das große Frühlingsfest in der Natur, das mit seinem Jubilieren den winterlich griesgrämigen Menschen zur Lebensfreude und zum Lebensgenuß begeistern soll. Hat dieses Ostern aber wirkliche Kraft für den Menschen, die ihn umwandeln kann?

Wenn wir hinter dem Sarge hergehen, in den man das Liebste gebettet, das wir auf Erden besitzen, kann dann etwa die Obstblüte, durch die der Weg zum Gottesacker sich hinschlängelt, uns Trost bieten? Können die wie beschneit dastehenden Kirschbäume, die rosig angehauchten Apfelflüten oder die zartroten Färbungen der Pfirsichblüten vielleicht uns Kräfte darreichen zur sieghaften Überwindung unseres Schmerzes? Wird nicht im Gegenteil der Gegensatz zwischen dem farbenprächtigen Freudenkleide der Natur und unserem schwarzen Gewande sich um so krasser, um so trostloser geltend machen?

Nein — das ist ein grober Irrtum und eine traurige Verirrung — Ostern ist kein Naturfest, sondern ein Glaubensfest, das uns vor die Tatsache stellt: „Christ ist erstanden“. Dieser Tatsache schauen wir frei und offen in's Angesicht und machen sie zu unserem Glaubenssatz, weil wir nicht um jenes Wort des Apostels Paulus im ersten Korintherbrief herumkommen: „Ist Christus aber nicht auferstanden, so ist unsere Predigt vergeblich, so ist auch Euer Glauben vergeblich.“ Darum brauchen wir uns auch garnicht damit abzulagen, alle die vielen Beweise für die Tatsache der Auferstehung herbeizuschleppen. Wenn man ein Gebäude erst anfangen muß zu stützen, dann ist es mit seiner Sicherheit schon zweifelhaft bestellt. Ein Glauben kann außerdem auch garnicht bewiesen werden und soll es nicht. Nein: wir glauben, daß Jesus Christus am dritten Tage wieder auferstanden ist von den Toten.

Das ist Ostern und damit wird Ostern für uns zu einer Kraftquelle, die ihresgleichen nicht mehr findet. Goethe zeigt uns in seinem Faust die Kraft dieses Osterglaubens selbst an einem Menschen, der verzweifelt an allem irre geworden ist. Er hatte hochgestrebt, war aber dann zusammengebrochen und setzte gerade die Schale mit Gift gefüllt an den Mund. Da ertönt Glockenklang von der Klosterkirche und der Ostergesang der Gemeinde erreicht sein Ohr:

„Christ ist erstanden! Freude dem Sterblichen.“

Christ ist erstanden, diese Osterbotschaft nimmt ihm die Verzweiflung, die Giftschale entsinkt seiner Hand, und Ostern ist es, dieses Glaubensfest, daß ihn dem Leben wiedergibt.

So soll auch für uns Ostern das „Kraftfest“ sein, das uns neben der Freudenbotschaft von der Auferstehung Jesu, jene große Hoffnungsbotschaft bringt, die Jesus selbst einmal so kurz zusammenfaßt, wenn er sagt: „Ich lebe, und Ihr sollt auch leben.“ Leben sollen wir hier als „neue“ Menschen, wie es sich für uns, seine

Jünger, geizt und leben sollen wir erst recht nach der Zeit — in der Ewigkeit; denn er will, daß dort, wo er ist, auch seine Leute sind. Somit wird Ostern für uns zu einem Richtpunkte in unserer Erdenlaufbahn, zu dem Feste, das wir als Ziel fest in das Auge fassen müssen, um in allem Dunkel und in allen Stürmen des Lebens einen Halt zu haben.

Ein Forschungsreisender in Island durchschwamm mit seinem Pferde einen reißenden, breiten Strom. Tapfer kämpfte das Tier gegen Wirbel und Wogendrang. Den Reiter aber erfaßte inmitten dieser wilden Strudel der Schwindel, so daß er wankte und in Gefahr war, vom Pferde zu gleiten und zu ertrinken. Als sein Führer, der vor ihm ritt, beim Umsehen die gefährliche Lage erkannte, rief er dem Gelehrten zu: „Fassen Sie fest die Rüste in's Auge!“ Er gehorchte und richtete seinen Blick unentwegt auf das Ziel, auf das feste Land. Da hörten alle Schwindelgefühle auf und er erreichte glücklich das Ufer.

Wir schwimmen auch in solchem Strom, da die Wogen der Trübsal und der Verfolgung, da die Strudel der Sünde und der Schuld, die uns auf allen Seiten umgeben, Gefahren heraufbeschwören, in denen wir untergehen können. Gilt uns da nicht auch der Zuruf: „Fasse das Ziel fest in das Auge“? Und dieses Ziel ist das Osterwort Jesu: „Ich lebe, und Ihr sollt auch leben“. So bringt Ostern uns eine der schönsten Gaben, die wir Menschen kennen, die Hoffnung — und zwar die Hoffnung auf unsere eigene Auferstehung, auf unser Ostern, wenn des Grabes Riegel zerbrechen müssen, weil Gottes Engel im Scheine des Morgenrots der Ewigkeit, das einst über der Erde aufgehen wird, das Siegeswort spricht: „Stehet auf, die Ihr schlafet.“

Diese Hoffnung gibt uns Lust und Kraft zur Arbeit, weil wir es wissen, wir arbeiten nicht um der Arbeit willen, sondern um durch die Arbeit innerlich weiter zu reifen für jenes unser Osterfest. Diese Hoffnung hilft uns durch alle Stunden des Schmerzes und des Leidens, durch alle Schwierigkeiten und Nöte des Lebens, weil wir die Gewißheit haben, daß unser Ostern kommt, und dann wird sich bewahrheiten jenes Apostelwort aus dem Römerbrief: „denn ich halte es dafür, daß dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht wert sei, die an uns soll offenbart werden“. Diese Hoffnung bereitet uns schließlich Freude und Glück, die uns alles mit neuen Augen anschauen läßt. Deshalb hat jener Professor Rothe nur zu recht, wenn er sagt: „Bei wem die Hoffnung auf eine ewige Welt nicht das vor-

wiegende Element seiner Glückseligkeit ist, für den gibt es überhaupt in dem gegenwärtigen Leben keine Glückseligkeit.“

Das ist uns Christen auch noch im zwanzigsten Jahrhundert Ostern. Wenn es das aber für uns ist, dann ergibt sich nur noch die Aufgabe, nämlich zu zeugen von dem Osterglauben, der allein diesen Namen verdient, wie es Friedrich von Hardenberg singt:

„Ich sag' es jedem, daß er lebt
Und auferstanden ist,
Daß er in unsrer Mitte schwebt
Und ewig bei uns ist.

Ich sag es jedem, jeder sagt
Es seinem Freunde gleich,
Daß bald an allen Orten tagt
Das neue Himmelreich.“



Die Heimkehr Simons.

von Ludwig Weichert.

Lyuthai sah von ihrer Handarbeit auf. Sie stückte seidene Schuhe. Ihr Vater trat durch die breite Thür ins Haus, schritt nachdenklich durch den kleinen Lichthof in die Halle und blieb vor dem zierlichen, sechzehnjährigen Mädchen stehen. „Er kommt heute nicht mehr, Lyuthai“, klagte der Alte. Die legte ihre Arbeit nieder, stand auf, schmiegte sich an den Vater und tröstete ihn: „Simon wird kommen. Er hat es dem Missionar geschrieben. Heute noch sehen ihn deine Augen, Vater.“ Und aus der Küche rief die emsig schaffende Mutter: „Mein Herz versichert es mir, diese Nacht schläft er unter unserm Dach.“ Sie wusch fröhlich ihren Reis in einer flachen, irdenen Schüssel, holte ein Stück Salzfisch aus dem aufgehängten Vorratskorb, schnitt weiße Rüben klein, stellte alles auf einen Bambusrost in den großen schwarzen Kessel des Herdes und zündete Feuer an. Es war Zeit zum Abendessen.

Rifo, der Kaufmann, war ein begüterter Mann. Seit Jahren schon Christ, hatte er seinen Glauben durch einen guten Wandel und auch durch schweres Martyrium bewiesen. Der Herr hatte ihn für seine Treue gesegnet. Rifo war der reichste Mann in dem kleinen süchhinesischen Dorfe und darum eine wichtige Stütze der Christen-

gemeinde. Sein Sohn Simon war schon als Knabe getauft worden, hatte in der Missionschule und im Privatunterricht bei dem Missionar eine hohe Begabung gezeigt und in unermüdlichen Fleiß mit ihr gewuchert, in Shanghai hatte er dann die hohe Schule besucht und war von da nach Berlin auf die Universität gegangen. Nach jahrelanger Abwesenheit erwarteten jetzt die Eltern ihres Kindes Rückkehr. Und die Sonne sank. Und Kifo gab die Hoffnung auf. Zwar hatte Simon auf diesen Tag seine Ankunft gemeldet, aber wie leicht konnte bei den ungenügenden Verkehrsmitteln für die Reise ins Inland eine Verzögerung eintreten. So entschuldigte der Verstand, aber das Herz war enttäuscht. Doch Simon kam, kam an dem Abend.

Nach dem Abendessen — die drei hatten nur der Gewohnheit genügt, die Speisen waren kaum berührt — schritten die Eltern mit Lyuthai zur Kapelle. Nie versäumten Kifo und die Seinen die Abendandacht. Heute hatte Jedes besonders herzliches Verlangen, mit Gott zu reden. Wie flehte der Mutter sorgendes, bangendes Herz zum guten Hirten, dem Kinde keinen Unfall zustoßen zu lassen. Wie betete des Vaters Seele, der Herr möchte ihm einen langen Lebensabend bescheren, der von des Sohnes Liebe mit warmen Leuchten vergoldet wäre, der von der Freude an des Sohnes Dienst für Jesu Königsherrschaft am chinesischen Volke verklärt würde. Wie bat der Jungfrau leise Stimme den ewigreichen Vater, den Eltern die Freude zu schenken, noch in dieser Nacht den Bruder heimkehren zu sehen. Aber merkwürdig, ein hoffnungsstickender Druck wollte allen dreien nicht aus dem Herzen weichen.

Es las der Missionar aus dem heiligen Buch. Von der Speisung der Fünftausend, wie Markus sie erzählt. Es legte der Gottesmann schlicht das Schriftwort aus, darauf bedacht, dem Glauben seiner Hörer neue Freudigkeit mitzuteilen. Andächtig lauschten Frauen und Männer. Niemand achtete darauf, daß unter der Predigt ein junger Mann leise in das Kirchlein trat. Als der Missionar geendet hatte, eilte dieser junge Mann durch den Mittelgang vor. Mit klingender Stimme rief er: „Ich möchte auch ein Wort sagen“. Der alte Kifo fuhr auf und setzte sich wieder. Der Mutter stockte das Herz. Lyuthai schrie leicht auf.

Ist das Simon? In westländischem Gewande, in Cutaway und gestreiften Hosen, in farbiger Weste und halbhohen Lackschuhen, Handschuhe und Hut in der Hand, das Haar kurz geschoren, den Schnurrbart englisch gestutzt, so steht der — Fremde vor den einfachen, arm-

lich gekleideten Dörflern. Die starren auf zu dem vornehmen Herrn. Durch den stillen Raum zittert ein Seufzer: „Es ist Simon“.

Da hört man den Missionar: „Gott grüße Dich, Simon. Er segne Deinen Eingang. Gern darfst du deine Heimat grüßen. Sprich“.

Und Simon spricht: „Das sei mein Gruß an dich Heimatort und an Euch, meine Freunde, daß ich Euch gleich zu Anfang sage, was ich Euch mitbringe aus Europa: die Wahrheit. Der Missionar dort lügt, er hat Euch betrogen. Sagt ihn fort. Ich will Euch von der Lüge befreien, ich will Euch die neue Zeit bringen“.

Eine große Erregung rauscht durch die Kapelle. Kiso fühlt, wie siedend heiß sein Blut sich ihm zu Kopfe drängt. Seine Frau greift nach dem Herzen, darinnen ein stechender Schmerz zuckt. Lyuthai wird totenblaß. Dumpf stöhnt auf der Kanzel der Missionar. „Du sprichst arge Worte, Simon. Aber da Du angefangen hast, vollende. Es soll alles hier klar werden“.

„Ich glaube wohl, Dir ist die Wahrheit arg, Missionar“, beginnt Simon wieder. „Oh, das war nicht klug, daß Du mich nach Deutschland ziehen ließest. Jetzt weiß ich alles. Und ich werde es nicht für mich behalten.“

Freunde, Deutschland ist ein herrliches Land, ein mächtiges Reich, ein stolzer Staat. Ich bewundere Deutschland. In mir brennt der Wunsch, China möchte Deutschlands Kultur erwerben, dann würde China noch herrlicher, noch mächtiger werden als Deutschland, dann würde China die stärkste Macht der Welt. Aber Deutschland ist kein christlicher Staat. Ihr habt das bis heute geglaubt, weil der Missionar es sagte.

Der Missionar lügt. Deutschland hat das Christentum längst abgeschüttelt. Vor Jahrhunderten war Deutschland christlich. Jetzt nicht mehr. Warum auch? Das Christentum ist überflüssig. Ich war in den großen Städten Deutschlands, ich war in Berlin. Freunde, man muß Berlin gesehen haben. Diese Stadt des Lebens und der Arbeit. Aber Berlin ist keine Stadt des Christentums. Berlin ist das Herz Deutschlands und das Herz Deutschlands weiß nichts von Christentum. Der Missionar wird sagen: Hast Du die Kirchen nicht gesehen? Ich habe die Kirchen gesehen, sie waren leer. Nicht einmal Sonntags gehen die Deutschen zur Kirche. Sie haben es nicht nötig. Freilich, einzelne sind da, sie haben Angst vor dem Tode, die wähnen, diese Angst werde in der Kirche getötet. Aber sie bedeuten nichts für die Öffentlichkeit, man lächelt über sie. Frei-

lich, ich sah auch übervolle Kirchen, die waren katholisch und in ihnen kniete man vor Götzenbildern.

Der Missionar wird entgegnen: Hast Du die Pastoren nicht gesehen? Ich habe die Pastoren gesehen und gehört. Sie standen auf den Kanzeln und bewiesen vor den fast leeren Bänken, daß die Worte in der Bibel ganz anders gemeint seien, als sie von den Vätern aufgefaßt worden waren. Freunde, da lob ich mir doch den Kungtse (Konfuzius), dessen Worte sind so gemeint, wie sie geschrieben stehen und daran deutelt bei uns kein Mensch. Ich habe die Pastoren gesehen, auch solche aus der alten Zeit, die festhielten an der Bibel, ich habe sie gehört bei großen Versammlungen, in denen man die Lügen des Christentums nachwies. Sie versuchten, etwas dagegen zu sagen, sie konnten es nicht, sie wurden ausgelacht. Ich habe die Theologen gehört, gelehrte Männer, dessen Wissen groß und bewunderungswürdig ist. Sie haben mich überzeugt, daß Jesus von Nazareth ein Mensch war wie andere, ein religiöser Schwärmer, der wirklichkeitsfremd über die Erde ging und unmögliche Dinge behauptete. Da ist mir Kungtse groß geworden, der nicht in jenseitigen Dingen träumte, sondern der nüchternen Sinnes lehrte, wie das Diesseits richtig zu verwerten ist. Wie viel größer ist doch der vernünftige und praktische Kungtse als dieser weltfremde Träumer Jesus. Das haben mir berühmte deutsche Lehrer auch unumwunden zugegeben. Mir haben Professoren auf den Universitäten gesagt, sie würden es beklagen, wenn das neue China sich noch erst durch das fremde Christentum hindurchwinden müsse, das würde seine Entwicklung zur Größe aufhalten. Und es ist so.

Der Missionar wird sagen: Es gibt in Deutschland noch viele Christen, die an der Bibel festhalten, die an Jesus glauben. Ich habe hie und da von solchen gehört. Gesehen habe ich sie nicht, so selten sind sie. Und wenn sie da sind, warum arbeiten sie nicht für ihre Religion? Missionar, Du schiltst, daß Chinesen Opium rauchen oder sich am Reizwein berauschen, oder im Spiel vor Leidenschaft vergehen. Warum bist Du nicht zu Hause geblieben, und warum schiltst Du nicht über die Säufer in Deiner Heimat? Freunde, es wird schrecklich viel Bier und Wein und Schnaps getrunken in Deutschland! so etwas kennt man im „heidnischen“ China nicht. Ich habe in Berlin unzählbare Kneipen und Stuben gefunden, in denen Zehntausende sich zügellos betrinken. Warum sind die Pastoren nicht da, um das zu verhüten? Warum wehren die Pastoren nicht den schmutzigen Weibern, die in Berlin zu Tausenden herum-

laufen und ihren Leib zu häßlichen Dingen verkaufen? Warum behüten die Pastoren einen arglosen Chinesen nicht vor den Christenweibern, die ihm nachlaufen und sich ihm schamlos anbieten? Wenn die Pastoren, wenn die sogenannten Christen so gerne Menschen retten wollen, warum tun sie das nicht in Deutschland, wo es doch sehr viel zu retten gibt? Ich will es Euch sagen: Weil die meisten sogenannten Christen ja selbst nicht mehr glauben, daß ihre Religion retten kann! Weil die Christen arme Tröpfe sind, die ausgelacht werden, wenn sie sich sehen lassen und retten wollen! Weil in Deutschland die Leute nicht mehr so dumm sind, sich gängeln zu lassen wie unmündige Kinder! Weil in Deutschland das Christentum schon längst überwunden ist! Und darum kommen jetzt die Christen zu uns, denn sie glauben, wir sind noch so dumm. Und beinahe sieht es so aus, als ob sie richtig gerechnet hätten.

Freunde, wir wollen uns nicht nasführen lassen. Wir können nicht gebrauchen, was in Deutschland wertlos geworden ist, wir können das nicht gebrauchen, um das sich Deutschland in jahrzehntelangen Bruderkriegen zerspleißt hat! Wir wollen das haben, wodurch Deutschland groß und mächtig geworden ist: Die Arbeit ist des Deutschen wahre Religion, der Glaube an eigene Kraft und gutes Können ist des starken Deutschen Glaube, das Bewußtsein des Erfolges ist des echten Deutschen Seligkeit! Nicht das verschwommene Bild eines märchenhaften Gottessohnes beherrscht Deutschland, die kühne glorreiche Wissenschaft regiert das stolze Volk der Erde.

Wir müssen die Missionare aus dem Lande jagen, die uns alles fernhalten, was Deutschlands Fortschritt bewirkt hat. Mögen sie hingehen zu ihrer Bettlergenossenschaft. Denn wahrlich, die sogenannten Christen Deutschlands sind eine Schar von Bettlern, nie haben sie Geld, allenthalben klopfen sie an und bitten jämmerlich um Gaben. Und mit dem Bettel kommen sie zu uns, um uns zu betrügen. Es ist so. Ich muß auf eine große Gefahr hinweisen. Die Missionare sind politische Agenten ihrer heimatlichen Regierungen. Dieselben hantieren mit dem Christentum als mit einem Mittel die Dummen untertan und gefügig zu machen. Sie billigen die Mission, weil sie glauben, dadurch Einfluß auf die missionierten Völker zu erhalten. Ich habe es in Berlin gehört, wie in einer Versammlung ein Redner öffentlich ausrief: „Seht die Amerikaner, sie haben durch die Mission einen gewaltigen Einfluß auf China erlangt. Sie geben für diesen Einfluß Unsummen aus. Sie wissen, daß sie hohe Zinsen ziehen werden. Deutsche, erwacht! Unterstützt die Mission, weil sie

Euch Macht in China verschafft! — Das habe ich mit diesen meinen Ohren gehört und Zornröthe schlug mir ins Gesicht. Freunde, gehen Euch die Augen auf über die ungeheure Lüge, in der ihr gefangen wart? Folgt mir, ich rette Euch, ich führe Euch zur Freiheit, ich führe Euch zur Größe, Macht, Reichthum und Glück“.

Simon schwieg. In der Kapelle war eine eiskalte Stille, wie in einem Grabgewölbe. Minutenlang. Es war, als ob die ganze Gemeinde gestorben war. Dann brach der Bann. Simons Mutter schluchzte. Und Kifo erhob sich und brüllte in das Schweigen: „Simon, Du lügst, Du lügst, Du lästerst Gott“.

Simon fuhr auf, als ob er gegen einen Faustschlag wehren müßte. Dann rief er in höchster Erregung: „Missionar, sage Du, habe ich gelogen? Du stehst auf der Kanzel. Bei allem was dir heilig ist, antworte, habe ich gelogen?“

Der Missionar hob sein tief gebeugtes Haupt und alle erschrafen, als sie in sein Antlitz schauten, denn es war gelb und alt geworden und aus den Augen rannen Ströme dunkelster Trauer. Seine Stimme klang wie die eines Sterbenden, als er es aussprach: „Simon hat nicht gelogen!“ Dann legte er den Kopf auf die heilige Schrift und weinte und die Kanzel bebte — so schütterte das Weinen durch des Gottesmannes Leib.

Als die Gemeinde ihren Hirten so bekennen hörte, als sie ihn so weinen sah, da ging ein banges Grauen über sie hin. Die Kapelle war voll entsetzlicher Seelennot. Vor dem Altar stand Simon, der Heimgekehrte in grenzenloser Hilflosigkeit.

Eine Viertelstunde verging. Da schritt Kifo durch die Kapelle und stellte sich unter die Kanzel: „Missionar, Du sagst, mein Sohn habe nicht gelogen. Ich glaube Dir das. Dies Wort war ein Trost für des Vaters Herz. Ich hätte Simon sonst von der Schwelle gejagt wie einen Hund. Missionar, ich weiß aber auch, daß auch Du nicht gelogen hast. Da liegt ein Rätsel. Löse uns das“.

Der Missionar richtete sich auf und kam von der Kanzel herunter. Er gab dem alten treuen Manne seine Hand: „Ich danke Dir, Kifo, für dein Wort. Es ist wahr, ich habe nicht gelogen. Ich will Dir, ich will Euch erklären, was Ihr nicht verstehen konntet. Simon, Simon, Du brachtest mich in die schwerste Stunde meines Lebens. Aber nicht Du, meines Volks Genossen sind schuld daran. Mein Volk hat seinen Gott verlassen. Ich frage Euch, Ihr lieben Christen, ist das ungewöhnlich? Hat nicht Israel oft Jehovah ver-

leugnet? Haben wirs nicht gar manches Mal zusammen überdacht, wie groß die Versuchung für das menschliche Herz ist, in Zeiten des Wohlergehens auf die eigene Kraft, das eigene Können und Wissen zu bauen und Gott zu vergessen? Ist Israel nicht immer dann gottlos worden, wenn es ihm zu gut ging? So stehts jetzt mit meinem armen deutschen Volke: es geht ihm zu gut, da wendet es sich ab von Gott. Aber so wie über Israel dann der Zorn Gottes hereinbrach, so wird auch mein Volk bald, vielleicht gar bald den gewaltigen Gerichtszorn des heiligen Gottes spüren müssen. Irret Euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten, was der Mensch säet, das wird er ernten. Glaubt Ihr, mein Herz ist nicht voll Weh über die Verblendung meiner Stammesbrüder? Und jetzt, da ich sehe, wie mein gottlos Volk zum Verderben der Welt werden kann und muß, jetzt, da ich mit Grausen entdecke, wie durch sein unheilvolles Großtun der Glaube in den Herzen eben geretteter Menschenkinder zertrümmert werden kann, wie durch die finstern Mächte, die Deutschland fesseln wollen, Deutschlands Mission gehindert wird, da brennt mein Herz von tausend Wunden. Ich schäme mich meines Volkes, ich schäme mich der Schwachheit und des unwürdigen Kleinglaubens der deutschen Christen, ich schäme mich der Entweihung meiner Heimatkirche durch den Unglauben ihrer Diener! Mehr noch, ich werfe mich in tiefer Buße vor die Füße meines Gottes und schreie zu ihm: „Herr, rette mein Volk. Herr verhüte, daß es zum Verderben der Völker werde. Herr, greife ein, daß es nicht bei dem Kommen Deines Reiches zerschellt in die Hölle fahre.“ Denn Gottes Reich kommt auch, wenn Deutschland das Christentum abgeworfen hat. Das Christentum ist darum nicht überwunden, ist darum nicht untauglich, ist darum keine Lüge, weil ein Volk und gerade das mächtige deutsche Volk es verleugnet. Was ich Euch verkündigt habe, ist Wahrheit. Ihr habt erlebt, daß Ihr neue Menschen geworden seid. Gilt das nichts? Ihr seid aus Knechten der Sünde Kinder Gottes, aus Sklaven abergläubischer Furcht fröhliche Menschen voll Frieden, aus todesbangen Würmern heils- und siegesgewisse Jünger Jesu geworden. In Euer Herz ist Jesus eingezogen. Er hat hinausgetan Schmutz und Laster und Selbstsucht und Lüge und hat mitgebracht Reinheit und Liebe und Demut und Wahrheit. Früher ward Ihr voll Unruhe und Qual, jetzt seid Ihr glücklich. Das habt Ihr erlebt. Ist das nichts? Kann das erschüttert werden durch das, was Simon Euch erzählte? Simon, sage mir, begretest Du in Deutschland nicht der Sünde?“

Simon erschrak bei der Anrede und schwieg.

„Simon, Du erzähltest von Säufern und Huren. Begegnetest Du in Deutschland der Sünde?“

Jetzt gestand Simon: „Wenn Du das für Sünde hältst — ja.“

„Simon, hast Du etwas Neues gefunden, haben Dir die gelehrten Männer Deutschlands etwas Neues gezeigt, durch das die Sünde überwunden werden könnte?“

Simon erwiderte: Ich habe mich nicht darum bekümmert. Das aber weiß ich, Deine Christen waren machtlos gegen die Sünde.“

„Du weichst mir aus. Dein Herz sagt Dir, daß niemand als Jesus die Sünde überwinden kann. Wundert es Dich, daß die Christen das Wort vom Kreuz vergeblich predigen? Wie groß ist ihre Zahl? Hast Du doch selbst entdeckt, daß viele unter ihnen die Wahrheit fälschen. Und predigte der Prophet vor Ninive nicht vergebens? Das deutsche Volk geht ohne den Glauben an das Kreuz verloren, mag es zur Zeit auch noch so stolz dastehen. Jeder Mensch geht ohne das Weiben in Ihm, dem gekreuzigten und auferstandenen Heiland verloren. Auch Du, Simon. Solange Du nichts Besseres weißt gegen die Sünde, halte fest am Evangelium, mag man auch lächeln über Dich. Fürchtest Du dieses Lächeln? Schämst Du Dich nicht vor Deinem Vater, der seinen Glauben unter Peitschenhieben bekannte?“

„Es gibt keinen Gott. Es gibt keine Sünde.“ „Mit jähem Trotz schrie Simon es in die Kirche hinein. Eine große Bewegung ging durch die Gemeinde.

„Was sagst Du?“ staunte der Missionar.

„Gott ist ein gasförmiges Wirbeltier, und Jesus ist das uneheliche Kind der Maria,“ höhnte der junge Mann, „Du kennst doch den Jenaer Professor, den klugen Häckel, der hat das bewiesen —“ Weiter kam er nicht. Mit der geballten Faust schlug in loderndem Zorn der Vater seinen Sohn ins Gesicht: Du lästerst Gott an heiliger Stätte! Hinaus! Hinaus! Und mit großer Kraft zerrte und stieß der Alte seinen Sohn hinaus aus dem Gotteshause. Ein gellender Schrei aus dem Munde Lyuthais verband sich mit erregten Rufen aus der Gemeinde. Der Missionar eilte Rifo nach, um ihn vor Schlimmem zu bewahren. Im nu war die Kapelle leer.

Auf der Erde draußen rangen Rifo und Simon. Der Missionar riß den Vater los: „Gott wird seine Sache schon selber führen. Gehe Du nach Haus.“ „Und zu Frau Rifo gewandt: „Nimm Du Deinen Mann mit heim. Und Du, Lyuthai, hilf Deiner Mutter,

den Vater zu trösten. Und Ihr, lieben Leute, geht heim. Morgen, bei der Frühandacht reden wir weiter über diese Sache."

Die Versammlung zerstreute sich langsam. Rifo und die Seinen schieden als letzte. Als sie sich wandten, rief ihnen der Missionar nach: „Zürnt Euerm Sonne nicht, er ist verführt.“ Und in plötzlich ausbrechendem heiligen Zorn ballte er die Fäuste und schüttelte sie wild in der Luft: „Mein Volk ist schuld! Mein Volk ist schuld! Das klag ich an!“

Dann nahm er den jungen Mann unter den Arm und führte den Willenlosen in sein eigen Haus. Er legte den Erschöpften in das bescheidene Gastbett, stärkte ihn mit Milch und Brot und überließ ihn dem Schläfe.

Der Missionar aber rang die Nacht hindurch mit seinem Gott um Kraft für den kommenden Tag, der schwere und schwerste Aufgaben bringen mußte. Und rang mit Gott um sein deutsches Volk.

Im Hause des Rifo verscheuchte der Kummer um Simon drei lieben Menschen den Schlaf. Rifos Finger tasteten über furchtbare Narben auf Brust und Nacken, Spuren eines entsetzlichen Märtyrums. Und seine Lippen flehten bebend: „Herrgott, um dieser Narben willen, Herrgott, hilf, rette! Ich glaube, hilf meinem Unglauben.“



Aus meinem Leben. 7

Natürlich blieb die Verlobung nicht lang verborgen und die beiderseitigen Eltern gaben ihre Einwilligung.

Das letzte Studiensemester war ganz den Arbeiten zum Staatsexamen gewidmet. Nur noch wenige Monate trennten mich von demselben, da versagten mir die Herrn Professoren die Erlaubnis zum Dezembertermin das Examen machen zu dürfen. Es sei seit langer Zeit stehender Brauch, daß man erst nach acht Semestern zum Examen vorgelassen werde. Das war schlimm! Erstlich hatte ich gehofft dadurch, daß ich am Schlusse des siebenten Semesters mein Examen machte, das Kronstipendium von 150 Rubeln, das mir für das achte Semester zustand, auf diese Weise zu verdienen und das Geld hätte ich zum Schuldenzahlen dringend nötig gebraucht. Zweitens war mit dem Pastor Freiseldt an der estnischen Johannisgemeinde in St. Petersburg schon die Vereinbarung getroffen, daß ich zum 1. Januar 1879 bei ihm als Adjunkt eintreten sollte. Wegen der ungeheuren Arbeitslast, die bei seinen 17000 Gemeindegliedern auf ihm lag, konnte er unmöglich noch ein halbes Jahr länger auf mein Eintreten warten.

Da erfuhr ich, daß Aldolf Harnack seinerzeit auch die Erlaubnis erteilt worden sei, am Schlusse des siebenten Semesters sein Examen zu machen. Darauf berief ich mich unter Zugrundelegung meiner andern Gründe bei der zweiten Eingabe an die Fakultät. Nun gewährte man mir den Zutritt zum Examen; aber Kameraden warnten mich: „Setz hast du dir gegen den Willen der Examinatoren den Zutritt ertrotzt! Sieh zu, daß sie dich jetzt nicht durchrasseln lassen.“ Ich habe wohl kaum je vorher so intensiv gearbeitet, wie jetzt. Es kam soweit, daß ich mehrmals von morgens 8 Uhr bis zum nächsten Morgen 8 Uhr unausgesetzt arbeitete, bis ich vier Wochen vor dem Examen eines Tages ohnmächtig zusammenbrach. Der Arzt erklärte, ich dürfe mich für die nächsten Wochen überhaupt nicht geistig beschäftigen. Aber ich hatte die vier Fächer der praktischen Theologie mir für diese letzte Zeit aufgehoben! Was tun?

In meiner Verlegenheit besuchte ich Professor von Dettingen und klagte ihm meine Not. Da sagte derselbe: „Versprechen Sie nach meinem Rat zu handeln, so verspreche ich Ihnen, daß Sie Ihr Examen bestehen werden. Reiten Sie jeden Vormittag zwei Stunden in der Reitbahn der Universität, schlafen Sie nachmittags zwei Stunden und laufen Sie dann von 3—5 Uhr Schlittschuh und schlagen Sie kein Buch und kein Kollegienheft mehr auf!“ Ich gehorchte und habe schließlich noch ein gutes Examen gemacht. Nur in der praktischen Theologie, in der ich später mein Lebenlang wirklich etwas leisten sollte und auch geleistet habe, erhielt ich nur das Prädikat „ziemlich gut!“ Dafür hat dieser Reitkursus mir später in Südrusslands Steppen noch viel Nutzen gebracht!

Das Hochgefühl des jungen Mannes, der sein Staatsexamen soeben gut erledigt hat, schwellte mir die Brust, als ich zum Telegraphenamt ging, um meiner Braut und Pastor Freifeldt zu depeeschieren. Was ging mich da der angetrunkene Studiosus an, der mit wankendem Schritte mich vom Bürgersteige stoßen wollte! Ich achtete nicht auf ihn. Und doch verklagte er mich beim Burschengericht, ich hätte nicht gegen eine Beleidigung reagiert! Meine geharnischte Antwort, die ich schon aus der neuen Arbeitsstelle in Petersburg schriftlich einsandte, trug mir eine dreimonatliche Verurteilung ein! Ein Vorspiel von mancher späteren Erfahrung! Was fragt der wirkliche Christ, der nach seiner Ueberzeugung handelt und viel Größeres im Sinne hat, nach dem kleinlichen Ehrkoder und den Ehrbegriffen der Welt, die unter das Gericht des Wortes Jesu fallen: „Wie könnt Ihr glauben, so Ihr Ehre von einander nehmen?“ Uebrigens wurde derselbe Student, der mich erst angerempelt und dann angeklagt hatte, wenige Monate später für Wechselfälschung und Ehrenwortsbruch nicht nur aus der Studentenschaft als infam ausgeschlossen, sondern er kam noch als Verbrecher in's Gefängnis!

Weihnachten 1878 — war das letzte Mal, daß ich im Elternhause unter dem Christbaum stand! Eine merkwürdige Mischung von Wehmut und von freudiger Hoffnung auf die Zukunft, denn

am andern Tage reiste ich für einen kurzen Abschiedsbefuch zu meiner Braut und dann sollte ich am Neujahrstage 1879 meine Hilfsgeistlichenstelle in Petersburg antreten. Von wievielen und wievielm galt es Abschied zu nehmen! Viel einzupacken gab es nicht! Aus Armut hatte ich fast nur fremde Bücher zum Studium benutzt: jetzt wäre meine ganze Bibliothek und alles Hab und Gut, was ich sonst noch besaß, in einen mittleren Handkoffer gegangen. Aber zur Anschaffung eines solchen reichte das Geld nicht! So wurden Bücher und Kleinigkeiten in einen alten kleinen Holzkasten verpackt, den ich bequem unter den Arm nehmen konnte. Für meinen zweiten Anzug und etwas Wäsche hatte meine Mutter eine Wachstuchhülle geschaffen, die einfach schauderhaft aussah; etwa wie eine Art Schildkröte! Jedenfalls fragte ich auf dem Bahnhof einen Gepäckträger, ob er schon solch ein verrücktes Stück gesehen hätte und er antwortete kopfschüttelnd und ernsthaft: „Nein, Jungher, nie nicht!“

Unterwegs gab es noch einige kleine unvorhergesehene Ausgaben, — so mußte ich einem armen Studenten ein paar Rubel borgen, — kurz, als ich in St. Petersburg ankam, hatte ich keinen Ropfen in der Tasche. Der Weg vom Baltischen Bahnhof bis zum Pfarrhaus von St. Johannis war mehrere Kilometer weit und der einfachste Schlitten kostete bis dahin etwa einen Rubel. Das muß auf meinen neuen Vorgesetzten einen merkwürdigen Eindruck gemacht haben, als ich nach seiner herzlichen Begrüßung sofort sagte: „Bitte borgen Sie mir einen Rubel, um den Iswoschtschik zu bezahlen!“

So trat ich 22 Jahre alt ins Leben der Großstadt ein! Schwer, sehr schwer war der Anfang. Hatte ich mich doch eigentlich sofort in zwei Sprachen energisch zu vervollkommen, die ich nicht beherrschte: Russisch und Estnisch. Es ist doch ein Unterschied, ob man für den Alltagsverkehr plaudern kann oder ob man Aktenstücke für Behörden in einer Sprache verfassen oder Amtshandlungen, Predigt und Seelsorge in einer andern als der Muttersprache bieten soll. Außerdem war meine alte Jugendfreundin, die Geldknappheit, wieder mit mir in's neue Leben gezogen. Mein Gehalt war sehr klein und reichte nicht viel weiter, als mein möbliertes Stübchen mit Heizung und Bedienung zu bezahlen. Morgens und abends stellte man mir einen russischen Samowar mit kochendem Wasser hinein; da konnte ich mir Thee machen und dazu essen, was ich bezahlen konnte! Das zweite Frühstück hatte ich bei meinem Prinzipal frei und weil das um 12 Uhr mittags und nach Petersburger Sitte ziemlich gründlich eingenommen wurde, ersetzte es mir das Mittagessen. Abends aß ich Butterbrot zu meinem Thee, wenn man mich nicht irgendwo zum Mittagessen eingeladen hatte, das man in Petersburg gegen 6 Uhr einzunehmen pflegt.

Da nun meine Eltern immer noch auf meine Unterstützung angewiesen waren, ich auch noch einige hundert Rubel Schulden hatte, begann ich neben meinen reichlichen Amtsarbeiten noch sehr viel gut-bezahlte Schulstunden zu erteilen. Ja, hier entstand denn auch der erste literarische Nebenverdienst. Der Schwager meines Vorgesetzten

war Paul von Rügelen, der geist- und gemüthvolle Chefredakteur der deutschen St. Petersburger Zeitung. Er schickte mir einen Stoß von acht bis zehn Büchern zur Rezension und versprach mir, wenn ich aus den Besprechungen ein lesenswerthes Feuilleton schaffte, 20 Rubel! Es habe keine Eile; in drei Wochen müsse er es haben. 24 Stunden später hatte er den Artikel in der Hand! Jetzt wurde er aufmerksam und versorgte mich mit mehr Arbeit für das Blatt. Bald mußte ich als Vertreter desselben zu einer öffentlichen Feier gehen und blitzschnell vor dem Schlafengehen den Bericht darüber schreiben, sodaß derselbe um 12 Uhr nachts schon im Redaktionsbureau war, — oder ich wurde zu einer Premiere in's Michaeltheater geschickt, um es ebenso mit der Theaterrezension zu machen! Man wußte bald auch in Pastorenkreisen, daß man mir viel Arbeit — und dazu im letzten Augenblick noch zumuten könne, und das trug mir wohl viel Anstrengung, aber auch manche kleine Nebeneinnahme ein. So habe ich z. B. neben meinen sonstigen Verpflichtungen Gottesdienst, Amtshandlungen und Seelsorge im großen Litthauischen Gefängnis an den inhaftierten Esten zu versehen gehabt. (Ein besonderes Erlebnis in dieser Arbeit ist in meiner kleinen Skizze: „Ein lieber Mörder“ später berichtet worden).

Die Pastorenschaft von Petersburg, — etwa zwei Duzend lutherische Geistliche, die an deutschen, schwedischen, lettischen und estnischen Gemeinden angestellt waren und ein reformierter Pastor, der bekannte Dalton, — waren zu einem geselligen Pastoralabend zusammengeschlossen, der Reihe umging. Es wurden an demselben wissenschaftliche, praktische und kirchliche Fragen erörtert und man brachte außerdem mehrere Stunden in gemütlicher Unterhaltung zu. Damals waren eine ganze Reihe markanter Köpfe in diesem Kreise. Mein Onkel, Robert Hesse, Oberkonsistorialrat und einer der bedeutendsten Redner, die ich in meinem Leben gehört habe, machte „Sonnenschein und Regen in der Pastorenwelt;“ so sehr dominierte er. Bedeutend war auch mein Freund, der nachmalige Generalsuperintendent Pingoud. Originelle Persönlichkeiten, von denen ein junger Mensch, wie ich viel lernen konnte, waren auch Findeisen, Hasenjöger und Dalton. Die beiden letzteren schlossen mich sehr in ihr Herz, boten mir zuerst das Du an und haben beide später noch manchmal in mein Leben eingegriffen. Jedenfalls bin ich diesem Kreise der Amtsbrüder sehr viel Dank schuldig. — Nur in meinem Glaubensleben förderte mich keiner und Seelsorge an mir trieb keiner! —



Ein Kind hat eine Mark in blanken neuen Zehnpfennigstücken erhalten. Nach Kinderart legt es die Groschenstücke vor sich auf den Tisch. „Dieser ist für Jesus, dieser für Mutti, dieser für Vater, usw. bis zum neunten. Beim zehnten. „Und diesen bekommt Jesus!“ „Aber, erinnert die Mutter, „den ersten hattest du doch schon für den lieben Herrn Jesus bestimmt.“ „Ja, antwortete die kleine, „der gehört ihm, und diesen schenke ich ihm!“

Gottes Verwunderung.

„Und Gott sieht, daß niemand da ist und verwundert sich, daß niemand in's Mittel tritt! (Jes. 59,16). Woran kann denn das liegen, daß keiner fürbittend eintritt für die Andern? Ist Gott solch ein strenger, harter Mann, daß er uns schlägt und bestraft, wenn wir für andere beten? Oder hat die Schrift uns nicht an fast unzähligen Stellen aufgetragen und uns ermuntert Fürbitte zu tun? Gott muß sich darüber verwundern, daß man seinen Reichtum und seine Bereitwilligkeit zu geben nicht höher einschätzt und ausnutzt. Wir bleiben arm an geistigen Gütern und Einfluß in der unsichtbaren Welt und ungeahnter Segen wird nicht gehoben! Wenn Jesus und Paulus und alle wahrhaft Großen im Reich Gottes Fürbitte für Andere als ihre wichtige Aufgabe ansahen, warum betest du nicht mehr? Was für Hindernisse kann es denn geben? —

Wie helfen sich Chinesen in Tagen der Krankheit?

(Aus dem kürzlich erschienenen Buche: „Chinesische Patienten und ihre Ärzte“ von Dr. S. Bortisch-van Bloten. Verlag: E. Bertelsmann, Gütersloh)

In einem Tempel, nicht weit von Honyen, thront der Kriegsgott und hat den Ruf, kranke Kinder gesund machen zu können. Ist nun ein Kleines krank, so schenkt man dem Gözen das Kind, d. h. ein rotes beschriebenes Papier mit seinem Namen wird in ein Taschentuch gewickelt und vor dem Gözen hingehängt. Es gelang mir, in den Besitz eines solchen Testamentes zu gelangen durch die Güte von Herrn Missionar Sam. Mayer, der mir auch freundlichst die Übersetzung lieferte, die ich hier mit etlichen Erklärungen in Klammern wiedergebe, weil man daraus nicht nur die schwülstige und langstilige, gewundene und blumenreiche Sprache ersehen kann, sondern auch allerlei merkwürdige Anschauungen über Leben, Wohl und Weh des Menschen kennen lernt. Solch einen Brief nennt man, ähnlich einem „Feldbrief“, worin der Verkauf eines Feldes an einen Fremden bestätigt und bezeugt wird, einen „Leibesbrief“, weil darin Leib und Leben an den Gözen verkauft wird.

Im Briefe steht:

„Übergabe eines Leibesbriefes an den Kriegsgott.

Bernimm!

In der neuen chinesischen Republik, in der Kantonprovinz, im

Kreis Honyen, beim Marktflecken Nam fu, nahe dem großen Dorfe Tschiang khai, auf dem Weiler Ha pai wui steht mein Haus, das den Namen Tsoi schüt (= Berichterstatte oder Geschichtenmacher) trägt und unter dem günstigen Einfluß des Drachen steht.

Ich folge Deiner Lehre und übergebe Dir diesen Brief, um Dich um Deinen Schutz anzusuchen für mein Söhnlein Pyang tshong, das ich Dir hiermit verschreiben will. Nimm ihn an, gib ihm einen andern Namen, behüte seinen Fuß vor der Unglückspforte (d. h. laß ihn nicht in ein Unglück kommen) und vernichte alle bösen Einflüsse, damit sich viel Glück und Gutes ansammle. Ich selbst, der ich die Ehre habe, blühendes Talent zu heißen (d. h. das erste Staatsexamen gemacht zu haben; soviel als Abiturient in Europa. Wahrscheinlich eine Lüge, um vor dem Gözen besser dazustehen, wie man auch oft die Kleider eines Mandarins anzieht, wenn man den Ahnen opfert, um ihnen pietätvoll vorzutauschen, man sei Mandarin geworden!) und der ich das Examen der Selbstverwaltungs-Gesellschaft bestanden habe, ich bin vom Geschlechte Lhu und heiße Gwet tshin (Vaterlandsfreund). Meine Mutter ist vom Stamme Li, meine Frau vom Geschlechte Wong. Heute knie ich aufrichtigen Herzens vor Dir und wage es, Dir, dem Heiligen und Erlauchten, meines Herzens Absicht kund zu tun. Niederfallend überbringe ich Dir meinen Blumensohn (= drei bis vierjähriges Kind, das noch in der Blüte der Jugend steht).

Von Deinem hehren Himmels-Heiligtum ging sein Leben aus. Im Jahre ki yu (jedes Jahr wird entweder nach der Regierungszeit des herrschenden Kaisers oder nach der Dauer der gegenwärtigen Republik bezeichnet oder in zwei Wörtern ausgedrückt, die aus einem 60 jährigen Zyklus entnommen sind und von jedem Chinesen berechnet werden können. Das Jahr ki yu bedeutet 1909) am 24. Tage des achten Monats, abends acht Uhr, wurde er geboren. Noch gelb um den Mund (d. h. wie ein Vöglein mit noch gelbem Schnabel oder aber als ein Kind, das erst noch Muttermilch trank) ist er noch unwissend und dumm. Wie sollte er da schon Schuld auf sich geladen haben? Die schönsten Kleider beschmutzt er, weil er ohne Wissen und Erkenntnis ist. Eben war zu hoffen, er werde bald ein brauchbarer Mann, da, wer hätte es gedacht, trifft ihn plötzlich großes Unglück. Der Sterndeuter (Lebensberechner, Geomant) fand, daß ein Unglücksstern störend in den Kreislauf seines Lebens eintrat; unheilvolle Einflüsse bedrängen nun sein Lebensmark. Seine Lebenswurzel ist bereits geschwächt, da ringsum Unheil und Verderben lauern. Sicherlich begann das Unheil schon im Blumengarten (= Mutter-

leib, in dem sich der Blumensohn, wovon oben die Rede war, entwickelte); Brücken und Wege waren wohl dort schon von bösen Geistern umstellt. Des Kindes Glückstern ist verblichen, seine Jahre und Monde sind gezählt; denn plötzlich drang von allen Seiten das Unheil herein; die bösen Geister schossen ihre Pfeile auf ihn ab. Mein Sohn bedarf anderer Eltern: darum verschreibe ich Dir sein Leben und flehe Dich an, es zu behüten und zu schützen.

Unsere ganze Familie verehrt Dich, barmherziger Geist von wunderbarer Kraft und unbegrenzter Güte. Mit peinlichster Gewissenhaftigkeit haben wir den heutigen Tag, den 29. im sechsten Monat, als großen Glückstag ausgewählt, um Dir unsere Opfer darzubringen und Dir, großer Geist, diese Schrift zu überreichen, damit Du uns leiten und führen mögest!

Großer Vater, vom Himmelssohne (dem Kaiser) eingesetzt, das Reich zu beschützen und das Volk zu behüten; oberster, hehrer Kriegsgott! Dich verehren wir wie Eltern, die neues Leben spenden, denn Deine Gnade ernährt und erhält.

Vor Dir, großer Vater, fallen wir flehend nieder: gib dem Kinde einen bessern Namen und ändere sein Geschlecht (d. h. nimm ihn ganz zu Deinem Sohne an). Steure ihn sicher durch den Unglückshafen, zerstöre alle sein Leben gefährdenden Einflüsse. Erzeige ihm Deine neues Leben erweckende Gnade; rufe ihn bei seinem neuen Namen, so wird alles Unglück sich zerstreuen. Segne Du ihn mit Glück, dann wirds ihm wohlgehen sein Leben lang, und rasch wird sich des Blumenkinds jetziges Unglück in Glück kehren. Sein Unglückstern wird von ihm weichen und der Glückstern über ihm leuchten. Segenspendender Regen wird auf seinen Blumengarten herabfließen, und Blumenzweige werden ausbrechen. Auf Brücken und Wegen werden sanfte Winde kühlend ihn umsäuseln; milder Frühlingsodem wird ihn erfrischend umwehen; seines Lebens Ausgang wird beschützt sein und sein Alter wird nicht hinter dem seines Vaters zurückstehen.

Noch bitten wir Dich, großer Vater, verleihe unserm ganzen Hause von jetzt ab immerzu großes Glück und Wohlergehen. Behüte und beschütze unsere ganze Familie unverfehrt. Alles übergeben wir Dir, Erlauchter. In allem vertrauen wir auf Deinen schützenden Arm. Sorgfältig tragen wir Dir unser Anliegen vor.

In Ehrfurcht übergeben im Jahre Nyim tsz (1912),

am 29. Tage des sechsten Monats."

Hat eine solche Verschreibung anscheinend etwas genützt, so bleibt das Kind doch das Eigentum des Bösen und erst bei der Heirat wird es durch Opfer und Geld zurückgelöst.

Aus der Briefmappe des Evangelisten



Th. R. Ihr Brief gehörte zu denen, die mir drei Duzend andere Briefe aufwiegen. Denn er ließ mich einen Blick tun in Ihr Gebetsleben und schlug verwandte Söhne in meiner Seele an. — Hier nur eine Erwägung: ist es nicht vielleicht so, daß ein ernsteres Eintreten für Andere in der Fürbitte uns selbst in helleres Licht von Oben stellt und dadurch werden uns die eigenen Untreuen und Versäumnisse viel schärfer beleuchtet als vorher? Das Zweite, was mir nach dem Lesen Ihres Briefes wieder schwer aufs Herz fiel, war der Zusammenhang zwischen Fürbitte und Nervenanstrengung. Apostelgesch. 6, 4 heißt es auch, daß die Apostel Zeit und Kraft zum Gebet gebraucht hätten, weshalb sie sich von andern Geschäften frei machten. Fürbitte ist kein Spaziergang, sondern Arbeit. Wenn der größte Teil des Tages mit Arbeit anderer Art, Anspannung der ganzen Geistes- und Nervenkraft, ausgefüllt ist, fehlt es abends zur Fürbitte an Kraft. Manchmal läßt sich morgens ein stilles halbes Stündchen dafür einschieben, aber nicht immer. Wenn man soviel Verpflichtungen gegen soviel Menschen auf sich liegen hat, wie ich, kommt man in Gefahr, das Wichtigste — die Fürbitte — oberflächlich und schnell abzumachen. Daher brauche ich schlaflose Stunden in der Nacht. —

von B. Für die Märznummer kam Ihr Brief zu spät; auch achten manche auf die Inserate nicht. Darum will ich Ihren Wunsch hierhersetzen: Gesucht für eine ältere erfahrene, gläubige adlige Dame ein Posten als Leiterin einer christlichen Anstalt oder eines größeren Haushalts; womöglich so, daß ihre erwachsene Tochter daselbst auch Arbeit fände, die in Schnitzen und ähnlichen Handarbeiten sehr geschickt ist. —

Pastor A. Sech in Groß-Krößin bittet mich mit herzgl. Dank zu quittieren, daß für die schwer geprüfte Familie in seiner Gemeinde noch eingegangen seien: F. Dresden 5. — M., Lehrerin F. Godesberg 40. — M., aus Italien 2. — M. N. N. Gonnef 2. — M. Es sei viel Not damit gemildert worden. —

H. F. Mir scheint, Ihre Glaubenszweifel entstammen einer gewissen Lebensarmut, einem Mangel an Einsicht in Ihr eigenes Herz und dem Fehlen jeglicher Erfahrung. Das Leben ist stärker als die Logik, — sowohl das Leben der Sünde, als das Leben Christi in seinen Erlösten. Bloßes Denken bessert nichts; man beschäftigt sich da theoretisch mit etwas außer uns liegendem und der etwaige Ertrag dieser Denkarbeit bricht weder unsern Eigensinn, noch unsere Selbstsucht, noch die heißen Triebe der Sinnlichkeit. Nur, wenn wirkliches Leben von oben über den Menschen kommt, erlebt er selbst Beweise für die Wahrheit der christlichen Überzeugung. Dann schrumpfen die Schatten der Zweifel schnell zusammen!

E. M. Neulich laß ich irgendwo den Satz, der sich mir sofort ins Gedächtnis eingrub und heute beim Lesen Ihres Briefes wieder auftauchte: „Das ist die Tragik im Leben des Pharisäers, daß er eine Religion hat, deren Forderungen er durchaus nachkommen kann.“ Darum hat Jesus schon gesagt: „Es sei denn, daß eure Gerechtigkeit besser sei, denn der Schriftgelehrten und Pharisäer, könnt ihr nicht in's Reich Gottes kommen.“ Wer das eigene Ungenügen und den Jammer über seine Schwächen nicht kennt, der braucht Christus noch nicht. Solange bleiben Sie also Monist!

E. L. Sie sind ja eine Sehenswürdigkeit! Sie sagen, daß Sie durch meine Vorträge in D. zum neuen Leben erweckt seien und nun spüren, daß Sie sich einer christlichen Liebestätigkeit annehmen müßten, aber Sie wußten nicht, welcher besonderen Art Sie sich widmen sollten. Ach, wer noch solch ein unbeschriebenes Blatt wäre! Wir alten Christen seufzen alle über das Subiel an Forderungen und Verpflichtungen, was auf unserem Gewissen, unserm Geldbeutel und unserer Nervenkraft lastet. Fragen Sie bei Ihrer Stadtmision in D. nach oder bei Ihrem Pastor, und wenn dieselben Ihnen keine Liebestätigkeit nachweisen können, dann schreiben Sie an Missionar Freyburger, Norddeutsche Mission in Lome, Togo, Westafrika, der mich gebeten hat, ihm zu helfen, die Station Palime zu bauen und fragen ihn, was Sie dafür tun könnten! Er stammt auch aus Sachsen! —

N. N. (Baugen). Jawohl, so könnten Sie Ihr Kreuz loswerden und vielleicht statt dessen eine ganz nette kleine Pflege dieses selbstüchtigen Fleisches etablieren! Ob Sie aber darüber zur Ruhe kämen! Wer hat doch das Wort geprägt: „Nimmst du das Kreuz auf dich, so trägt es dich; läßt du es fallen, so legt sich eine schwere Last auf dich . . . ?“ Wollen Sie so etwas wagen? Oder wollen Sie nicht lieber mit Gebet und stiller Entsagung die täglichen kleinen Opfer weiter bringen, die gerade bei Ihnen das Kreuztragen verlangt? Die geheime Schönheit dieser Art unbeschriebener Opfer würde Sie so reichlich belasten, daß Sie bald davon gar nicht mehr lassen könnten. So will ich annehmen, daß Sie noch recht jung sind in Ihrem Christentum und Ihr Entsetzen über solches Kreuzigen — Sollen des Fleisches auf Rechnung des Anfängertums zu setzen ist. —

W. J. Ihre Sendung von M. 20. — für Rumta mit herzl. Dank erhalten.

— Vom Büchertisch —



Warum ich evangelisch wurde. Bekenntnisse eines früheren Katholiken mit einem Vorwort von D. Dr. Hermann Strack, o. Professor der Theologie in Berlin 1. — M. 1912. Verlag Edwin Runge, Berlin-Lichterfelde. Es hat einen gewissen Reiz, die Entwicklung des persönlichen inneren Lebens eines Menschen zu verfolgen. Das macht auch diese Bekenntnisse eines höheren Staatsbeamten, warum er evangelisch geworden, interessant, wenn schon für Theologen neue Gesichtspunkte nicht darin enthalten sind. R.

Kindergebet und Kinderpsychologie mit besonderer Berücksichtigung der Bedürfnisse des Kindergottesdienstes von Dietrich Vorwerk, Konsistorial-

rat und Superintendent a. D. 50 Pfg. Schwerin i. Mecklenburg, Verlag von Fr. Holm. Der Abdruck eines Vortrages, den der Verfasser auf dem 7. Welt-Sonntagsschulkongress in Zürich am 9. Juli 1913 gehalten hat. Hier redet ein Fachmann über ein ohne Frage interessantes Thema. R.

„Entweder das Christentum als Sitte oder als ziellose Aufgeregtheit.“ Zwanzig Reden von Julius Endriß, Stadtpfarrer in Ulm. Mit Geleitswort von Professor D. v. Häring, M. 1.50, 1913. Verlag der evangelischen Gesellschaft Stuttgart. Diese ausgewählten Predigten zeichnen sich aus durch feine und verständige Gedanken, die aus der Schrift geschöpft und fürs Leben fruchtbar gemacht sind. Dazu erscheinen sie in künstlerisch einfacher Form und bieten so eine Art, von der man lernen kann. R.

Saul von Tarsus. Züge aus dem Leben des Apostels Paulus von Kristina Roy 1913. Verlag von Theodor Urban in Striegau.

Bis auf zwei interessante Vermutungen bietet das Büchlein nichts Neues; aber die biblischen Notizen über das Leben des Paulus sind von der bekannten Verfasserin geschickt zusammengestellt und psychologisch richtig verwertet. R

Monistenwaffen! Von Prof. Dr. Dennert. Naturwissenschaftlicher Verlag, Godesberg-Bonn 1912. „Ein Bericht für die Freunde des Keplerbundes und ein Appell an seine ehrlichen Gegner“. Der Verfasser weist in dieser scharfen Streitschrift überzeugend nach, daß auf Seite der Monisten mit unehrlichen Waffen gekämpft wird. Wichtig für den, welcher sich mit diesen Fragen beschäftigt. R.

Vorbei am Riff. Erzählungen von Ernst Schreiner. Stuttgart, Verlag der Buchhandlung des deutschen Philadelphia-Vereins 1913. Fünf ziemlich ähnliche Erzählungen. Eine davon: „Wenn Liebe und Haß sich begegnen“ hat „Auf Dein Wort“ im Jahrg. 1910 gebracht; das genügt zu ihrer Empfehlung. R.

Die Hoffnung Israels. Von F. Better Christliches Verlagshaus Wiegand & Co., Bad Homburg. Dieses Büchlein ist für die feste Stellung des Verfassers zur Inspiration der Bibel recht charakteristisch und ebenso ein Zeugnis seiner glänzenden Schreibweise. Ich kann seinen Ausführungen nicht in allen Punkten zustimmen, aber trotzdem diese Schrift wie alles, was ich von ihm kenne, nur aufs wärmste empfehlen. R.

Das Christentum und seine Verkläger. Von D. P. Bard, Geheimer Oberkirchenrat. Verlag des Hofbuchhändlers Fr. Bahn in Schwerin i. M. 60 Pfg. Für Gebildete ist diese kleine Schrift eine vorzügliche Lektüre und zur Verteidigung des Christentums eine scharfe Waffe. Ich würde vorschlagen, bei einem Theeabend in kleinerem Kreise diese Abhandlung abschnittsweise vorzulesen und dann darüber zu diskutieren. Es dürfen schon moderne Ungläubige dabei sein!

Vom Himmelreich von Dr. E. Gelderblom. 3. Auflage. Riga u. Leipzig Verlag von Jonck & Poliewsky. 216 Seiten. Wer Lhotsky's Schriften kennt, und in der modernen liberalen Theologie nicht ganz fremd ist, hört hier bekannte Töne wiederklingen. (Der Verfasser ist Nachfolger von Dalton an der reformierten Kirche zu St. Petersburg.) Zu meiner Zeit wäre solch eine Schrift in Petersburg kaum denkbar gewesen! Man hätte sofort den Reker gebrandmarkt. Heutzutage ist man liberaler und duldsamer geworden. Übrigens ist Gelderblom in den meisten Grenzstreitigkeiten zwischen liberal und positiv ziemlich vorsichtig zu Werke gegangen. Besonders empfehlen kann ich

das Büchlein nicht; ich wüßte nicht wem? Gläubige brauchen es nicht und Ungläubige werden dadurch schwerlich gewonnen werden. —

Kreuz und Kraft. Monatsblatt für öffentliche Mission des Christentums. Organ des Deutschen Evangelischen Volksbundes. Herausgegeben von Direktor P. Stuhmann. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle des Bundes in Godesberg a/Rh. oder durch die Post. Bezugsgebühr für Nichtmitglieder, von der Hauptgeschäftsstelle oder durch die Post bezogen, 2.— Mk. (ausschl. Porto bzw. Bestellgebühr), Einzelnummer —.15 Mk. Die Mitglieder des Bundes erhalten das Blatt gegen einen Mindestjahresbeitrag von Mk. 2.— unentgeltlich zugesandt. Inhalt der letzten Nummer: Abel. Gedicht von E. Freiin v. Maltzahn, Wernigerode. — Die Gottesmauer. Von Direktor P. Stuhmann, Godesberg. — Moderner Kirchenstreik. Von P. D. Philipps, Charlottenburg. — Offener Brief an Herrn Regierungs- und Schulrat Lic. Rabisch. Von P. Philipps, Lindenhorst. — Hier stehe ich — ich kann auch anders! Von E. Freiin v. Maltzahn, Wernigerode. — Der Kölner Gewerkschaftsprozess. Von Generalsekretär Paul Klüffer, Charlottenburg. — Umschau. (Volksleben und Politik. — Religion und Kirche.) — Deutscher Evangelischer Volksbund. (Verbände und Ortsgruppen. — Bundeskasse.) — Anzeigen.

Blicke in's Jenseits. Von Alexander Stern, Pfarrer a. D. Konstanz. Verlag von Hirsch, 2 M. Diese Art Bücher werden sicher ihre Liebhaber finden, obschon bei aller Vorsicht in der Wahl des Stoffes man doch nicht vermeiden wird, daß kritiklose Leute sich durch solche Lektüre aufregen lassen. Die modernsten Berichte von Materialisationen der Geister durch Medien fehlen. Sie geben Begnern harte Nüsse zu knacken. — Ein Traum von mir ist hier auch abgedruckt, der vor einigen Jahren in meinem Blatte stand. Kann man aber aus solchen Mitteilungen irgend was für sichere Schlüsse über die Geisterwelt ziehen?

Zwölf Reden über die christliche Religion. Von Prof. Birgensohn, 3. Aufl. München, Oskar Beck's Verlag. 4.— Mark. Die neue Auflage dieses vorzüglichen Buches, das ich seinerzeit warm empfohlen, braucht wohl nur angezeigt zu werden. In meinen Sprechstunden habe ich dasselbe schon oft gebildeten suchenden Seelen empfohlen. Unter den apologetischen Werken nimmt es nach meiner Auffassung eine der ersten Stellen ein und wird noch viel Segen stiften. —

Paulus der Apostel Jesu Christi. Sein Leben und seine Briefe in Wort- und sinngetreuer Verdeutschung von H. Theobald Dächsel. Berl. C. Angelnt, Dresden und Leipzig. In diesem Buche wird jeder, ob Theologe oder für biblische Fragen interessierter Laie, seine Freude haben und wer sich hineingearbeitet hat, wird den großen Gewinn bald merken. — Es sind oft ungewohnte Gedankengänge, die der Verfasser mit uns geht, ungewohnt auch die Lösung mancher psychologischer Probleme. Überall wird man auf die Zeit- und Lebensanschauungen der römisch-hellenistischen Kulturwelt des ersten christl. Jahrhunderts zurückgeführt und dadurch zum Verständnis paulinischer Gedankenarbeit und seines schriftlichen Ausdrucks hingeleitet. — Die Ahnengeschichte des Saulus von Tarsus knüpft an den König Saul an und dadurch wird Pauli Damaszkustunde erklärt. Damit war der gewaltige Verzicht auf eigene Gedanken, Wünsche und Hoffnungen gefordert. Paulus hat

den geleistet und sein Apostolat angetreten. Sein Zweck war eine christl. Universalkirche zu gründen. Pauli Reisen waren nicht „Missionsreisen“ nach unserm heutigen Begriff, sondern „Agitationsreisen“ zur Begründung einer Völkerkirche. — Es würde zu weit führen, diese originellen und interessanten Darlegungen über „die Amtsaufgabe des Apostels der Heiden“ hier zu verfolgen. — Verblüffend ist oft die Einfachheit der Beweisführung. Widersprüche lösen sich leicht auf und doch nicht durch erkügelte Gedankengespinste. — Kirche und Sakrament werden auf ein festes Fundament gestellt, vielleicht nicht ganz im Sinn des Pietismus. — Die Briefe Pauli sind in seinen Lebenslauf eingeordnet, wie der Titel des Buches sagt: „in Wort- und sinngetreuer Verdeutschung.“ Auch hier sind manche ungewohnte Redewendungen und Auslegungen zu verzeichnen. Danach wäre z. B. der Mantel des Paulus den er in Troas gelassen hatte, eine „Bücherliste“ in der sich Pauli eigenhändige Briefkonzepte befanden.

Der Verfasser schließt die Biographie des „einigen und beständigen Reformators der „Kirche Christi“ mit den Worten: „Darum nicht: Weg von Paulus! sondern im Gegenteil immer klarer und bewußter zurück zu ihm! In immer aufgeschlossenerem Verständnisse seines Wortes und seiner weltumspannenden und weltumgestaltenden Gedanken und apostolischen Taten.“ — In diesen Ruf stimmen wir mit ein und darum können wir dringend auffordern, das Buch vom Dächsel zu kaufen und zu studieren. H. Kurz.

Ein Verhandlungsbericht über die Anfangs Dezember v. J. in Berlin begründete „Deutsche evangelische Missionshilfe“ ist soeben im Verlag des Evangelischen Presseverbandes für Deutschland erschienen und kann von seiner Geschäftsstelle, Berlin-Steglitz, Schloßstr. 93, kostenlos bezogen werden.

—Reiseplan—

Der Bibeltkursus fällt wegen meiner angegriffenen Kehle aus.

18.—19. April Herrnhut
20.—28. „ Breslau.
29. April — 4. Mai Liegnitz.
6.—7. Mai Zittau.
12.—17. „ Eilenburg.
17. „ Stendal (Missionsfest.)
18.—25. „ Rostock.

Im Herbst:
Ostpreußen.
Danzig.
Hilbesheim.
Langenberg.
Sangerhausen.
Mannheim.
Freiburg i. Br.
Karlsruhe.

Psalm 36,6—11

Bezugsbedingungen.

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen M. 3.50
Bei direkter Zusendung unter Kreuzband M. 4.— Einzelnummer 35 Pfg.
Inseratenschluß: 20. des Monats. — Preis der 1spaltigen Petitzeile 40 Pfg.

Herausgeber Pastor S. Keller in Freiburg i. Br. — Kommissions-Verlag
von Walter Mombert in Freiburg i. Br. — Druck von Hammerschlag u.
Kahle, G. m. b. H. in Freiburg i. Br.

Auf Dein Wort



12. Jahrgang.

Heft 8.

Mai 1914

Morgenbitte.

Einen Freudentag, Herr, schenk uns heute,
Weil die Zeit so grau und müd und leer,
Daß er uns den langen Heimweg leite,
Einen Freudentag, an Segen schwer.
Heut gerade brauchen wir viel Lichter,
Weil das Leid an unserm Wege steht
Und die Schuld als dunkler Freudenrichter
Würgend durch die Lande geht.

Heut gerade brauchen wir das Halten
Einer starken, warmen, ewigen Hand
Und das Christus-Kleid, in dessen Falten
Unsere Schuld sich birgt und unser Unverstand.
Und wir brauchen nötig helle Augen
Für des Andern Not und Herzeleid —
Öffne, feine Ohren, die da taugen
Heimwehruß zu hören auch aus heller Freud.

Soll's ein einsam Wandern gelten,
O, so mach es auch zum Freudentag!
Unsre Brüder zieh durch Zeit und Welten,
Zieh sie Deinem Freudenwerben nach.
Einen Freudentag gib, Herr, uns heute,
Der die Seelen grüßt mit deinem Licht.
Laß' uns mit Dir wandern eines Tages Breite
Wie die Kinder, denen nichts gebricht.

Meta Holland, cand. med.





Pfingstansprache für Kinder.

Von Hans Keller.

Von den drei großen Festen in der christlichen Kirche ist das Pfingstfest dasjenige, für welches Ihr Kinder wohl am wenigsten Verständnis haben werdet. Wenn man von Weihnachten spricht, dann denkt Ihr vielleicht an die Krippe im Stalle zu Bethlehem, und viele Kinder haben deshalb keinen größeren Wunsch, als daß unter ihrem Weihnachtsbaum eine Krippe aufgebaut wird. Alle wissen es auch, daß man dieses Fest zur Erinnerung an die Geburt Jesu feiert. Ebenso könnt Ihr Euch etwas Sichtbares vorstellen, wenn man von Ostern spricht. Dann denkt Ihr an das leere Grab im Garten des Joseph von Arimathia, das uns die Auferstehung Jesu verkündigt. Wenn man aber von Pfingsten zu Euch redet, dann habt Ihr kein solches äußerliches Merkmal, wie die Krippe oder das leere Grab. Ihr wißt es allerdings, daß dieses Fest gefeiert wird zur Erinnerung an die Ausgießung des heiligen Geistes, was Ihr Euch aber unter dem heiligen Geist eigentlich denkt, darauf werden nur ganz wenige eine klare Antwort geben können.

Aber Ihr sollt Euch nicht nur ein greifbares Bild machen können von Weihnachten und Ostern, sondern auch vom dritten Hauptfeste des Kirchenjahres, das nicht weniger bedeutend ist, wie die beiden anderen. Darum paßt einmal schön auf, damit Ihr das, was ich Euch zum Verständnis des Pfingstfestes und des heiligen Geistes sage, recht versteht und auch behaltet.

In wenigen Wochen ist der Sommer da, und für die Schulkinder kommen dann die Ferien, wo auch die von Euch, welche sonst in den engen Straßen der heißen Städte wohnen, etwas von schattigen Wäldern und grünen Feldern zu sehen bekommen. Manche werden mit ihren Eltern oder allein vielleicht zu Verwandten auf das Land reisen, um sich von der Schullust zu erholen. Wenn Ihr dann einmal abends bei untergehender Sonne durch die Felder wandert, werdet Ihr Euch sicher freuen über die herrlich wogenden Kornfelder, die höher sind als Ihr selbst, oder doch wenigstens höher, als

Eure jüngeren Geschwister. Aber nun denkt daran, wie wohl diese Felder vor wenigen Monaten ausgesehen haben, als der Schnee hinweggeschmolzen war? Damals stand an der Stelle dieser Kornfelder nichts, und der Boden sah trostlos kahl und schmutzig braun aus. Hättet Ihr in jener Zeit hier spazieren gehen müssen, dann wäre Euch das sicher sehr langweilig vorgekommen.

Ist denn hier wohl ein Wunder geschehen? Wer hat denn auf den kahlen, braunen Ackerboden diese schönen Kornfelder gezaubert?

Nun — der Bauersmann, dem das Feld gehört, der hat hier winzig kleine Samenkörner ausgesät, so klein, wie die Körnchen im Sande. Ihr habt sicher schon zugeschaut, wie das gemacht wird und Euch daran gefreut. Ob Eure Augen aber auch das gesehen haben, daß im Glanze der Frühlingssonne es so scheint, als ob aus der Hand des Sämanns ein Regen von Goldkörnern auf das Ackerland fällt? Achtet einmal darauf. Das soll sicher eine Verheißung sein für die Ernte!

Als dann diese Samenkörner in der braunen Erde, die vom tauenden Schnee und vom Regen feucht und weich war, schliefen, da ist eine geheimnisvolle Kraft gekommen, die jedes einzelne Samenkorn geöffnet hat. So fing der Keim an zu wachsen und war bald so groß, daß er ganz vorsichtig sein weißlich-grünes Köpfchen aus der Erde herausstreckte. Schnell erstarkte er dann zum Halm, an den sich schließlich die Ähre ansetzte, die voller Getreidekörner ist. So stehen sie jetzt in Reih und Glied, die Halme, und können die segensreiche Last kaum noch tragen. Die heiße Sommerluft aber, die über dem Kornfelde zittert, gibt das Signal weiter: „Die Ernte ist da.“

Nicht wahr, diese Kraft, welche alle die vielen tausend Samenkörnchen eines Feldes geöffnet hat und sie aus der Erde wachsen ließ, die Kraft, welche das öde Ackerfeld in das reife Getreidefeld umgewandelt hat — diese Kraft könnt Ihr nicht sehen und nicht fassen. Aber, daß diese Kraft da sein muß, das versteht Ihr alle. Aus der wunderbaren Wirkung, die sie auf das Feld gehabt hat, schließt Ihr, daß sie vorhanden sein muß.

Eine solche Kraft, die man nicht sehen und nicht fassen kann, das ist auch der heilige Geist, der an jenem Pfingstfest in Jerusalem zum ersten Mal zu den Menschen geschickt wurde. Diese Kraft, diesen heiligen Geist, habt Ihr alle schon gespürt. Wenn Ihr in Euch den Wunsch gefühlt habt, in der Schule fleißig und zu Hause freundlich zu sein, wenn Ihr aufgeregt und heftig das Wort, das

Eure Spielfkameraden verletzen sollte, nicht ausgesprochen habt, wenn Ihr Euch nicht zum Streit verleiten ließt, sondern friedlich bleibt, dann war das der heilige Geist, der in Euch wirkte. Die Samenkörner des göttlichen Wortes, die immer wieder in Haus, Kirche und Schule in Euer Herz versenkt wurden, die hat diese heilige Kraft aufgehen und wachsen lassen. Jetzt war die Frucht da, indem Ihr das Gute tatet. Dieser Kraft, diesem Treiben des heiligen Geistes müßt Ihr von Tag zu Tag mehr folgen, dann werdet Ihr auch immer mehr solche Kinder werden, von denen man sagen kann, daß Jesus sie herzt, die Hände auf sie legt und sie segnet.

Aber eines dürft Ihr dabei nicht vergessen. Wenn der Landmann die Samenkörner oben auf dem Acker liegen läßt, dann kann er lange warten, bis aus ihm ein Kornfeld wird. Nein — die Samenkörner müssen in die Erde hinein, damit die Kraft der Erde sie zum Keimen und zum Wachsen bringt. So müssen auch alle die Gebote und Worte, die Euch im Kindergottesdienst, von Euren Eltern oder Euren Lehrern gesagt werden, tief in Euer Herz eindringen. Dann erst kann der heilige Geist, diese Kraft Gottes, sie zum Wachsen bringen, und erst dann könnt Ihr wirklich das Gute tun. So ist der heilige Geist die heilige Kraft, die von Gott kommt, um die Menschen gut zu machen, zu Jüngern Jesu und Euch zu Kindern, die dem Jesuskinde ähnlich sind.

Wenn Ihr also wieder von Pfingsten hört und dem heiligen Geiste, dann denkt an die wogenden Kornfelder draußen, die vorher leere, kahle Ackerflächen waren, dann denkt aber vor allem daran, daß Gott durch die Kraft des heiligen Geistes Euer Herz auch so umwandeln will, wie Ihr es jeden Sonntag im Kindergottesdienst bittend singt: „Schaffe in mir Gott ein reines Herz.“



Der Hebräerbrief in Bibelfstunden.

16. Das Opfer des Willens.

Kap. 10, 1—18.

Beim Lesen des Hebräerbriefts muß ich einmal über das andre an die Judenmission denken! Nicht nur in dem naheliegenden Sinn, daß einem gläubigen, alttestamentlich geschulten Juden hier

eine reiche Wandhabe zu Vergleichen und Überführungen vom höheren Wert des neuen Bundes geboten wäre, sondern in dem beschämenden und demütigenden Gefühl, wieviel jüdisches sich doch in unser vulgäres Christentum eingeschlichen hat. Daher sind wir auch so schlechte Judenmissionare! Wiederholt kam mir bei der Schilderung der Schattenhaftigkeit des alttestamentlichen Rituals der Eindruck: Aber stehen nicht unsere Durchschnittsschriften, die keine lebendige Erfahrung Christi gemacht haben, genau auf demselben Standpunkt? Das wird sich auch wieder beim Anfang des heutigen Abschnitts zeigen.

10, B. 1—4. „Denn da das Gesetz den Schatten der zukünftigen Güter hat, nicht aber die Gestalt (oder Wesen) der Dinge selbst, kann es alle Jahre mit denselben Opfern, die sie immer wieder darbringen, niemals die Opfernden vollkommen machen. Würden sie sonst nicht aufhören dargebracht zu werden, weil die Gottesdiensttuenden kein Gewissen mehr hätten von Sünden, wenn sie einmal gereinigt wären? Sondern es geschieht in denselben nur alle Jahre eine Erinnerung an die Sünden. Denn es ist unmöglich durch Blut von Stieren und Böcken Sünden wegzunehmen.“ Bei dem ersten Satz wird man an Plato's Höhle erinnert! Er meint, wir Menschen ständen mit dem Rücken an eine Wand gelehnt, die eine Höhle etwas über Manneshoch abschließt. Auf dieser Mauer ziehen die wirklichen Dinge (Ideen) vorüber und wir suchen nur ihren Schatten auf der Rückwand der Höhle. Ähnlich sind hier die zukünftigen, d. h. durch das Christentum realisierten Güter als die ihre Schatten in's alte Testament vorauswerfend vorgestellt. Solche Schatten waren dann eigentlich unwirksam. Weder konnten sie die Opfernden vollkommen machen, noch konnten sie eine wirkliche Reinigung der Gewissen bewirken (sonst hätte man ja mal mit ihnen aufhören können); das Einzige was sie vermochten, war eine an und für sich allerdings nicht unwichtige Erinnerung an die Sünde.

Das ist dem natürlichen Menschen heilsam, daß er an seine Sündhaftigkeit gemahnt wird; denn kein Unkraut wächst im nassen Erdbreich so üppig, wie Selbstverliebtheit im Herzen. Es ist bei solcher Erinnerung naheliegend, daß das Gewissen sich wieder und wieder mit der Sünde beschäftigen muß. Dadurch scheint mir die Ähnlichkeit zwischen dem Juden im alten Bund und unsern Namenchristen gezeichnet zu sein. Letztere haben auch ein Gegengewicht gegen simple, brutale Sündengewohnheit nötig. Wenn sie einmal im

Jahr zum Abendmahl gehen, haben sie ihren jüdischen Versöhnungstag! Und die etwaigen sonntäglichen Gottesdienste spielen die Rolle der alttestamentlichen Opfer. Das sind noch gar nicht die schlechtesten Kirchgänger, auf die der Vergleich paßt. Wenn sie in der Kirche an ihre Sünden erinnert werden und ihr Gewissen ihnen die letzten Übertretungen vorhält, kommen sie sich ordentlich fromm vor, daß sie so ernste Gedanken haben. Das Weberschifflein der Gedanken fährt hin und her, — hier entschuldigend, dort verklagend, — gute Vorsätze tauchen auf wie rosig angeschienene Gebirge von Morgenwolken und ebenso zuverlässig wie sie, — und schließlich hebt aus all dieser zwiespältigen Beschäftigung mit der Sünde dieselbe wie eine eigensinnige Schöne, die ihren Willen doch durchsetzt, ihr Haupt und triumphiert. Ist das der neue Stand im Heerbann dessen, der gekommen war die Sünde zu vertilgen? O ihr armen jüdischen Mitchristen! Kein Umschwung, der der Rede wert wär; kein Anfang einer neuen Geschichte, die ihr Geschehen selbst beweist, keine neue Kraft, die Freund und Feind spüren muß! Und ihr wollt Juden bekehren! —

Solang das Opfer draußen mit der Hand geschieht (oder bei uns mit dem Munde!) und die Sünde bleibt drinnen Herrscherin, wird nichts anders. Wassers schöpfen in ein Sieb! Steine mühsam auf eine Höhe tragen und oben angekommen rollen sie blitzschnell zu Tal und das traurige Spiel fängt von neuem an! Dagegen kann der Tod und das Blut eines Opfertieres nichts bewirken, denn der unfreiwillige Tod eines Tieres, das mir in seinem Leben nicht sittliche Beihilfen gegen die Sünde gewähren konnte, wird an dem Tatbestand in meinem Innern nichts ändern. Nicht einmal, wenn ich um Gnade schreie, wirds anders, sondern nur, wenn ich aus der unsichtbaren Welt durch den Glauben eine wirkliche Gnadengabe genommen habe, tritt der ersehnte Umschwung ein. —

„Christus steht gleichsam im Mittage des großen Weltentages und wirft seinen Schatten rückwärts über den ganzen alten Bund. Wie aber der Schatten nur im Licht gesehen wird und derselbe um so deutlicher und schärfer hervortritt, je heller das Licht, so erkennen wir den typischen Charakter des alten Bundes klar nur im Licht des neuen Bundes.“ (Bisping.)

Darum lenkt der Verfasser noch einmal von einer andern Stelle her unsern Blick auf Jesu Werk! B. 5 ff.: „Darum sagt er bei seinem Kommen in die Welt: Opfer und Gaben hast du nicht gewollt, einen Leib aber hast du mir zubereitet.

Brandopfer und Sündopfer gefallen dir nicht. Damals sprach ich: Siehe, ich komme, — in der Buchrolle steht von mir geschrieben — um zu tun, o Gott, deinen Willen. Wenn er oben sagt: Opfer und Gaben, Brandopfer und Sündopfer hast du nicht gewollt und hast auch nicht Wohlgefallen an denen gehabt, die doch nach dem Gesetz dargebracht werden, so hat er dann gesprochen: Siehe, ich komme deinen Willen zu tun — er hebt das erste auf, um das zweite einzustellen, — auf Grund welches Willens wir geheiligt sind durch das Opfer des Leibes Christi ein für allemal.“

Wir haben zuerst eine kleine Eigentümlichkeit der Übersetzung des hebräischen ¹⁾ Psalms (40, 7–9) in der griechischen Bibel (Septuaginta) zu besprechen. Der hebräische Text hatte nur den Gedanken: „Die Ohren hast du mir aufgetan.“ Der griechische Übersetzer zog ein „s“ vom letzten vorausgehenden Worte herüber und bildete aus dem ihm dann unverständlichen s'otia das Wort soma. So müßte dieses Zitat eigentlich fortfallen, wenn man am Urtext festhält. Ebenso wenig stimmt Psalm 40, 8. Dort ist im strengsten Wortsinne kaum davon die Rede, daß in der Buchrolle etwas über den Redenden steht. Der Verfasser des Hebräerbriefs zitiert stets nach der griechischen Bibel und kann daher jene Worte anders verstehen. Das ändert an der Hauptsache, daß diese Psalmstelle eine messianische Weissagung enthält, nichts; nur die Einzelheiten stimmen mit dem Urtext nicht.

Zu dem Sinn unserer Stelle muß man bemerken: An Stelle der Tieropfer tritt nach Gottes Willen der Gehorsam des Messias. Als Zeitpunkt für das Kommen in die Welt (B. 5) müssen wir an die Menschwerdung Jesu denken. (Joh. 16, 28 u. 18, 37 u. nach B. 10 wäre der Wille Gottes, daß er die Hingabe des Leibes Christi zum Opfer begehrt habe.) Christus erscheint in selbstbewußter Präexistenz, weil ihm die Worte Davids in den Mund gelegt werden, welche nicht die gesetzliche, sondern die evangelische Auffassung der Opfer ausdrücken.

Jesus empfing seinen Leib dazu, daß er ihm nicht ein Mittel des Erdengenusses sei oder die Stelle der Selbstbejahung (wie die

¹⁾ Kefalis-„Knöpfchen“ — ist die Bezeichnung der Knöpfchen an den Enden der Stäbe, um welche die Schriftrolle gewickelt war; dann übertragen hieß die ganze Rolle selbst so. „Ich komme mit der Rolle des Buches, das von mir geschrieben“ — so steht's im hebräischen Text.

natürlichen Menschen das Geschenk des leiblichen Lebens anzusehen gewohnt sind!), sondern, daß er eine Opfergabe werde, um Gottes Willen zu tun.

Vom Anfang der Menschheitsgeschichte war durch die Sünde ein Riß, eine Dissonanz, eingetreten: Gottes Wille, der das oberste Naturgesetz sein sollte, geschah nur in der unvernünftigen Natur und da sogar war durch die Rebellen manche Störung eingetreten. Die Menschheit aber war nicht mehr im Stande Gottes Willen zu tun. Da kam Jesus, um diese Lücke zu schließen, um die Harmonie zwischen Gott und seiner Schöpfung wieder herzustellen. Dazu mußte er Leib und Leben in den ausschließlichen Dienst Gottes stellen, damit der Wille Gottes an seinem Leben geschehe und dadurch erst recht offenbar werde. Dann erhalten die Worte Jesu: „Meine Speise ist, daß ich tue den Willen des, der mich gesandt hat“ — und „der Sohn kann nichts tun, als was er sieht den Vater tun“ einen besonders hellen Klang. An Stelle aller alttestamentlichen Tieropfer die völlige Hingabe der reinen Persönlichkeit Jesu, erst in ein Leben des Gehorsams und endlich in ein Sterben des Gehorsams. In diesem Willen sind wir geheiligt, sagt B. 10. Dann sind alle nachfolgenden Tieropfer nicht mehr fromme, heilige Handlungen, sondern weil gegen den Willen Gottes, etwas überflüssiges, schädliches, unsittliches geworden. Bitte, ziehe den Schluß auf dich selbst! Das einzige Opfer, das Gott von dir verlangt, ist in Christo gebracht worden; sobald deine Wille sich mit Jesu Willen einigt und du durch den Glauben ihm wirklich gehorsam geworden bist, gibt's keine andere Opfer und Anstrengungen mehr, um dich mit Gott zu versöhnen. Gehorsam ist besser, denn Opfer, steht geschrieben und dabei legen manche unter uns immer noch mehr Gewicht auf Fasten, Entbehungen, Kasteiungen und Leistungen aller Art, als daß sie beten lernten: Herr, gib mir ein gehorames Herz!

10, B. 11—18. „Und ein jeglicher Priester zwar steht alle Tage da, des Dienstes pflegend und dieselben Opfer oftmals darbringend, die doch niemals können die Sünden völlig hinwegnehmen. Dieser aber, nachdem er ein einziges Opfer für Sünden dargebracht hat, hat sich für immer niedergesetzt zur Rechten Gottes und wartet hinfort, bis daß seine Feinde zum Schemel seiner Füße gelegt sind. Denn mit einem Opfer hat er für immer vollendet, die geheiligt werden. Das bezeugt uns aber auch der heilige Geist. Denn nachdem er ge-

sagt: das ist der Bund, welchen ich mit ihnen schließen werde nach jenen Tagen, spricht der Herr: Indem ich meine Gesetze in ihr Herz gebe, will ich sie auch auf ihren Sinn schreiben. Und ihrer Sünden und Missetaten werde ich nimmermehr gedenken. Wo aber Vergebung derselben ist, da findet ein Sühnopfer nicht mehr statt."

Wie revolutionär mußten solche Worte, die auf sofortige Abschaffung aller Opfer bringen, damals den Lesern in Jerusalem gefallen haben, vor deren Augen vor der Zerstörung Jerusalems sich täglich diese vergeblichen Opfer doch noch abspielten! Weil Israel aber nicht daran dachte, von sich aus diesen gottgewollten Schnitt durch seine Vergangenheit zu machen, brach kurze Zeit danach Gott selbst durch die Römerheere Stadt und Tempel nieder, — und seither gibts diese Opfer nirgends mehr in der Welt. Die Fähigkeit, mit der Israel in seiner Zerstreuung sich an den opferlosen Bund klammert, hätte unmöglich so lange vorgehalten, wenn nicht darin selbst wieder ein historischer Erweis dafür vorläge, daß sie sich in einem Gerichtsbann Gottes befinden.

Daß Jesus mit seinem einmaligen Opfer wirklich sein Ziel erreicht hat und des endlichen Erfolges und Sieges sicher ist, sieht man daraus, daß er nicht mehr zu opfern braucht, sondern sich zur Rechten Gottes gesetzt hat und wartet, bis sich im Geisterkampf der Jahrhunderte die Auswirkung desselben langsam aber sicher, — hier und im Geisterreich durchsetzt.

Für uns soll kein anderes Gedächtnis der Sünde mehr möglich sein, als in Christo. Wir sehen unsere Sünde nur, indem wir dem Arzt zusehen, der diese Geschwüre beseitigt. Ein zweites Opfer Christi ist dazu nicht nötig (man kann diese Stelle gegen das tägliche Messopfer der katholischen Priester benutzen!), sondern nur die gläubige Annahme des bereits in der himmlischen Welt geltenden Sieges Christi. — „Vollendet“ soll hier nicht heißen, daß wir alle jetzt schon geheiligt und verherrlicht seien, oder unser letztes Ziel erreicht hätten, sondern daß für uns die endgiltige Erlösung geschehen ist, die die vollendete Heiligung ermöglicht. (Vergl. Röm. 8, 32: „Die hat er euch herrlich gemacht.“) Von der zeitlosen Ewigkeit her sieht man etwas als bereits geschehen und vollendet an, was sich für unser Verstehen noch im Fluß befindet, weil alle gottgewollten Bedingungen dort bereits erfüllt sind und der Eintritt der Vollendung nur eine Frage der Zeit ist. Und tausend Jahre sind vor ihm wie der Tag, der gestern vergangen ist oder wie eine Nachtwache!

Wir Eintagsfliegen, die nicht über die Zäune eines Tages schauen können, straucheln über unsre Gedanken, wenn uns dem gegenüber einfällt: „die wir täglich viel sündigen . . .“ und die Bitte im Vater-Unser: „Vergieb uns unsere Schuld . . .“ Ist am Ende es doch bei uns so, wie wir am Anfang dieses Abschnitts sagten: der Unterschied zwischen der jüdischen Frömmigkeit und dem Lebensstand der neutestamentlichen Christen sei gleich Null? Nein, oder wenn es so wäre, würde es nur zeigen, daß wir das Wesen des Evangeliums noch gar nicht ergriffen und erlebt hätten. Dort war im täglich wiederholten Opfer eine im übrigen ziemlich wirkungslose Erinnerung an die Sünde, — hier haben wir Vergebung der Sünden. Dort im besten Fall eine tägliche Mahnung seines heimlichen heißen Durstes nicht zu vergessen, — hier eine stark fließende Quelle, aus der wir trinken können. Man trinkt ja auch nicht ein einziges Mal, sondern alle Tage wieder, wenn man Verlangen hat. Dort blieb der Durst als das Kennzeichen der Besten, — hier ist ein freier offener Born gegen alle Unreinigkeit! Vor Gottes Augen sind wir um Christi willen gerecht und heilig, so wahr wir im Glauben Christum angenommen haben. Stehe ich in seiner Uniform, mit seinen Waffen in der Hand, unter seiner Fahne auf der Seite seiner Heerschaaren, — dann kann ich noch Verstöße gegen die Lagerregel oder die Disziplin mir zu schulden kommen lassen, die gerügt werden, oder es kann ein Unterschied sein, wie treu und ganz ich die Kommando's ausführe. Aber auf keinen Fall bin ich mehr ein Krieger des Feindes, auf den von hier aus geschossen werden muß! Wir haben in Christo den ganzen Reichtum der Vollendung wie eine schriftliche Anweisung auf die Ewigkeit bei uns und haben nur eine einzige verletzliche Stelle, über deren Sicherung wir alle Tage zu wachen haben, daß unser Glaubens- und Liebeszusammenhang mit ihm nicht gestört wird. Durch solche Heilsgewißheit wird unser ganzes Leben und Kämpfen neu und hell und stark! Er ist unser, wir sind sein und was seine Herrlichkeit jetzt ausmacht, wird einst unser Erbe sein in Ewigkeit! Amen.



„Mutter,“ fragte ein Kind, als es die Grabchriften auf dem Kirchhofe las,
 „wo werden denn die bösen Menschen begraben?“

(The Christian.)



Dem Lichte.

Meine Seele liegt geweitet
Deinem morgendlichen Schritte,
Wie ein Bergland ausgebreitet;
Mein Erwachen wird zur Bitte.
Jeden Berg sollst du ersteigen,
Jeden Keim sollst du erwecken,
Aller Gründe kühles Schweigen,
Alle Finsternis entdecken.
Zubelnd wirst du mich erkennen,
Wirst auf meinen Gipfeln lachen,
Meinen mächt'gen Troß verbrennen,
Meine Tiefen schamrot machen.
Aber wenn Du heimgegangen,
Wird mein Land in Sehnsucht liegen.
Jeder Grotte bleibt ihr Bängen.
Wenn du einmal sie umfassen;
Jedem Berg glüht sein Verlangen,
Wenn du einmal ihn erstiegen!

U. Buchwalbt.



Die Mittagsstunde hatte geschlagen und alle Maurer und Steinhauer, die an dem Bau einer großen Kirche in einer Stadt des nördlichen Italiens beschäftigt waren, warfen ihre Werkzeuge auf den Boden, um in der Hitze des Tages auf ein Stündchen zu rasten. Das Mittagsbrot war halb verzehrt. Die meisten Arbeiter suchten sich ein schattiges Plätzchen auf und legten sich auf den Boden, um zu schlafen. Aber einer nahm sein kleines Neues Testament zur Hand und fing an darin zu lesen. Ein Nebendarbeiter kam vorbei und fragte spottend: „Wird wohl eine Liebesgeschichte sein?“ „In der Tat,“ erwiderte der fromme Steinhauer mit freudigem Blick, „es ist die Geschichte von der allergrößten Liebe.“



Rumta, die Missionsstation der „Auf Dein Wort“-Leser.

Von Hans Keller.

In der Mai-Nummer 1912 brachte unser Blatt einen Artikel des Basler Missionars Luz von Honor in Nord-Kanara in Indien. Diese Missionsstation war bereits 1845 gegründet worden, konnte aber trotz ihres Alters herzlich wenig von Erfolgen berichten. Als Luz 1904 dorthin versetzt wurde, fand er keinen einzigen getauften Nordkanarenesen vor. Die kleine christliche Gemeinde bestand aus Leuten, welche schon als Christen von auswärts hierher gezogen waren. Diese traurige Tatsache hat neben manchem anderen ihren Grund darin, daß Honor in einem großen heidnischen Gebiete ein einsam vorgeschobener Posten war, dazu noch meist schwach besetzt, so daß eine intensive Arbeit von hier kaum geleistet werden konnte. Das Ergebnis der ersten Rundreise durch die Außenplätze seiner Missionsstation war bei dem neuen Missionar dieses: es muß möglichst bald eine der Außenstationen zur Hauptstation erhoben werden, damit wenigstens von zwei Mittelpunkten aus der Kampf des Kreuzes gegen Götzen und gegen Halbmond energisch geführt werden könnte. Und je gründlicher Luz sein Gebiet kennen lernte, um so deutlicher wurde es ihm, daß die Außenstation Rumta die zweite Hauptstation in Nord-Kanara werden mußte.

Missionar Luz schilderte dann in seinem damaligen Berichte, wie er und seine Frau nach dem Tode ihres Söhnchens Markus, dessen Sparkäpfchen die Summe von 150 Fr. enthielt, dieses Geld zum ersten Baustein für die neue Station Rumta geweiht hätten. Alles Geld, was ihm für diesen Zweck zugewiesen wurde, wanderte in das „Markus-Käpfchen“, wie die Eltern es zur Erinnerung an ihr Kind, das auf dem Friedhof von Honor der Ewigkeit entgegenzuschlummert, nannten. 1911 traten sie ihren Heimatsurlaub an und während diesesurlaubes stieg der Inhalt dieser Rumta-Baukasse auf 1280 Fr. Seinen Artikel im „Auf Dein Wort“ schloß Luz mit dem Hinweis, daß er zum Bau der Station Rumta 25,000 Fr.

brauche. Darin lag für Leser die Aufforderung, auch ihrerseits dieses „Markus-Räpchen“ nicht zu vergessen.

Mein Vater nahm die Aufforderung auf, indem er folgendes Nachwort unter den Artikel setzte: „Dieser eigenartigen Missionsbitte habe ich nichts hinzuzufügen, als den Wunsch: meine 9000 Abonnenten möchten doch den Bau der Missionsstation Rumta übernehmen. Dann hätten wir unsere eigene Stelle draußen, für die wir alle täglich beten könnten“.

Zwei Jahre sind seitdem vergangen, Missionar Luz hat aus dem Kreise der Abonnenten manche schöne Gabe erhalten und ist im vorigen Jahre wieder hinausgefahren nach Indien, um seine Missionsstation Honor zu übernehmen und alles für den Stationsbau von Rumta vorzubereiten — wenn die Leser vom „Auf Dein Wort“ das „Markus-Räpchen“ nicht vergessen, und ihre offenen Hände ihm die Mittel zur Neugründung darbieten. Und heute sind tatsächlich die 25 000 Fr. vorhanden, und das Basler Missionskomitee hat bereits den Befehl gegeben: Rumta, die Missionsstation der „Auf Dein Wort“-Leser, soll im Namen Jesu, der auch für die Nordkanaresen gestorben ist, gebaut werden.

Sobald diese neue Missionsstation, als Wahrzeichen unseres sieghaft vordringenden Glaubens, in der heidnischen Stadt Rumta sich erhebt, werden die Leser Näheres darüber erfahren. Heute aber wird es jeden Leser schon interessieren, wenigstens kurz in das Gebiet dieser Neugründung eingeführt zu werden. Da ich auf meiner indischen Studienreise leider Honor und seine Umgebung nicht besucht habe, kann ich nicht als Augenzeuge berichten, will aber versuchen aus den vorliegenden Briefen des Missionars Luz ein kleines Bild zu zeichnen von den Menschen dort, für deren Seelenheil wir uns verantwortlich fühlen.

Nord-Kanara, das zur Präsidentschaft Bombay gehört, ist ein so gewaltiges Gebiet, daß die Basler Mission auch mit 10 Missionsstationen es noch kaum gründlich hätte bearbeiten können. Darum hatte die Missionsleitung gut getan, als sie 1912 die nördliche Hälfte des Landes an die nationale Missionsgesellschaft von Südbindien abtrat, eine Gesellschaft, deren Komitee aus indischen Christen besteht, und die nur mit eingeborenen Missionaren und mit indischem Gelde ihre Missionsarbeit tut. Damit bleibt im Bereiche der Basler Mission noch immer eine heidnische Bevölkerung von 300 000 Seelen.

In diesem Gebiete liegt bisher als einzige christliche Missionsstation Honor. Die kleine Gemeinde von 127 Seelen besteht, wie

bereits anfangs gesagt, aus herzugezogenen Christen. Erst im letzten Jahre ließen sich die ersten Nordkanaresen taufen, zum Teil durch besondere Umstände dazu bewogen. So begehrte ein 25-jähriger Jüngling die Taufe, der durch die aufopfernde Pflege der Christen in schweren Krankheitstagen für das Christentum, diese Religion wahrer Liebe, gewonnen wurde. 28 dieser Christen wohnen aber nicht in Honor selbst, sondern in Rumta, einer Stadt, die wie Honor am Meere gelegen, 15 Meilen von ihr entfernt ist. Schauen wir uns diese Christen von Rumta, die ja für uns ein besonderes Interesse haben, etwas näher an.

Die ersten Christen in Rumta waren ähnlich wie in Honor keine Landeskinder, sondern hergezoogene Süchanaresen. Es war ein Webermeister Benjamin Salins, der sich mit seiner Familie und drei Webern, die ebenfalls Christen waren, in Rumta niederließ. Er hat schwere Anfangszeiten durchmachen müssen. Jetzt geht sein Geschäft gut, und wenn er mehr bares Geld besäße, könnte er sogar bedeutend vergrößern. Diese ersten Christen in der sonst ganz heidnischen Stadt besuchte Missionar Luz regelmäßig, und so wurde Rumta eben Außenstation von Honor. Als der Missionar diesem kleinen Gemeindlein den ersten Gottesdienst hielt, sagte er in der Predigt: „Wie Gott Abraham aus Mesopotanien nach Ranaan gerufen hat, so hat er Euch aus Süd-Kanara nach Rumta gerufen, daß Ihr sollt ein Licht sein und erleuchten die Heiden, die hier wohnen. Es ist schon seit etlicher Zeit meine Überzeugung, daß hier eine Missionsstation entstehen sollte, und nun hat Gott Euch hierher gestellt. Das ist geschehen ohne mein Zutun, aber ich denke, das ist Gottes Werk“.

Zur christlichen Gemeinde von Rumta gehören jetzt außer diesen Weberfamilien noch die Familien eines verheirateten Katechisten und einer Bibelfrau und ein unverheirateter Katechist, im ganzen 28 Seelen. Diese kleine Christenschar wird natürlich durch den Bau der Missionsstation eine starke Stütze erhalten und, will's Gott, der gute Kern einer großen Christengemeinde aus den Heiden werden.

An diese Christen in unserem Rumta wollen wir im Gebet denken. Ebenso aber soll unser Gebet die vielen Heiden dieser Stadt umfassen, derentwegen wir ja in erster Linie die neue Station bauen. Die Stadt Rumta selbst zählt 10 000 und der Landbezirk, der zu ihr gehört, 56 000 Einwohner. Was sind das nun für Leute?

Missionar Luz nennt in seinen Briefen zunächst die Brahmanen, die nur zum geringen Teile Priester sind, zum größeren Teile Regierungsb Beamte, Landwirte, oder gar trotz aller Rassenreinheit und

hohen Geburt weiter nichts, als faule Bettler. Einen auch mir völlig fremden Zug erzählt er vom obersten Priester der dortigen Brahmanen. Dieser wird nämlich nicht, wie es in ganz Indien üblich ist, nach seinem Tode verbrannt, sondern in sitzender Stellung begraben, nachdem man im Augenblick des Sterbens seine Gehirnschale mit einer Kokosnuß eingeschlagen hat, damit der hohe Geist entweichen könne. Zu diesem feierlichen Tun sammeln sich viele Hunderte von Brahmanen. Dem Missionar gegenüber verhalten sich die Brahmanen im allgemeinen freundlich. Es ist gut möglich, daß es gelingen wird auf sie einen größeren Einfluß zu gewinnen, wenn in Kumta nicht nur eingeborene Katechisten, sondern weiße Missionare ihren ständigen Sitz haben.

Wichtiger aber für die mit der Stationsgründung neu einsetzende Missionsarbeit sind die Gold- und Silberschmiede, die sich eben in einem Zustande religiöser Gährung befinden und unbefriedigt nach neuer Nahrung für ihr Innenleben ausschauen. Es hängt das zusammen mit einem Bruch zwischen ihnen und den Brahmanen. Und es kam so.

Die Brahmanenpriester benutzten bei den religiösen Feiern in den Familien der Gold- und Silberschmiede eine andere Liturgie, als in den Brahmanenfamilien, um erstere fühlen zu lassen, daß sie einer niederen Klasse angehören. Gegen diese Herabsetzung verwahrten sich die Schmiede. Da die Brahmanen aber nicht nachgaben, kam es zum völligen Bruch, der so weit ging, daß sie aus ihren Familien begabte Jünglinge sich herausuchten, welche das Sanskrit, die heilige Sprache der religiösen Gebräuche, lernen mußten und zu Priestern ausgebildet wurden. Durch diesen Abfall vom alten Brahmanentum hat ihr Heidentum doch einen Stoß erhalten, von dem es sich kaum erholen wird, weshalb es sehr nahe liegt, daß die christliche Religion hier Eingang finden kann.

So berichtet dann Missionar Luz, daß er regelmäßig beim Besuch der Christen in Kumta auch in die Häuser dieser Schmiede eintreffe und bei diesen Hausbesuchen nicht nur freundlich aufgenommen werde, sondern auch ein wirkliches Heilsverlangen verspüre. Bisher ist allerdings noch keiner offiziell zum Christentum übergetreten, aber Luz meint, daß in dem Augenblick, da der erste diesen Schritt wage, bald Übertritte in größerer Zahl folgen würden. Das kann dann eine reiche Erntezeit für die neue Missionsstation geben.

Von den manigfachen Bevölkerungsschichten von Kumta seien noch einige kurz erwähnt. Da sind die Kaufleute, die sogenannten

Rontani, ein degeneriertes Brahmanengeschlecht. Sie sind gierig nur auf den Erwerb von Geld und Gut aus und zeigen nicht das geringste Verlangen nach höheren Dingen. Deshalb hat Missionar Luz bisher auch noch kaum Fühlung mit ihnen bekommen, zumal der äußere Verkehr mit ihnen dazu noch erschwert wird, weil sie einen besonderen Dialekt sprechen. Ebenso verständnislos sind von den unteren Volksschichten die Palmbauern der Mission gegenüber. Außerlich und innerlich unrein begnügen sie sich damit, daß ihr Bauch ihr Gott ist. Bei einem Gespräche sagte einer von ihnen zum Missionar, er solle ihm 50 Rupee = 65 Mark geben, dann wolle er gerne Christ werden. Nicht weniger aussichtslos scheint zunächst die Arbeit unter den Fischern zu sein, die dem Trunke ergeben, außer ihrer Arbeit nur noch das Vergnügen kennen. Man könnte noch die Ölmüller und die Reisbauern, die Gerber und die Landarbeiter erwähnen, welche sozial am tiefsten stehen, geben sie sich doch mit den Fellen der gefallenen Tiere ab, aber der Überblick über die Bevölkerung von Rumta mag genügen.

Der Leser sieht, daß es ein großes Volk ist, in dessen Mitte durch den Bau der neuen Missionsstation das Kreuz von Golgatha aufgepflanzt werden soll. Wenn das geschehen ist, dann werden die weißen und die braunen Menschenfischer, die Missionare und die Katechisten, ihre Netze auswerfen, um einen Fang zu tun. Oft genug werden sie mit leeren Netzen heimkehren und der Mut wird ihnen sinken, dann aber sollen sie an die „Auf Dein Wort“-Gemeinde denken, die betend hinter ihnen steht, und im Aufblick zu ihm, der der Welt Heiland ist, sprechen: Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen; aber „Auf Dein Wort“ wollen wir das Netz von Neuem auswerfen.



Korea tötete seinen ersten Missionar, und als die nächsten nur gesteinigt wurden, schrieb einer seinem Freunde: „Nun bin ich doch gespannt, wozu der Herr uns hier jetzt draußen haben will!“ Im Jahre 1885 war auf Christwerden Todesstrafe gesetzt, und noch 1902 las man an den Straßenecken angezeigt: „Wenn du einen Fremden siehst, so töte ihn; wenn du einen Eingeborenen beim Bibellefen siehst, so töte ihn.“ Im Jahre 1885 waren keine Befeherte,

"	"	1886	"	2	"
"	"	1888	"	125	"
"	"	1903	"	15 000	"
"	"	1910	"	250 000	"

Aus meinem Leben. 8

Da ich als unordinierter Vikar manche Arbeiten meinem Vorgesetzten nicht abnehmen durfte, beeilte ich mich das Konsistorial-examen zu machen und dann reichte ich im Spätherbst 1879 mein Gesuch, vom Konsistorium warm befürwortet, beim Generalkonsistorium ein: man möchte mir gestatten vor dem kanonischen Alter (25 Jahr) die Ordination zu empfangen. Ich war damals 23 $\frac{1}{2}$ Jahr alt.

Warum Woche um Woche verstrich, ohne daß ich eine Antwort erhielt, fiel zuerst noch niemand auf: hatte man doch in Rußland Zeit! Daß ein ernsteres Hindernis gegen die Erlaubnis im Schoße der Behörde selbst vorlag, ahnte ich noch nicht.

Ich hatte nämlich im Herbst meine erste Novelle „Im Frühlicht“ geschrieben und sie war im Feuilleton der deutschen St. Petersburger Zeitung erschienen. Darin waren unter anderem auch einige komische Typen aus dem baltischen Adel, die in Rußland Geschäfte gemacht hatten, geschildert worden. So trat da ein Regierungsbaumeister auf, der sich mit seinen Ersparnissen ein Gut gekauft hat und dessen erster Neubau eines Stalles nach wenig Wochen zusammenstürzt. Da ließ ich ihm sagen: „Verstreut! Ich dachte, ich baue noch für die Regierung!“ Durch einige solche Scherze, die den Tatsachen allerdings ziemlich entsprachen, hatten sich einige Herren gekränkt gefühlt und durch ihre Verwandten in Petersburg beim Chef des Oberkonsistoriums mich als einen halben Revolutionär hingestellt. Darum übergab er zuerst mein Ordinationsgesuch mit Stillschweigen und als mein Onkel ihn nach Weihnachten fragte, sagte er ihm offen: Er zweifle stark daran, ob ich überhaupt zum Geistlichen der lutherischen Kirche Rußlands geeignet sei; darum gebe er seine Erlaubnis zur Ordination nicht.

Das war eine Hiobsbotschaft! Am Sylvesterabend 1879 teilte mir mein Vorgesetzter schonend mit, daß ich vielleicht nie in Rußland Pastor werden könne! Entsetzlich! Die Gebete und Hoffnungen meiner Eltern, meine eigene Begeisterung für's Predigen, — meine ferne Braut, die nach dem Tod ihres Vaters sehnlichst auf baldige Hochzeit wartete, wenn sie nicht als Gouvernante in's fremde Haus gehen sollte!

Wie benommen von solchem Schicksalsschlage wandte ich durch die Straßen. Was sollte nun aus mir werden? Ich weiß nicht wie es kam, daß ich mich plötzlich vor dem hellerleuchteten Andachts-saal der herrnhutischen Brüdergemeinde befand. Andere drängten herein und ich trat auch ein. Die ernste Ansprache von Pastor Hans, den ich auch sonst schon stets sehr geschätzt hatte, schlug in solcher Stimmung ganz besonders bei mir ein und er mochte mir das angemerkt haben. Denn nach dem Gottesdienst sprach er mich an und hatte bald mein Leid erfahren. Da nahm er mich mit herein zum kaufmännischen Leiter der Brüdergemeinde, dessen Familie ich ja schon von früher her bekannt war, und ich durfte in edlem christ-

lichem Kreise einen unvergeßlichen Abend verleben. Zuletzt entließ mich Pastor Hans mit den leise gesprochenen Worten:

"Der Herr hat Sie zu seinem Werkzeug bestimmt und wird's versehen! Verlassen Sie sich auf ihn, er wird's wohlmachen."

Am nächsten Sonntag starb jener Chef des Generalkonsistoriums und ich durfte hoffen, daß sein Nachfolger vielleicht anders über meine Anstellung verfügen würde. Einige Wochen vergingen, bis man Anfang Februar hörte, daß der finnländische Edelmann Bruhn vom Kaiser zum Präsidenten des Generalkonsistoriums ernannt worden sei.

Wieder vergingen einige unsichere Wochen und die Sache begann mir fast unerträglich zu werden, als mich Pastor Dalton zum zweiten Frühstück einlud. Das war ja schon manchemal vorgekommen und ich dachte mir nichts dabei. Als ich zur festgesetzten Stunde mich im Salon bei Dalton einfinde, ist er noch nicht zu Hause. Dafür treffe ich einen klug und vornehm aussehenden Herrn im Zimmer, dem ich mich vorstelle, ohne seinen Namen verstehen zu können. Er zieht ein estnisches und ein livisches Neues Testament aus der Tasche und bittet mich um einige sprachliche Aufklärungen, denen sich bald auch religiöse Erklärungen anschlossen. Unsere Unterhaltung wurde immer spannender und der fremde Herr gefiel mir außerordentlich. Plötzlich tritt Dalton in's Zimmer und sagt lächelnd:

"Wie lieblich ist es, wenn der Höchste und der Geringste der lutherischen Kirche Rußlands so friedlich beisammen sitzen!"

Da fuhr ich erschrocken in die Höhe — es war Excellenz von Bruhn! Er hatte das so eingefädelt, um mich kennen zu lernen. Jetzt klopft er mir auf die Schulter und sagte freundlich:

"Sie werden unserer Kirche keine Schande machen. Nächsten Sonntag soll man Sie ordinieren!"

Wie das so geht in unseres Gottes großem Haushalt! Zehn Jahre später, als ich Pastor in der Krim war, tritt nach einem Gottesdienst in Jalta eine feine Dame zu mir in die Sakristei und bittet mich in's Hotel zu kommen, wo ihr Mann sterbenskrank danieliege und von argen Glaubenszweifeln angefochten sei: Excellenz von Bruhn! Als ich an sein Lager trat und ihn an unser erstes Zusammentreffen bei Dalton erinnerte und hinzusetzte: "Jetzt sehen Excellenz, wie unser Gott uns noch einmal zusammenführt, damit ich Ihnen meinen Dank für damals abtragen kann!" — kamen ihm die Tränen. Ich durfte ihm einen Trost für seinen letzten Gang geben und werde diese letzten Stunden an seinem Lager nicht vergessen und er hat es nicht bereut, daß er mir über die Schwelle in's Amt hinein geholfen hatte! —

Und doch bot die Ordination noch Schwierigkeiten! Am Sonnabend vorher war ich 24 Jahr alt geworden, aber es lagen noch zwei Bedenken vor und zwar von meiner Seite. Mein Gewissen sträubte sich gegen den Ordinationseid, weil da zwei Aussagen mir nicht mit der Wahrheit zu stimmen schienen. Die Erste bezog sich auf den Bekenntnisstand. Ich hegte damals schon Bedenken gegen

die Endlosigkeit der Höllestrafen, die Lehre von der Wiedergeburt in der Taufe und die Verwerfung der Chiliasten.¹⁾ Mein alter Generalsuperintendent ließ mich ausreden und meinte dann mit gewinnendem Lächeln: „Lieber junger Freund, diese Verpflichtung auf die Bekenntnisse ist kein eisernes Gesetz, sondern will nur die Richtung Ihres Forschens und Lehrens angeben. Ich habe Sie jetzt ein Jahr lang predigen gehört und mich von Ihrer Rechtgläubigkeit überzeugt. Wer an die Gottheit Jesu, den Heilswert seines Todes und seine leibliche Auferstehung glaubt, der ist ein rechter evangelischer Christ. Also überlassen Sie mir die Verantwortung vor Gott und Menschen, was Ihre richtige Stellung zum Bekenntnis anlangt.“ Dabei beruhigte ich mich.

Schwieriger war die rechtliche Seite der andern Angelegenheit. Bei den Alten lag mein Schweizerischer Heimatschein: ich war nie russischer Untertan gewesen oder formell geworden. Im Ordinationsformular stand aber auch der Amtseid, worin es hieß: „meinem rechtmäßigen Landesherrn dem Kaiser aller Rußen Alexander dem Zweiten . . . schwöre ich Treue und Gehorsam . . .“ Das war doch einfach nicht wahr! Wieder tröstete mich mein Generalsuperintendent und sagte: „Es gibt ein Gesetz, das Professoren, Gelehrten und andern Ausländern gestattet, in Rußland voll berechnigte Stellen zu bekleiden, ohne daß sie formell Untertanen geworden sind. Man verändert im Eid dann nur einige Stellen, so daß es heißt, daß das Gelübde sich nur auf Dauer dieses Amtes bezieht, während welches der russische Kaiser als der zuständige Landesherr zu gelten habe. Ihre Vettern an der Wolga, der Generalsuperintendent Coßmann und gegen 20 andere Pastoren unserer Landeskirche sind auf solche Weise vereidigt worden, ohne je die formelle Aufnahme in die russische Untertanenschaft auch nur beantragt zu haben.“

Damit beruhigte ich mich, ohne zu ahnen, daß gerade diese halbe Umgehung der wirklichen Bestimmungen nach fast 12 Jahren in Gottes Hand eins der Mittel werden sollte, um mich zur Flucht aus Rußland zu zwingen!

Mein Onkel ordinierte mich am Sonntag Reminiscenz 1880 in der St. Johanniskirche zu St. Petersburg, indem er seiner Rede den von mir erbetenen Text zu Grunde legte: „Habe deine Lust an dem Herrn, der wird dir geben, was dein Herz begehrt.“ Allerdings kehrte immer in wichtigen Wendungen die Mahnung wieder: „Reminiscere, gedenke daran!“ Fünfundzwanzig Jahre später predigte ich am Sonntag Reminiscere in der Erlöserkirche zu Jerusalem! —

¹⁾ So nennt man die Leute, die an ein tausendjähriges Reich glauben.

Ein Kind schrieb in einem Aufsatz: „Ich habe 2 Freundinnen, die sind Zwillinge, die eine ist 7, die andere 9 Jahre alt . . .“ „Zwillinge?“ fragte die Lehrerin. „Ja, Fräulein, in allem, nur nicht im Alter!“ Sie erklärte dann, daß die Freundinnen sich gleich trügen, die gleichen Spielsachen hätten etc. — So gibt es manche, die sind Christen „in allem“ — nur nicht in der Liebe! (The Christian.)

Aus der Briefmappe des Evangelisten.



„Charlottenburg“. Ihr Vorwurf: „Ihr Gebet wird ja gar nicht erhört!“ hat mich nicht sonderlich getroffen. Wenn man nicht einmal so viel Vertrauen zu mir hat, daß man mir seinen Namen nennt und die Möglichkeit gibt, durch Briefe festzustellen, um was es sich eigentlich bei diesen unklaren Geldschwierigkeiten gehandelt hat, kann man nicht erwarten, daß ich Fürbitte tun werde. Nach dem Wort des Herrn müssen zwei darüber eins werden, was sie bitten; dazu haben Sie mir die nötigsten Unterlagen nicht gegeben, sondern verzweifelte anonyme Briefe geschrieben, die mein Gebet verlangten. So äußerlich, mechanisch geht das nicht, wo es sich um die intimste Seelenarbeit handelt.

„Amtsbruder“. Ihre Zuschrift über mein Buch „Auferstehung des Fleisches“ soll berücksichtigt werden, wenn ich vielleicht im Sommer Zeit habe, eine gründliche Umarbeitung desselben vorzunehmen. Einige Ausstellungen und Erwägungen auf Grund der umfangreichen Korrespondenz dürften jedenfalls zu machen sein. Auch bin ich an einzelnen Stellen mißverstanden worden.

E. H. Es ist mir beweglich gewesen zu hören, daß der Herr jetzt meine Arbeit an Ihnen gesegnet hat. Einst stand ich vor zwei Jahrzehnten am Sterbebette Ihrer frommen Großmutter, — ehe Sie geboren waren, — durfte sie in den letzten Augenblicken trösten und ihr die Augen zudrücken und jetzt kommt ihr Segen im zweiten Geschlecht an den Tag. Nun fassen Sie fest zu! Jesus hat Sie offenbar ergriffen, — da müssen Sie auch zugreifen und einen starken Antrieb zu neuem Leben in die Praxis umsetzen. Gott behüte Ihr junges Glaubensleben und setze Sie zum heimlichen Segen an Andern.

N. N. Sie sind der Zweite, der mir in diesem Jahr sagt: „Ich bete oft so: Lieber Heiland, ich bete für alles das, was Pastor Keller heute von Dir erbittet“. Ganz bin ich damit nicht zufrieden. Wäre es nicht besser, wir tauschen unsere wichtigsten Gebetsgegenstände aus? Dazu lassen Sie die Anonymität fallen und trauen Sie mir, daß ich Ihren Namen nicht mißbrauchen werde. —

E. Z. Diese Art „Schneeballen-Gebete“, daß man den ziemlich sinnlosen Spruch abschreiben und weiterschicken soll, ist unbiblisch, unvernünftig und albern. In allen christlichen Blättern wird wieder und wieder davor gewarnt. Es ist ein abergläubisches Spiel, eine Gedankenarmut oder es stecken unheimliche Ge-
walten dahinter.

P. S. Inzwischen hat Herr Prof. Seeberg selbst in der „Reformation“ auf den offenen Brief von Herrn Pastor Bunte geantwortet und damit jenen

Anwurf gewisser Gegner abgewiesen. Übrigens habe ich soviel zu lesen und zu arbeiten, daß mir an der Einsendung solcher Zeitungsartikel nichts liegt.

N. N. „Kellerbibliotheken“ — der Gedanke ist nicht schlecht, daß man in kleinen Städten und auf dem Lande eine Sammlung meiner sämtlichen Schriften als eine Art Leihbibliothek anlegt. Wenn Sie etwa 40 Mark dafür auslegen wollen, und pro Buch 10 Pfg. in der Woche Leihgebühr nehmen, dürften Sie nicht nur alle Bücher für reduzierten Preis erhalten, sondern in einem Jahr das Doppelte verdient haben. Bitte sich aber unter der Aufschrift „Kellerbibliothek“ an den Verlag Walter Momber zu wenden. Wo kleine christliche Buchhandlungen am Ort sind, könnte man solchen die Anlage dieser Bibliothek überlassen. Wo ein Privatmann die Sache angefangen hat, dürfte das der Grundstock zu einer christlichen Leihbibliothek werden und Herr Momber würde bei der Erweiterung mit Rat und Tat zur Mithilfe bereit sein.

E. E. Ihre Entrüstung kann ich wohl begreifen. Aber ich bin in der fraglichen Angelegenheit machtlos. Wenden Sie sich durch den Ortspfarrer an's Konsistorium und bitten Sie um Abänderung. Lassen Sie aber bittere Bemerkungen und Drohungen mit Kirchenaustritt weg! Rein weltlich angesehen, hat die Behörde Recht, so zu handeln, weil ein Tatbestand vorliegt; aber die Barmherzigkeit rühmt sich wider das Gericht! —

G. S. Wundert Sie das, daß nach der „höchsten und reinsten Woche“ Ihres Lebens plötzlich wieder ein Sturz in Sünde und tiefe bekommene Verzagtheit Sie zu Boden drückt? Die Hochspannung besonderen Glücks über Jesu Nähe, der Kraftaufwand besonderer Anstrengungen, das gesteigerte religiöse Bedürfen und Erleben, wie eine solche Woche sie mit sich brachte, — das geht jetzt im Lande des Stückwerks über unsere Kraft und wenn nicht besondere Treue und besondere Aufgaben sich die Wage halten, ist der Rückschlag recht natürlich. Aber nun kommt Ihr Rechenfehler zu meinen, damit seien Sie aus der Gnade gefallen! So brüchig und kurzatmig ist Jesu Liebe nicht. Schließen Sie die Augen für Ihre Gefühle und tasten Sie sich an dem Leitfaden der Überzeugung des Glaubens aus der Höhle der Stimmungen heraus. Dazu hilft schlichter Gehorsam gegen klare Befehle, Treue im Kleinen und Liebesarbeit an Andern. Natürlich auch Bibellesen und Beten, wenn man zu beiden sich Stille genug verschafft.

Vom Büchertisch



F. Schmidt, Superintendent in Seebitz. Maximilian, Graf von Lüttichau, ein treuer Diener seines irdischen und himmlischen Königs. 2. Auflage. 248 S., reich illustriert, brosch. M. 1.80, gebund. M. 2.50. Liegnitz, Buchhandlung d. Schles. Provinzialvereins f. Innere Mission.

Aus Briefen und eigenen Aufzeichnungen des in weiten Kreisen bekannten Grafen von Lüttichau wird hier das Lebensbild eines echten Christen und echten Edelmannes von gewandter Feder, die von Liebe und Verehrung ge-

führt ist, gezeichnet. Besonders interessant wird die Lektüre durch die Beziehungen des Kammerherrn der Königin Luise von Preußen zu dem Hohenzollernhause, seine Erlebnisse im französischen Kriege und seine Arbeit an den jungen Männern in Riesky. Man wird an die Abrahamsverheißungen erinnert: Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein. C. R.

Rappard, Karl Heinrich. Ein Lebensbild von seiner Gattin. 3. Aufl. Vollausgabe ungekürzt. Gießen, Buchhandlung der Pilgermission.

Hier wird das Lebensbild des vielen bekannten langjährigen Inspektors der St. Chrischona-Anstalt und der damit verbundenen Pilgermission von seiner Lebensgefährtin in begreiflicher Ausführlichkeit und dankbarer Verehrung gezeichnet. Eine in mancher Hinsicht im guten Sinne originelle u. sympathische Persönlichkeit, mit der man gern bekannt wird, weil man an ihr hinaufsehen kann. C. R.

Das apostolische Glaubensbekenntnis und der Christ der Gegenwart. Vier religionswissenschaftliche Vorträge, auf Veranlassung und zum Besten der Magdeburger Stadtmision im Februar-März 1913 gehalten von D. Friedr. Siegmund-Schulze, Geh. Konsistorialrat. Magdeburg 1913. Evangelische Buchhandlung.

Auch gedruckt können diese Vorträge über ein Thema von aktueller Bedeutung, mit denen man sachlich übereinstimmen kann, gebildeten und denkenden Lesern einen Dienst tun, wie sie wahrscheinlich den Hörern einen geistigen Genuß geboten haben. C. R.

Mousson, A., Pfarrer. Erfüllen nicht Auflösen. Reinertrag für die Verwundeten im Balkan. Kommissionsverlag der Buchhandlung der Evang. Gesellschaft Zürich. 1913.

Matth. 5, 17—48 wird in 6 Abschnitten predigtartig behandelt. Es ist eine Abschiedsgabe des Verfassers an seine Gemeinde; aber auch für einen weiteren Kreis lesenswert. C. R.

Riethammer, Wera. Regen muß sein. Mit vier Farbendruckbildern nach Aquarellen von Karl Mühlmeister und einem Vorwort von Tony Schumacher. R. Thienemanns Verlag in Stuttgart.

Für Mädchen von 6 bis 10 Jahren den richtigen Ton zu treffen, ist nicht leicht. Nach dem Urteil derer, die diese Geschichte in meinem Hause gelesen haben, muß es der Verfasserin gelungen sein. C. R.

Krankentrost aus Gottes Wort. Von B. Rische, Superintendent in Wismar. 2. Aufl. geb. Mk. 1.75, brosch. Mk. 1.—. Leipzig. Verlag von Friedrich Jansa. 1913.

Jede Andacht besteht aus einem ausführlichen Gotteswort, einigen sich anschließenden Liederversen und einem kurzen Gebet. Die Form halte ich für praktisch; kann zur Anleitung oder auch direktem Gebrauch empfohlen werden. C. R.

Fröhlich, Johannes. Die Pies. Erzählung aus dem Maintale. Verlag der bayerischen Bundesbuchhandlung Mainbernheim. 60 Pfg.

Warum diese treffliche Volkserzählung in lateinischer Schrift gedruckt worden ist, kann ich nicht begreifen. Weiß man denn nicht, daß das Volk eine starke Abneigung dagegen hat? —

Petersen Lauritz. Sigris, die Geschichte einer Ehe. Autorisierte Übersetzung von A. Christiansen. Berlin. Tractat-Gesellschaft. 2 M.

Ein kleines Buch, aber es erzählt von einer großen Liebe und tiefem Leid. Wunderbar einfach und vielleicht darum so ergreifend! Die größte Liebe von Oben her siegt über alle herben Eindrücke. Ein schönes Buch! Ich will es meiner Frau schenken. —

Vossamp, C. Das alte und das neue China. Berliner Missionsgesellschaft 1 M.

Wer sich über China und die Mission daselbst interessiert, kann an diesem glänzend geschriebenen Büchlein nicht vorüber gehen. Der Fachmann mit dem offenen Auge und dem glühenden Herzen wird es ihm antun. Wer sich bisher nicht für China interessiert hat, der könnte es an diesen scharfgezeichneten Momentbildern lernen, daß das irdische Geschick unserer Enkel dort im Osten zubereitet wird. In der Geschichte des Christentums wird China noch einst eine gewaltige Rolle spielen. Gott gebe, daß dieselbe nicht ein Gericht über unsere Unterlassungssünden werde!

Immerborn J. C. J. Die Liebe sucht nicht das Ihre. Eine Erzählung aus dem Wuppertaler Volksleben. Verlag von Koezle, Chemnitz. M. 1.50

Die realistische Schilderung des Volkslebens ist dem begabten Sohn des „Tales“ wieder meisterhaft gelungen. Auch sind die Charaktere fein ausgearbeitet. Ich begreife nur eins nicht, daß unsere gebildeten christlichen Kreise an diesem Romanschriftsteller bisher fast teilnahmslos vorbeigehen. Vielleicht ist sein Ernst in christlichen Gewissensfragen ihnen zu unheimlich. —

J. Külling, D. theol. et phil. In der Nachfolge Jesu. Predigten. Leipz. Deichert's Verlag. 5 Mark.

Der erste Eindruck beim Lesen dieser Predigten, — es sind im Gange des Kirchenjahres 39 Predigten, — war der: vielseitig und doch einseitig! Vielseitig in dem Stoff, der behandelt worden ist und einseitig nach dem Grundton gläubiger innerlicher Stellung zu Jesus, der in ihnen allen durchklingt. Sie eignen sich zum Vorlesen im kleinen Kreise oder bei häuslicher Erbauung und bieten viele praktische Anwendungen und Winke, sodaß auch der predigt-müde Pastor mal eine Anregung für sein eigenes Predigen aus ihnen empfangen kann. —

P. Ernst Lohmann. Wie der Apostel schreibt. Randbemerkungen zu den Briefen des Apostels Paulus. Verlag Orient, Frankfurt a. M. Brosch. M. 1.20, geb. M. 1.80.

Der Verfasser ist im Orient gereist und ist in die Zelte der Beduinen und in die Berge Kurdistan gekommen. Hier hat er unverfälschtes orientalisches Denken und Empfinden kennen gelernt. Vieles hat ihn an Ausdrücke in der Bibel erinnert. Der bibl. Sprachgebrauch wurde ihm dadurch klar, aber auch der Gedankeninhalt. Es ist interessant, das allgemein orientalische Sprachgut kennen zu lernen, und wie die biblische Lehre sich klar und scharf darauf aufbaut. In den Kapiteln „der Wettkampf“, „versiegelt“, „ein Sklave Jesu Christi“, „aus der Gewalt Satans“ werden viele bibl. und orientalische Ausdrücke nebeneinandergestellt und beleuchtet. Alles dient dazu, Paulus u. seine Zeit, wie auch die Ausdrucksweise besser verstehen zu lernen. Das Schriftchen ist sehr zu empfehlen, namentlich denen, die Freude am Griechischen

haben. Manches Vergessene lebt wieder auf und nur schon dieser Vorteil ist die Mk. 1.20 wert. Laien lassen die gelehrten Fußnoten fort und werden vom Text gefesselt. S. R.

Dr. Vortisch- van Bloten. „Chinesische Patienten und ihre Ärzte. Erlebnisse eines deutschen Arztes. Mit 85 Bildern. Gütersloh. Verlag C. Bertelsmann. Preis Mk 3.—, Geschenkband Mk. 3.60.

Für die ärztliche Mission hat Dr. Vortisch, der 6 Jahre in China Basler Missionsarzt war, durch die Herausgabe dieses Buches einen guten Dienst getan. Wenn es genügend verarbeitet wird, muß es für diesen modernen Arbeitszweig der Mission Freunde werben, und es zu verbreiten, ist auch Aufgabe der „Auf Dein Wort“-Leser. Die Bilder, die der Verfasser zum Teil in humorvoller Weise von chinesischen Ärzten und ihren Kuren zeichnet, sind ganz köstlich, zumal das Meiste bisher ganz unbekannt war. Nicht nur unterhaltend, sondern im höchsten Grade lehrreich sind die Schilderungen der eigentlichen ärztlichen Mission. Dazu kommt eine originelle Ausstattung. Kurz in jeder Hinsicht zu empfehlen. S. R.

—Quittung—

Mit Dank kann ich immer wieder Gaben für die Auszügenasyle in Burulia und Salur quittieren. Das Bäcklein dieser Missionsbeiträge läuft nun bald 3 Jahre und hat insgesamt Mk. 1780.55 weitergetragen in's „wasserarme“ Indien. Heute danke ich für folgende Geldspenden: E. U., Reichenbach 3; M. G., Danzig 20; Fr. v. B., Gr. Wartenburg 20; E. B., Königsberg 2; C. B., Ludwigshafen 2,05; E. B., Breslau 5; Wittwe R., Düsseldorf 20; N. N., Freiburg i. Br. 5; Ungenannt in E. 20; Frä. L. J., Berlin (als Dankopfer) 10,05 Mk. — Summa Mk. 107.10. Raftatt, den 23. März 1914. Hans Keller, Divisionspfarrer.

Erklärung.

Hierdurch teile ich den Hörern meiner Ansprache auf dem Berliner Missionsfest — 21. 1. 14 — mit, daß die darin gefallene Äußerung über ein Vorkommnis im Konfirmandenunterricht zu Hirschberg sich nicht auf die jetzt daselbst amtierenden Geistlichen bezog, sondern daß das Faktum längere Jahre zurückliegt; daher bedauere ich, mich in dieser Weise nicht anders ausgedrückt zu haben. S. Keller.

—Reiseplan—

- 6.—7. Mai Zittau.
12.—17. Mai Eilenburg.
(18. Mai bis 8. Juni zur Kur
in Karlsbad.)
17. Juni Stendal (Missionsfest.)
18.—25. Juni Rostock.

Vom 19. Juli ab in Schweidenalp.
Im Herbst: Ostpreußen, Danzig.
Hildesheim, Langenberg, Sangerhausen.
Magdeburg (Festpredigt), Mannheim.
Freiburg i. Br., Karlsruhe.

Micha 7,7.

Bezugsbedingungen.

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen Mk. 3.50. Bei direkter Zusendung unter Kreuzband Mk. 4.— Einzelnummer 35 Pfg. Inseratenschluß: 20. des Monats. — Preis der 1spaltigen Petitzeile 40 Pfg.

Herausgeber Pastor S. Keller in Freiburg i. Br. — Kommissions-Verlag von Walter Mombert in Freiburg i. Br. — Druck von Hammerschlag u. Kahle, G. m. b. H. in Freiburg i. Br.

Auf Dein Wort



12. Jahrgang.

Heft 9.

Juni 1914

Seliger Tod.

Blühender Lenztag. — Ins Stübchen herein
Flutet goldflüssiger Sonnenschein.
Rosend umspielt das wärmende Licht
Ein erkaltendes Greisengesicht.

Sorglich ein Lehnstuhl ans Fenster gerückt;
D'rin sitzt der Alte, in Pfühle gedrückt,
Starrt aus des Todes schattender Nacht
Still in des Frühlings webende Pracht.

Leidvoll über den Kranken gebeugt
Stützt ihn der Sohn, dem die Augen feucht.
Ein Leuchten liegt auf des Alten Gesicht,
Der flüsternd zu seinem Sohne spricht:

„Immer und immer hab' ich gedacht,
Sterben sei kalt wie die Winternacht,
Sterben sei härter als Frost und Eis.
Froh bin ich, daß ich's nun besser weiß!

Nicht ist der Winter das Letzte im Jahr,
Glaub's nicht, mein Junge, nimmer ist's wahr!
Lenz ist das Ende. In Sonnenschein
Beh' ich zum ewigen Frühling ein!“

Helene Brehm.





Reich Gottes und Mission.

Aus einer Ansprache.

Wenn man zwei Begriffe eines Themas ganz einfach mit „und“ verbindet, dann pflegt es in der Hand des Redners zu liegen, was er von jedem einzelnen dieser also verbundenen Begriffe ausführen und wieviel er über ihr Verhältnis zueinander sagen will. Das ist mir heute nicht möglich, denn ich stehe unter dem Eindruck, daß in gewissem Sinn mein Thema falsch gestellt ist und daher möchte ich nichts anderes tun, als meine Korrektur desselben begründen. Es muß nämlich heißen:

Das Reich Gottes ist die Mission.

Als Jesus auf Erden lebte, konnte er auf sich selbst deutend seinen Gegnern sagen: „Das Reich Gottes ist mitten unter euch“ (Luc. 17, 21) und seit er fortgegangen ist, erwartet seine Christenheit von seiner Wiederkunft die große Neuordnung aller Dinge, indem sie betet: „Deine Königsherrschaft komme!“ Die Zwischenzeit trägt den Charakter der Verkündigung des Evangeliums an alle Kreatur. „Handelt, bis daß ich wiederkomme.“ Darum ist die Hauptsache der sichtbaren Erscheinungsform des Reiches Gottes in unserm Mon nicht die endgültige soziale und politische Neugestaltung und wurzelhafte Umwandlung aller Verhältnisse, sondern die Predigt des Evangeliums. Die innere Mission und die soziale Durchsäuerung der Weltprobleme gleicht daher jetzt dem Graben von Kanälen im trockenen Lande; seine Wiederkunft wird einst die Flut sein, die alle diese Gräben füllt nach dem Worte der Verheißung: es soll alles gesund werden und leben, wo dieser Strom hinkommt. Heute stockt der Fortschritt der Besserung immer wieder an Sünde, Übel, Tod; wir müssen durch die Mangelhaftigkeit und das Stückwerk immer wieder von dem Anachronismus und der religiösen Ungeduld geheilt werden, als ob die Zeiten der geringen Dinge jetzt schon die passende Form für Jesu volle Königsherrschaft abgeben könnten. Die sehr nüchterne Bemerkung des Hebräerbriefts besteht immer noch zu Recht: „jetzt sehen wir noch nicht, daß ihm alle Dinge untertan sind.“ Nur

auf einem Gebiet herrscht heute schon die volle Universalität des Heils: das Evangelium vom Reich muß zuerst allen Völkern verkündigt werden zu einem Zeugnis über sie und dann wird das Ende kommen, wo tatsächlich alle Throne und Thronchen seiner Gegner, der Unedlen und der Halbedlen, aufgehoben und innerlich überwunden sein werden.

Dann ist ein Seitenblick erlaubt, der die bekannten Gleichnisse vom Himmelreich mit der Missionstätigkeit auf einer Fläche schaut. Ich meine die innere Geschichte dieser Gleichnisse, deren verschiedene Stadien zur selben Zeit an verschiedenen Völkern offenbar werden. Bei jenem Heidenvolk betritt der Säemann jetzt gerade zum ersten Mal den Rand des Seelenackers und die Einzeltzüge vom viererlei Acker arbeiten sich im Laufe des ersten Stadiums der Verkündigung heraus, daß die Missionare uns aus ihren Erfahrungen mit Einzelnen die besten Illustrationen zu diesem Gleichnis bieten können. Zur gleichen Stunde bietet ein anderes älteres Missionsfeld den Anblick, den das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen schildern will. Man braucht etwa nur an die Swadeschibewegung in Indien oder die äthiopische Erregung in Südafrika zu denken, so sieht man, daß der nationale Gedanke sich wie mächtiges Unkraut unter das schon emporschießende Edelgetreide mischen kann. Oder man kann sich die einzelnen Stufen des Wachstums des Senfkorns darstellen: dort zimmert der erste Missionar unter unsäglichem Schwierigkeiten seine Schutzhütte, — seine stümperhafte Anfangspredigt steht aus, als wenn man ein Senfkorn gesät hätte, d. h. als hätte man nichts getan! Und in andern Breitengraden ragt schon die mächtige Staude empor, unter deren Zweigen die früher heidnischen Stämme sich als Christenmenschen ansiedeln. Oder bei jenem Heidenvolk gleicht die Bemühung, die sittlich-religiösen Begriffe des Evangeliums in die Vorstellungswelt der Menschen einzuführen, der Arbeit des Weibes, wie sie gerade eifrig den Sauerteig in die Mehlmasse hinein knetet, während an einer andern Stelle des Ackers, der die Welt ist, ein Krieg oder eine Revolution an den vorhandenen reifen Christen die eingetretene Durchsäuerung von Zucht und Sitte offenbart. An jene Küste brachten Jesu Boten das Evangelium, aber der Schatz im Acker ist noch vor Heidenaugen verborgen, während er zur selben Zeit auf der benachbarten volkreichen Insel schon gefunden ist und die eine Frage gerade alle Gemüter bewegt, ob man nun auch alles verkaufen solle, um ihn zu heben. Da schlägt die

Nachricht von einer Nachbarinsel wie ein Blitz ein, daß sie dort das bereits getan und über den erlangten Schatz in seliger Freude jauchzen!

Oder wir könnten sagen: Die Entwicklung des Reiches Gottes im Einzelindividuum durchläuft die gleichen Stufen, wie sie die Mission draußen an Völkerindividuen zeigt. Oder, wenn die Geschichte der Missionspredigt der Sonnenbahn eines Tages verglichen wird, dann leuchtet in Korea das Morgenrot, in Uganda ist es Mittag und bei uns fliegt Noahs Taube um die Vesperzeit! Wieviel verschiedene Situationen und Stufen und Stadien! „Sind nicht des Tages zwölf Stunden?“ Sollte bei solchem Ineinandergehen von Mission und Reich Gottes uns jene ferne Grenze, wo die Schneeschmelze gerade vor sich geht, wo es zum ersten Mal Frühling wird, nicht am interessantesten sein? Wo die ersten Schlachten geschlagen werden und Neuland Jahrtausende altem Feindesbesitz mit blutigen Opfern entrisen wird, — da ist der Brennpunkt des Reiches Gottes, nicht daheim. Die Mission ist der Jungbrunnen der Kirche, die große Verjüngungsanstalt der alternden Christenheit, daß, während daheim die Feinde ihr schon das Sterbelager rüsten und Klageweiber bestellt sind, sie zu beweinen, ihr draußen noch Kinder geboren werden, wie der Tau aus der Morgenröte!

Wie reich sind die Beziehungen des entstehenden Reiches Gottes, wie es sich draußen in der Mission anfängt zu gestalten, zu uns, der alten Christenheit, die wir einst auch durch die Mission ins Reich Gottes gekommen sind! Wenn uns die Not der Kirche daheim das Herz mit banger Sorge erfüllt, draußen ist „der Tag Andrer“. Nicht nur zum Trost, sondern auch zum gewaltigen Ansporn. Unsere Form des Reiches Gottes daheim empfängt ihre Kritik und Korrektur von den Wirklichkeiten draußen, wie der Kriegsschauplatz der Friedensarbeit des Generalstabs und dem Garnisonserzieren die verblüffendsten Zensuren erteilt. Und was für Segensströme fluteten von den neuerschlossenen Gebieten zurück auf das Glaubensleben daheim!

Wollen wir aus solcher Vergleichung der beiden Seiten des Reiches Gottes, — der draußen und der daheim — nicht etwas lernen für unsere eigene Stellung zur Mission? Darf ich da eine persönliche Note anklingen lassen, dann muß ich gestehen, daß die Beschäftigung mit der Mission mir beides gebracht hat:

tiefe Beschämung über meine Stellung im Reich Gottes und

heiße Belebung zu neuem Aufschwung! —

1. Nach dem japanischen Krieg erschien eine Broschüre von einem hohen französischen Offizier, der auf russischer Seite vieles beobachtet hatte; ich las die russische Übersetzung derselben unter dem Titel: „Ne snali“ (Sie wußten nicht!) Da ward den russischen Offizieren an der Hand von fast unglaublichen Tatsachen der Vorwurf gemacht, daß sie auf Schritt und Tritt weder etwas vom Terrain gewußt, noch von den Bewegungen des Feindes, noch von den elementarsten Pflichten ihrer Stellung eine Ahnung gehabt hätten. Unkenntnis, Teilnahmslosigkeit, Verwirrung lieferte die Stärkeren ein Mal ums andere dem schwächeren Gegner fast wehrlos an's Messer. Kein Wunder, daß die beschämende Broschüre in Rußland verboten wurde. Wie oft habe ich seither bei meinen Unterhaltungen mit Missionsgegnern oder Missionsfaulen an diese Broschüre denken müssen! Wie schlecht orientiert sind wir durchschnittlich über den Krieg, den wir nach Jesu letztem, noch immer weder aufgehobenem noch überbotenem Tagesbefehl an sein Volk, führen müssen! Ich meine, wie dort die russischen Offiziere der Vorwurf am schwersten traf, so richtet sich bei der Mission der Hauptvorwurf gegen die Pastoren und diejenigen Laien, die mit Ernst Christen sein wollen. Wie lange ist's her, daß mir ein Pfarrer sagte: „Zehn Predigten sind leichter, als eine Missionsstunde!“ und wie oft kann man in Gemeinschaftskreisen über Einzelheiten der Speisegesetze oder die Offenbarung Johannes die subtilsten Unterscheidungen betonen hören, wo das ganze Jahr von Mission kaum die Rede ist. Aus der Unkenntnis der Christen wächst ihre Teilnahmslosigkeit und dann ist es kein Wunder, daß unsere öffentliche Meinung in der Presse die haarsträubendsten Urteile über die Mission fällen kann. Haben wir alle nicht ein Stück Mitschuld an diesen Zuständen? Könnten wir nicht in der Gesellschaft und bei allen möglichen Gelegenheiten davon reden, wess das Herz voll ist? Gewiß, — wenn das Herz voll wäre! Wenn wir nicht selbst so herzlich wenig Bescheid wüßten in den Missionsproblemen, die jetzt gerade die Missionsleitungen im Großen und die einzelnen Missionare im Kleinen bekümmern! Wie kann man recht für die Mission beten, wenn man gar nicht weiß, um was es sich handelt! Im vorigen Jahr schrieb mir eine Dame anonym: ich möchte mit meiner Gebetskraft für eine Sache eintreten, die sie sehr

interessiert. Da sie mir aber nicht mitgeteilt hatte, um was es sich handle, konnte ich die Bitte nicht erfüllen. Später schrieb sie: Gott erhört nicht in der Richtung unserer Gebete. Ähnlich kommt es mir vor, wenn man sich sonst das ganze Jahr um die Mission nicht kümmert, und nichts von ihr weiß und dann am Missionsfest aufgefordert wird, für sie zu beten. Unkenntnis verhindert und lähmt die Gebetsfreudigkeit.

Unkenntnis! Oder wieviele meiner Zuhörer wissen denn, wie große Gebiete der Welt noch gänzlich unbesezt sind und was für ein Jammer des Heidentums sich hinter dieser einen Tatsache birgt. In Ranau (Südsee) fand der englische Beamte, der einen Fall von Menschenfresserei untersuchen sollte, neben der Hütte des Häuptlings einen ganzen Hügel von Menschenschädeln, die alle ein eigentümliches kreisrundes Loch aufwiesen. Auf seine Frage, ob dasselbe vom tödlichen Schläge herrühre, mit dem diese Unglücklichen ermordet seien, erfuhr er: „Nein, das Loch wurde so eingeschlagen, damit wir das Gehirn des Lebenden herauslöffeln konnten; es schmeckt so am besten und außerdem sind wir so am sichersten, seinen Geist zu bekommen.“ In Afghanistan kommts heute noch vor, daß einer, der sein Verbrechen nicht eingesteht, an den Haaren aufgehängt wird und täglich zieht man ihm einen schmalen Streifen der Haut am ganzen Körper ab. Gesteht er nach einigen solchen furchtbaren Schmerztagen nicht, so stirbt er an dieser Art von Justiz. Entflieht einer aus dem Gefängnis und wird er zurückgebracht, so werden ihm die Pupillen durchstoßen und etwas Salpetersäure und ungelöschter Kalk hineingeträufelt. Diese Unglücklichen schlagen vor rasender Qual oft den Kopf an die Kerkermauer bis sie sterben. Unkenntnis! Wieviel Jammer mag draußen noch herrschen, davon die behaglich lebenden Christen daheim keine Ahnung haben. Wird solche Unkenntnis eine Entschuldigung sein für die, welche sich mit leichter Mühe aus den Missionsberichten die nötigen Kenntnisse hätten verschaffen können? Wer da weiß Gutes zu tun und tut es nicht, dem ist es Sünde.

2. In innerer Verwandtschaft mit dieser Unkenntnis steht der Eindruck, den man in weiten Kreisen der alten Christenheit gewinnt, wenn von Mission die Rede ist: sie ist unpopulär. Die soziale Not, die vor Augen ist und in der wachsenden Sozialdemokratie eine drohende Vertretung aufbieten kann, erscheint dringlicher und trasser, als die fernen Heiden und ihr sittliches und religiöses Elend.

Da hört man oft auch von sogenannten wohlthätigen Christen die Gegenrede: „Das Hemd ist mir näher als der Rock“. Dadurch wird der ganze Krieg des Reiches Gottes in der Mission unpopulär. Und was bedeutet gerade diese Empfindung im Lande für einen Krieg! Als vor hundert Jahren der Freiheitskrieg losbrach, da war er der populärste, den Deutschland je erlebt. 160 000 Trauringe wurden unter Tausenden anderer Gaben geopfert; Mädchen schnitten ihren schönsten Schmuck, die langen Haare, ab, um sie zu diesem Zwecke zu verkaufen. Aber im Blick auf die Mission muß ich sagen: Hier ist mehr als Salomo und mehr als der Tempel! Hier dreht es sich nicht um vergängliche Güter, nicht um Stillung irdischer Nöte, sondern um Ewigkeitswerte. Dabei denke ich nicht nur an die Seelennot des animistischen Heidentums im Leben und im Sterben, sondern an die Geschicke der Kirche selbst. Aus nicht missioniertem Sumpfland schlägt bei dem gesteigerten Wechselverkehr der Völker eine Luftwelle von Antichristentum zu uns herüber. Entweder müssen wir jene 700 Millionen Ostasiens zu Christen machen oder sie werden unsern Enkeln das Christentum rauben! Darum ist es unser eigenstes religiöses Interesse, daß Jesus in aller Welt siegt! Die Zukunftsgeschichte der christlichen Kirche wird von Japan und China stärker beeinflusst werden, als von Paris und London!

3. Noch ein Gedanke spielt hier mit herein: Die Absolutheit des Christentums. Lässig und nebensächlich kann man alle solche Arbeiten nur betreiben, wenn man nicht an die Absolutheit des Christentums glaubt. Kann man ohne das Evangelium die gleiche sittliche Höhe erreichen und ohne dasselbe selig sterben, dann kann eine andere Religion gerade soviel Anspruch auf den Namen Weltreligion erheben, als unsere; ja dann kann es eventuell auch eine Überbietung derselben durch eine höhere Stufe der Entwicklung geben. Damit wäre die Schlagader des Missionsmotivs zerrissen; die stärkste Wurzel durchgeschlagen! Ist unser Glaube unsicher oder falsch, dann wäre es unsere erste Pflicht, ihn mit einem andern zu vertauschen. Ist er aber wahr und echt und einzigartig, dann sind wir moralisch verpflichtet, ihn auszubreiten. Liegt dann nicht der Schluß über die Trägen und Neutralen nahe: Ihr habt überhaupt gar keinen Glauben! Nein, im Sinn des wirklichen Christentums muß es heißen: Jeder von uns muß seine Missionspflicht ausüben und an jedes Volk muß das Evangelium gebracht werden, denn es ist die absolute Weltreligion. „Alle sollen gehen und zu Allen soll man gehen.“

4. Christus wird uns durch nichts anderes so groß, als durch die Beschäftigung mit der Weltmission, so daß man den Missionsfeinden oder den Lässigen entgegen treten kann mit der Behauptung: „Ich habe einen größeren Christus, als Ihr!“ Es gibt in meinem ganzen Gesichtskreis keine andere Unternehmung, die durch die Größe des Planes und der Aufgabe uns so magnetisch in ihren Bann zöge, als die Mission. Wenn dem alternden Manne die kindischen Erdenideale zerbrochen am Boden liegen, dann steigt dieses Bild tröstend und begeisternd vor ihn hin: die ganze Welt soll für Jesus gewonnen werden und alles soll voll werden von seiner Herrlichkeit!

Wenn ich mich wieder einmal im einsamen Hotelzimmer lesend und sinnend und betend eine Stunde lang mit der Mission beschäftigt habe, dann gerät mein Blut in Wallung und mein Herz wird tief bewegt. Ich könnte weinen darüber, daß mein heißer Jugendwunsch Missionar zu werden, nicht in Erfüllung ging oder darüber, daß ich nicht jung genug bin, noch selbst hinauszugehen. Aber die Gedanken spinnen sich weiter und meine ganze persönliche Stellung zum Herrn und seinem Werk wird in solcher Stunde und Stimmung mit scharfem Licht kontrolliert, ob alles recht ist oder nicht und ob es in den Rahmen seiner großen Missionsgedanken hineinpaßt und ob meine Jesusliebe heiß genug ist, die Schlacken meiner natürlichen Trägheit und Selbstliebe wegzubrennen. Jedenfalls hat solche Beschäftigung mit der Mission mir oft schon gesegnete Gottesstunden heraufbeschworen, über denen der Hauch des Heiligtums lag und das Licht von seinem Angesicht leuchtete.

In solcher Stimmung ruft das wirkliche Gebet für die Mission eine Revolution in unserem Herzen hervor, daß wir selbst dadurch anders werden und dann werden diese neuen Impulse uns zu einer andern Beteiligung an der Mission treiben als bisher. Das heißt dann seine eigenen Gebete für die Mission auch selbst erhören, soweit es uns angeht. Und der ins Verborgene sieht und die Herzen der Menschen lenkt, wie Wasserbäche, ist ein Meister darin, seinen Kindern gute Gedanken zu geben, wenn er sieht, daß sie willig sind, dieselben ins Leben umzusetzen. Wozu wären denn auch die edelsten Anregungen, wenn sie nachher wirkungslos verpuffen! Sie würden ja in dem Fall um so mehr Schuld und Gericht schaffen, weil die Verantwortlichkeit wächst.

Darum geben Sie sich heute willig und gehorsam dem Meister hin, der Sie ruft! Damit schaffen Sie für Gott eine Gelegenheit,

in Ihnen etwas Neues zu wirken. Soviel unsichtbare Riegel jetzt eben an Ihren Herzensthüren lautlos zurückgeschoben werden, soviel offene Stellen sind dann vorhanden für unmittelbare Einwirkungen des Geistes. Draußen sind leere Stellen im großen Missionsfeld, wo du fehlst, — dein Gebet, deine Liebe, deine Gabe! Kein anderer kann sie so ausfüllen wie du! Dein Anteil am Reich Gottes hängt von deiner Beteiligung an der Mission ab und wenn du das nicht erkennst und nicht tust, — gehst du um dieses Stück ärmer in die Ewigkeit. Darum, statt daß die übliche Langeweile dein Christentum brandmarkt, statt daß gährende Leere dein Gebetsleben schändet, statt daß schließlich Zweifel oder Verzweiflung an Gottes Reich dich verdirbt, — vorwärts in der Liebe zu Jesus und seinen Geringsten in aller Welt! Vorwärts in seiner Kraft für sein Reich!



Feierabend.

Ich bin ganz dein!
 Ein jeder Atemzug, denkt dich allein!
 Bleibe du mein!

Der Tag verdimmert schon.
 Tief in mir klingt wie Glockenton
 Nur deine Stimme, Menschensohn.

Anruhig schlägt in mir
 Ein heißes Herz. Es möchte ruhn in dir
 In süßem Frieden für und für.

Helene Granzow, Börlitz.



Wir möchten wohl demütig sein, aber nicht gedemütigt werden!

Daß wir soviel vergessen, kommt daher, daß wir uns selbst zu wenig vergessen!

Was ist schön? Eine vielumstrittene Frage. Der eine findet diese Antwort, der andere jene, und doch, die einzig richtige Antwort sollte lauten: „Schön ist das, was das Heimweh nach dem Urbild alles Schönen, nach Gott, erweckt!“

B. S.



Pferdewechsel.

Als ich in Dorpat studierte, nahm ich einen Reitkursus in der Universitätsmanege. Zuerst bekam jeder Neuling „das Kameel“. Das war ein altes, stumpf und gleichgiltig gewordenes Roß, das sich aus falschem Schenkeldruck oder Einsetzen der Hacken oder Zerren am Zaum gleichviel machte, nämlich nichts. Es ging seinen Trott weiter und achtete bloß auf die Zurufe und die Peitsche des Stallmeisters. Nach einigen Tagen gab es ein wirkliches Pferd, allerdings noch ein lammfrommes; aber es galt doch schon aufzupassen, daß man es nicht falsch behandelte. Wuchs die Sicherheit, durfte man auf einem Halbblut, das auch mal dem ungeübten Reiter Not machte, seinen Kursus beschließen. Den nervösen „Verbrecher“ bekamen nur ganz erfahrene Reiter und selbst bei ihnen kam es vor, daß sie trotz aller Vorsicht sich nicht auf ihm halten konnten.

Jene alten Bilder fielen mir plötzlich ein, als ich meine Erfahrungen mit der Sünde überdachte. Zuerst hatte ich den Auftrag, den Zähjorn zu bändigen. Jahre meines Christenlebens gingen hin, bis ich diese Gefahr dadurch bannen durfte, daß ich an die bewahrende Gnade glauben lernte. Die Intervalle zwischen den einzelnen Ausbrüchen des Zähjorns wurden immer länger; die Rückfälle waren schwächer und gingen schneller vorüber. Dann bekam ich die Erkenntnis, daß ein anderes Pferd, die Sinnlichkeit, noch in natürlicher Wildheit, immer wieder sich bäumte und bockte, um mich irgendwie abzuwerfen. Wieder waren es Jahre, wo das Hauptinteresse des Kampfes sich auf diese gefährliche Stelle konzentrierte. Vor der Welt gab es da, Gott sei Dank, überhaupt kein Abgeworfenwerden, — aber in Gedanken vor den heiligen Augen Gottes schon manche Gelegenheit, wo die Phantasie stärker war, als die Treue im Gebet. Zum Sieg auf diesem Gebiet hat mir neben Jesu persönlicher Hilfe am meisten die Arbeit genützt, die ich gerade an geschlechtlich gefährdeten oder gefallenen

Menschen seit 16 Jahren zu leisten hatte. Die Verantwortlichkeit ist ein starker Zaum! Seit Jahren ist nur ein Pferd übrig, das mich beunruhigt und wie ein Verbrecher plötzlich aus dem Sattel wirft. Jakobus scheint mit diesem Racker auch zu tun gehabt zu haben, wenn er sagt: „Denn wir fehlen alle mannigfaltiglich. Wer aber auch in keinem Wort fehlet, der ist ein vollkommener Mann und kann auch den ganzen Leib im Zaum halten?“ Auf die täglichen kleinen Untreuen und Überraschungen, die in irgend einem andern Gebiet vorkommen können, möchte ich bei diesem Gedankengang nicht eingehen, — ich spreche von den großen falschen Anlagen und Trieben, die unserm ganzen Leben die Richtung verderben können. Und da ist dieses dritte Pferd die Unvorsichtigkeit und Unüberlegtheit im Reden. Wer schnell denkt und schnell spricht, dazu eine impulsive Natur ist und sein Herz auf der Zunge hat, der kann hier unsagbar viel verfehlen. Ohne eine böse Absicht, ohne irgend einen häßlichen Hintergedanken, schleudert man in harmloser Unterhaltung ein soeben erst blitzschnell aufgetauchtes Witzwort hin. Man wundert sich selbst, wie treffend dadurch jener Mensch charakterisiert wird, von dem die Rede ist, und wird sich darüber gar nicht klar, daß ihn solch ein Witz auf seine Kosten schmerzlich berühren würde, wenn man es ihm wiedererzählt. Natürlich wird es ihm übertrieben, entstellt und in falscher Beleuchtung wiedererzählt und man hat an ihm, ohne es noch zu ahnen, einen erbitterten Feind oder einen verstimmt trauernden, beleidigten Bruder! Wir hatten diese Veranlassung zu jener Feindschaft oder Verstimmung längst vergessen und sind dann sehr getränkt, wenn nach Jahr und Tag von seiner Seite lieblose Berunglimpfung auftaucht.

Oder es war in der Sprechstunde. Die Arbeit drängte, denn draußen warteten noch zehn Personen. Die Dame aber, die da vor einem sitzt, holt so weit aus mit ihren Bekenntnissen, hält sich bei nebensächlichen Kleinigkeiten auf und läßt sich auch durch eingestreute Fragen, die den Prozeß beschleunigen, nicht in ein anderes Tempo bringen. Da fährt einem ein Wort der leise sich regenden Ungeduld heraus, — unter den Umständen vielleicht berechtigt, — aber die Beichtende ist vielleicht sehr nervös, vermißt das herzliche, erbarmende Interesse und klappt die Fensterläden ihrer Seele zu! Oder man war zu schnell mit Trösten und Heilsworten bei der Hand und muß sich später nach Jahren überzeugen, daß man voreilig die Wunde hat schließen helfen, statt alles Böse wirklich zuerst zu entfernen.

Zu den Versündigungen auf diesem Gebiet nehme ich bei mir auch das an und für sich schmerzlose und gleichgiltige Weitererzählen einer Anekdote, in der ein Lebender eine Rolle spielt. Da regt sich wieder die Freude an Wit und Scherz! Von Bosheit ist auch keine Spur dabei. (Ich erzähle ebenfogern eine kleine Episode aus meinem Leben, worin ich die komische Figur bilde und man mich auslachen könnte!) Später hängt sich manchesmal an eine harmlose Anekdote der Vorwurf: eine lieblose Verleumdung weiter gegeben zu haben. Jetzt fasse ich mich erst an den Kopf: war denn der Bruder, der jene Geschichte als ein Erlebnis erzählte, ein gewissenloser Aufschneider oder Lügner? Untersucht man in einzelnen Fällen die Sache genau, dann ist etwas Wahres dahinter, nur hat der erste Erzähler zum Zweck des lustigen Eindrucks schon ein bißchen daran gestutzt und frisiert und jetzt bleibt an mir ein Stück Vorwurf hängen, das Ganze unbesehen in Kommission genommen zu haben. Wozu?

Wenn der Herr nicht so streng mit seinen Kindern wäre, würde man über diese und ähnliche Fälle, wo einen dieses Pferd in den Sand geworfen, leicht hinüberhuschen. Dem lebenswürdigen, fröhlichen Erzähler verzeiht die Zuhörerschaft manche kleine Entgleisung und entschuldigt sie mit Temperament und Humoranlage. Aber der Herr nicht. Er wacht eifersüchtig darauf, daß seine Leute reine Werkzeuge werden oder bleiben! Wie oft habe ich darüber geächzt und gebeht und mich mit Tränen in den Staub gebeugt, daß mir jedes solche unvorsichtige Wort angestrichen, heimgezahlt wird, während neben mir andere wer weiß was für Schändlichkeiten und wirkliche Unwahrheiten jahraus jahrein sich leisten können, ohne daß der Herr sie straft. Seinen Kindern kann der Herr nichts durchlassen, — nichts!

Jetzt begreife ich den Arzt, der mir mal sagte: „Wenn Sie sich wirklich erholen wollen, so gehen Sie auf ein Vierteljahr in eine Taubstummenganstalt.“ Erholung von Worten! Wo soviel Redens ist: Fünf Stunden Sprechstunden, zweieinhalb Stunden Unterhaltung bei der Mittagseinladung, zweimal öffentlich reden in Bibelstunde und Vortrag, — oft noch dicht nachher Menschen, die etwas zu sagen oder zu fragen haben, — da kann es nicht ohne oberflächliche, unüberlegte Worte abgehen! Ich möchte aber nicht sterben, bevor auch dieses Pferd bezwungen ist! Darum fange ich jetzt damit an, daß ich die Mittagseinladungen fast ganz streiche und die Sprechstunden einschränke. Ich muß Stille haben zum Beten und Schweigen, damit ich nicht Andern predige und selbst verwerflich werde. Außerdem

verzichte ich auf den gefährlichen Ruhm, ein stets redebereiter Erzähler und Unterhalter zu sein. Vielleicht habe ich meine Lebensration vom Sprechen schon verbraucht! Das Alter kommt, — ich will kein geschwätziger Alter werden. Reden kommt von Natur, Schweigen von Verstand, — dann ist's hohe Zeit, daß ich das rechte Schweigen vor Menschen lerne.

Wenn mal etwas ernstgenommen werden soll, dann schlägt's von allen Seiten in die gleiche Narbe. Voriges Jahr verlor ich in Herrnhut meine Stimme und mußte plötzlich die Arbeit abbrechen; dieses Jahr am 23. Januar ging es wieder so. Das gibt zu denken! Der Spezialist sagte mir jetzt: „Wenn Sie nur zwei Vorträge am Tag hielten und vor und nachher absolut geschwiegen hätten, wäre Ihnen das kaum passiert. Die persönliche Unterhaltung unmittelbar vor und nach den Vorträgen sollten Sie ganz streng vermeiden. Die Stimmbänder müssen dann Ruhe haben.“ Also darf sich niemand wundern, wenn ich mich „unliebenswürdig“ zurückziehe!

Aber diese ganze Beichte könnte für den Leser noch einen andern Sinn bekommen, wenn er sich mal hinsetzte und überlegte, mit was für „Pferden“ — er es noch zu tun hat und was man von seiner Reitkunst im Himmel denkt! —



Aus Review of Reviews.

Den Arbeitern am Bau des Friedenspalastes im Haag war es ausdrücklich erlaubt worden, soviel zu pfeifen und zu singen, wie sie Lust hätten. „Als ich das Gebäude durchwanderte“, erzählt ein Besucher, „sah ich in einem Korridor einige Arbeiter auf den Knien beim Polieren des Mosaikfußbodens. Einer piffte eine Melodie, die ich wohl nicht so leicht wieder vergessen werde. Ich ging zu ihm und fragte, was für ein Gesang das sei. Er antwortete, es sei das Lied „van der Titanic“.

„Näher, mein Gott, zu Dir,
Näher zu Dir!“

So gab mir der einfache Arbeiter, der da auf seinen Knien den Friedensweg glättete, die Losung des Friedenstempels wie eine göttliche Offenbarung.

Aus meinem Leben. 9

Da mein Schwiegervater gestorben war, hätte meine Braut, wenn es nicht bald zur Gründung eines eigenen Hausstandes gekommen wäre, eine Stelle als Erzieherin in einem fremden Hause annehmen müssen. Es war daher verständlich, daß sich jetzt meine Gedanken nur darauf richteten, wie sich meine Einnahmen etwas besser gestalten ließen; denn mit dem geringen Gehalt der Hilfspredigerstelle (etwa 100 Mark monatlich) konnte ich nicht heiraten und die Nebeneinnahmen aus literarischer Beschäftigung und vom Privatstunden-Geben gingen fast ganz als Unterstützung an meine Eltern in Dorpat.

Plötzlich tauchte eine Versuchung auf, die, wenn ich keine Braut gehabt hätte, wohl der Beachtung wert gewesen wäre. Ein wohlhabender Irwingianer machte mir das Anerbieten, ich solle auf seine Kosten die irwingianischen Gemeinden in Deutschland und England bereisen und dann auf Grund solcher eigenen Studien ein Buch über den Irwingianismus schreiben, wie er wirklich wäre. Außer den Reisekosten ward eine anständige Entschädigung in Aussicht gestellt. Das Gefährlichste an diesem Vorschlag war in mir selbst dabei rege geworden: die alte Lust fremde Länder zu sehen! Mein Generalsuperintendent und mein vorgesetzter Pastor rieten ab, — doch den Ausschlag gab die Rücksicht auf die Braut! Ich lehnte also den verlockenden Auftrag ab.

Nun bot sich etwas viel bescheideneres: ich sollte neben meiner reichlich bemessenen geistlichen Arbeit den Inspektorposten an der sogenannten „englischen“ Schule übernehmen. Das war eine zweiklassige Elementarschule, die ursprünglich von englischem Gelde errichtet worden war. Meine Obliegenheiten hätten in einigen Religionsstunden wöchentlich, der Aufsicht über die Lehrer und dem Verkehr mit den Eltern der Schüler bestanden. Als Entschädigung bot man mir eine Kleinigkeit in Geld und, — was für meine damaligen Pläne am schwersten wog, — zwei Zimmer und einen halben Herd umsonst an! d. h., wir sollten uns mit dem verheirateten Schuldiener in die Benutzung des Herdes teilen! Freie Wohnung und etwa 1500 Mark jährlich, das war mein Einkommen, auf welches hin ich zu heiraten beschloß! Dazu gehörte der ganze Wagemut der Jugend!

Schwerer drückte mich nur noch die Frage nach der Einrichtung. Meine Braut würde wohl Tisch- und Bettwäsche nebst einigen silbernen Löffeln mitbringen, aber weder Geld, noch Möbel! Aber das machte ja nichts: ich hatte ja nur zwei Zimmer einzurichten! Im ersten stand mein Schreibtisch und als Sitzgelegenheit kaufte ich ein billiges Rohrsofa und zwei Lehnstühle, wie man dergleichen wohl für Veranda oder Balkon benutzt. Das zweite Zimmer ward geteilt: vorne Eßzimmerchen, dann kam ein Schrank, der eine Gardinenstange trug, um das Schlafstübchen dahinter abzugrenzen!

Außerdem kaufte ich zwei tiefe Teller und zwei flache und so weiter, — alles für zwei sehr bescheidene Personen!

Bis Ostern war alles eingerichtet und am 6. Mai 1880 nach russischem Stil fand die Hochzeit in Weissenstein statt. Billiger wird wohl kaum einer meiner Leser seine Hochzeit ausgerüstet haben! Da die Mutter meiner Braut sehr krank war, gab's keine Gäste, sondern nur meine Mutter und zwei Schwestern der Braut waren zu einem sehr frugalen Mittag eingeladen. Meine Ausgaben betrugen außer den Reisekosten nur 6 Mark: die Hälfte erhielt der Rüster und für die andere Hälfte ward eine Flasche billigen Weines gekauft!

Von einer Hochzeitsreise konnte keine Rede sein: dazu fehlte Geld und Zeit. Als wir von Weissenstein nach Petersburg fuhren, erzählte ich meiner jungen Frau haarklein, was ich alles angeschafft hatte. Wer beschreibt aber unsern Schrecken, als auf dem baltischen Bahnhof in Petersburg etwa acht oder zehn Pastoren uns feierlich begrüßten und der Sprecher mit lächelndem Munde sagt: „Keller, jetzt fahren wir in zwei Landauern mit Euch in Eure Wohnung zum Mittagessen!“ Das war sicher die erste Gelegenheit seit meiner Ansprache, daß meine Frau mich in tödtlicher Verlegenheit sah! Sie war bleich geworden: wußte sie doch von den zwei Tellern und zwei Gabeln und Messern!

Als wir aber in unsere Wohnung kommen, stand da ein mir ganz unbekannter großer Eßtisch, für 12 Personen festlich gedeckt und für Essen und Trinken war in echt russischer Leppigkeit aufs beste gesorgt. Noch waren wir starr, da sagte jener Sprecher wieder: „Du hast in den fünfviertel Jahren so oft für uns gepredigt und uns allerlei andere Arbeit ohne jede Entschädigung abgenommen, daß wir nicht anders konnten, als auf diese Weise für den ersten Empfang sorgen“. Dankbarer und fröhlicher habe ich in drei Jahrzehnten nachher wohl kaum je gegessen und getrunken, als bei diesem großartigen Empfang der Amtsbrüder! Es soll ihnen unvergessen sein, obgleich die meisten von ihnen schon in die unsichtbare Welt vorausgegangen sind. —

Die nächsten vier oder fünf Tage waren voll Arbeit. Da, an einem Morgen empfängt mich Pastor Freifeld so feierlich in seinem Arbeitszimmer und bittet mich Platz zu nehmen. Dann folgte eine Erklärung, deren Bedeutung mich vor freudigem Staunen wieder mal wortlos machte, — was ja bekanntlich bei mir nicht sehr oft vorgekommen ist. Er sagte mir nämlich: „Gestern bin ich zum Pfarrer der Annenkirche gewählt worden und habe den Ruf angenommen. Da dein Onkel, Oberkonsistorialrat Hesse, kränklich ist und die Arbeit dort drängt, werde ich am nächsten Sonntag schon hier an der Johannisikirche meine Abschiedspredigt halten und im Lauf der nächsten Woche in's Innenpastorat übersiedeln. Nach Rücksprache mit dem Generalsuperintendenten gib't im Augenblick keine andere Möglichkeit für die Johannisgemeinde zu sorgen, als daß du dein Inspektorat aufgibst und sofort nach meinem Wegzug hierher in mein Pastorat ziehst. Von diesem Augenblick an bist du Verweser der

Pfarre und dein Hilfsprediger-Gehalt fällt fort. Dafür erhältst du alle Einnahmen von den Amtshandlungen, was ja fast zehnmal soviel ausmachen dürfte, als dein bisheriger Gehalt beträgt. Ob die estnische Gemeinde dich im Lauf der Zeit zu ihrem Pfarrer erwählt oder ob das Konsistorium später anders über dich verfügt, das kann heute kein Mensch sagen. Jedenfalls nimmst du heute meinen Platz ein und erledigst alles Amtliche als selbständiger Pfarrer!"

Die pekuniäre Seite dieses Vorschlages war glänzend, die plötzliche Selbständigkeit auch! Also schlug ich ein. Als ich aber nachmittags meiner jungen Frau die Freudennachricht brachte, sagte sie, nachdem sich die erste dankbare Bewegung gelegt hatte, mit praktischem Scharfblick: „Über was fangen wir mit der großen Zehnzimmerwohnung des Pastorats an? Wir haben ja knapp für zwei Zimmer Möbel. Und wenn man im Herbst doch fort müßte, kann man sich doch jetzt nicht mit dem Möbelkauf in ungeheure Schulden stürzen.“ Das war richtig. Aber Gott, der in meinem ganzen Leben so wunderbar den Segen des frommen Vaters zur greifbaren Erscheinung brachte, hatte schon so eigentümlich und großartig für diesen neben-sächlichen Punkt gesorgt, daß selbst ein Blinder hier seine Hand hätte spüren müssen. Am andern Vormittage kam nämlich ein Ingenieur zu mir, der von der russischen Regierung mit besonderen Aufträgen für zwei Jahre nach Sibirien geschickt werden sollte, und bat mich, ihm zu gestatten, seine neue prachtvolle Wohnungseinrichtung für diese Zeit in das geräumige Pfarrhaus unterzustellen. Dann brauchte er keine Wohnung zu mieten. So war ihm und mir glänzend geholfen. Ohne einen Pfennig für die Umzugskosten zahlen zu müssen, bekam ich etwa sieben Zimmer voll schöner Möbel in's Pastorat gestellt!

Schwer, sehr schwer waren ja die jetzt folgenden viereinhalb Monate! Circa 17000 Esthen und 2000 Deutsche hatte ich allein zu versorgen! An manchem Sonntag war ich von früh 8 Uhr bis 11 Uhr Abends in einem Trab und mußte drei oder vier Droschkens-pferde müde fahren, denn die Gemeinde war über die ganze Millionen-stadt zerstreut. Aber die Einnahmen waren so gut, daß ich nicht nur meine kleinen Schulden bezahlen, sondern außer der Unterstützung meiner Eltern noch eine unerwartete große Ausgabe bestreiten konnte. Meine Schwester Elisabeth heiratete in diesem Sommer meinen Studienfreund Richard Krause und da sie beide gänzlich mittellos waren, mußte ich den größten Teil ihrer Aussteuer auf mich nehmen. Aber das war mir ja jetzt möglich.

Inzwischen kam die Entscheidung immer näher, ob mich die Esthen, die in der Johannisgemeinde den Ausschlag gaben, zu ihrem Pfarrer wählen würden oder nicht. Wenn sie es taten, wäre ich nach meines Herzens Wunsch in Petersburg geblieben und mein ganzes späteres Leben hätte sich anders gestaltet. Heimlich sehnte ich mich darnach und betete wohl auch dafür und meine persönliche Eitelkeit stand bei solchen Gebeten Pate! — Aber der Herr ist größer in der Höhe!



Gintanjali

(Sangesopfer).

Ich ging als Bettler von Tür zu Türe am Dorfweg. Da erschien in der Ferne Dein goldener Wagen wie schimmernder Traum, und ich wunderte mich, wer dieser König der Könige sei.

Meine Hoffnung stieg hoch, und mir deuchten die schlimmen Tage vorbei, ich stand Almosen erwartend, die ungebeten verschenkt, und Reichtum, rings in den Staub geschüttet.

Der Wagen hielt, wo ich stand. Dein Blick fiel auf mich, Du stiegst nieder mit Lächeln. Ich fühlte, das Glück meines Lebens sei endlich gekommen. Da plötzlich streckst Du Deine Rechte aus und sprachst: „Was hast Du mir zu geben?“

O welch' ein Königsscherz war's, die Hand zu öffnen, dem Bettler zu betteln! Ich war verwirrt, stand unentschlossen, und aus dem Quersack nahm ich langsam das kleinste Korn und gab es Dir.

Doch wie groß mein Erstaunen, als am Ende des Tages den Sack ich geleert auf den Boden, zuletzt ein kleines Korn von Gold unter dem Haufen zu finden. Und bitterlich weint ich und wünschte, ich hätte das Herz gehabt, Dir mein Alles zu geben.

Rabindranath Tagore.*)

*) Der mit dem Nobelpreis ausgezeichnete indische Dichter.

Daß wir meinen, die Bibel vor dem Untergange bewahren zu müssen, hat gerade soviel Sinn, wie das, was ein kleiner Junge betete. Der Vater verreiße auf einige Tage und sagte scherzender Weise beim Abschiede zu seinem Sohne: „Und du sorgst inzwischen für Mama!“ — So betete der Kleine abends: „Lieber Gott, segne Großmutter und beschütze sie; segne auch Schwesterchen und gib, daß ihr Husten nicht schlimmer wird. Um Mutter brauchst du dich nicht zu kümmern, die habe ich übernommen.“ (The Christian.)

Was wird mit Jerusalem?

Das Morden auf dem Balkan hat aufgehört, — aber die Balkanfrage ist noch lange nicht gelöst. Sie wird nicht eher aufhören Europa zu beunruhigen, als bis der Halbmond endgültig aus Konstantinopel und Jerusalem vertrieben ist. Das Erstere wird wohl ohne neues Blutvergießen nicht an Griechenland oder Rußland fallen, — aber das geht mich in dem religiös gestimmten Interesse meines Blattes nichts an. Jerusalems Geschick aber ist nicht nur rückwärts mit der Erinnerung der Christenheit aufs innigste verknüpft, sondern es wird in der Erfüllung der biblischen Weissagung noch in der Zukunft eine große Rolle spielen. Wir glauben, daß das Volk Israel (oder doch wenigstens sein wertvollster altgläubiger Kern) im heiligen Lande gesammelt werden muß. Der Zionismus hat auch schon über hunderttausend Juden hingebracht und ich hörte schon vor sechs Jahren an Ort und Stelle, daß man keinen Streifen Ackerlandes von Haifa bis Beersaba mehr kaufen könne, weil israelitische Auktäuser die Hand darauf gelegt hätten. Jetzt beabsichtigt die Regierung, den ganzen Privatbesitz des Sultans an Ländereien in Palästina zu verkaufen.

Aber nach allem, was uns die Weltgeschichte seit bald 2000 Jahren erzählt hat, können wir uns nicht denken, daß die Juden, ehe sie sich zu Christo bekehrt haben, einen wirklichen jüdischen Staat zu gründen imstande sind. Darum erwarte ich, daß eine christliche Macht für die Übergangszeit*) die Herrschaft in Jerusalem und über das alte Reich Davids in die Hände bekommen muß. Wer soll das sein? Rußland hat durch seine Verfolgungen der Juden die Sympathien Israels verloren; Frankreich hat durch die Trennung von Rom seine Chancen das heilige Land zu stützen, arg geschädigt. Deutschland hätte die besten Aussichten, denn nicht nur hat es bereits durch die deutschen Bauerkolonien mehr Einfluß als eine der andern Nationen, sondern die durch den Zionismus hingekommenen Juden sprechen jiddisch, d. h. einen Dialekt, in dem Hebräisch und Polnisch eine geringere Rolle spielen, als Deutsch. Daher kann man sich mit ihnen deutsch verständigen, ob ihre Wiege in Warschau stand oder in Galizien, in Sischineff oder Amerika! Es fragt sich nur, ob Englands Eifersucht es zulassen wird, daß Deutschland den Regierungsbezirk Jerusalem übernimmt.

*) Die Zeit der letzten Trübsale und Antichristentum, bis zur Bekehrung Israels.

Da lese ich soeben einen Aufsatz des Herrn Professors A. v. Kirchheim (Heidelberg), der unter dem Titel „Die Neutralisierung Jerusalems“ *) den Vorschlag macht, es solle mit Palästina ähnlich gemacht werden, wie mit dem Libanon, der auch seit 1864 eine autonome Provinz mit besonderer Verfassung und zwar unter einem christlichen Gouverneur geworden sei. Interessant war mir da zu hören, daß schon 1841 kein Geringerer als der nachher so berühmte Moltke ähnliche Vorschläge gemacht hat.

Sedenfalls wird in den nächsten Jahren die Frage brennend werden, was mit Jerusalem geschehen soll und wir Freunde der biblischen Weissagung wissen dann, wenn die Geschichte dort eine Etappe vorwärts schreitet, daß wir das als ein Zeichen der Zeit deuten müssen. Unsere Aufmerksamkeit für das, was dort geschieht, wird mit wachsendem Verständnis für andere Zeichen der Zeit belohnt werden und der Herr muß, wenn er kommt um sein Friedensreich aufzurichten, ein Volk haben, das ihn wachend und sehrend erwartet. „Zion hört die Wächter singen . . .“

Die deutsche höhere Schule in Jerusalem, die seit dem Jahre 1905 besteht, soll den Kindern deutscher Eltern in Jerusalem, Jaffa, Haifa und ihren Zweigkolonien die Möglichkeit einer besseren Bildung verschaffen, ohne daß die Kinder allzu früh das Elternhaus verlassen müssen. Sie steht aber auch Nichtdeutschen offen und wird von solchen besucht. Sie hilft als angesehenste Schule im Heiligen Lande das deutsche Ansehen stärken und deutsche Bildung verbreiten. Die deutsche evangelische Gemeinde in Jerusalem muß unter großen Opfern die Finanzierung der Schule allein tragen und hat die technische Leitung derselben selbständig zu ordnen. Wenn sie auch einen Beitrag der Tempelgesellschaft erhält und das Reich einen Zuschuß von 10 000 Mk., der ratenweise bezahlt werden soll, bewilligt hat in Anerkennung der Bedeutung der Schule, so senkt doch die Gemeinde infolge der notwendigen Schulaufwendungen, zu denen eine Gemeindeschule hinzutritt, unter einer für sie bedeutenden Schuldenlast von 21 000 Mk. und ist an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt, da sie ihre vollen Gemeindeumlagen für die Schulzwecke opfert. Für das laufende Jahr 1914 hat sie trotz der genannten Zuschüsse zu ihren Schulden einen Fehlbetrag von 5000 Mk. zu erwarten, den aus eigenen Mitteln zu decken ihr unmöglich ist. Der Bestand dieser so wichtigen deutschen Schule im Ausland steht in Frage. Angesichts der Tatsache, daß andere Nationen, vorab die französische, für ihr Schulwesen im Orient sehr namhafte Opfer bringen, bedarf es wohl nur dieses Hinweises, um bei uns weitere Kreise zur tatkräftigen Unterstützung dieser Schule zu veranlassen. Der Vorsitzende des Kirchenrats der deutschen evangelischen Gemeinde in Jerusalem ist Propst Dr. Jeremias, der weitere Auskunft erteilt.

*) „Deutsche Revue“, Dez. 1913, herausgegeben von Richard Fleischer. Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart.

Aus der Briefmappe des Evangelisten



„Pösen.“ Solche Fälle sind mir schon oft begegnet. Man hat durch Verschweigen jener kleinen Schuld sich einen Schatten auf den Lebensweg geworfen, den man damals gleich durch die Flucht in die Wahrheit losgeworden wäre. Inzwischen haben Sie ja Jesum und seine vergebende Gnade kennen gelernt und können getrost sein, daß auch jener Schatten weichen muß. Ihre Entschlafenen werden keine Verstimmung von daher übrig behalten haben, denn wer selbst aus Gnade und Barmherzigkeit selig wird, der wird Andern nichts mehr vorzuwerfen haben. „Aller Erde Farben zergehen zu nichts im Demantglanze des ewigen Lichts.“

Isehoe. Es wird ganz wenig Ehen geben, in denen nicht einmal Ihr Fall eintritt: daß sich der eine Ehegatte in jemand anderes verliebt und dann sofort meint, daß seine ganze frühere Liebe zum angetrauten Teil eine Irrung gewesen und sein Leben verdorben hätte. Man ist sich dann unter dem Brausen der neuen Gefühle und des in Aussicht stehenden Liebesglücks, das turmhoch über der ersten Liebe zu stehen scheint, nicht klar darüber, wie weit die alte Liebe noch vorhanden ist, und daß es überhaupt ein Konflikt zwischen zwei vorhandenen Neigungen ist. Die alte hat gerade ihre Ebbezeit und die neue ihre Flut; aber das kann auch wieder anders kommen. Die Lösung der modernen Dichter besteht nun entweder im Ehebruch oder Tod! Wo bleibt da Ihr hochgepriesenes Christentum? Der Christ hat zuerst, wenn er das leise Aufkommen einer solchen Neigung merkt, sich mit Gebet von der Versuchung abzuwenden. Ist sein Ehegatte eine starke Persönlichkeit, hilft es schnell zum Siege, wenn demselben die Gefahr offen mitgeteilt wird. — Wenn aber schon, wie bei Ihnen, die Flut des Herzens in Worten sich ergossen hat, dann muß die volle Wahrheit dem gekränkten Teil eingestanden und der neuen Liebe kategorisch jede Gedankenverbindung aufgesagt werden. Nachher kann der Herr, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche, den ehrlichen Kämpfer damit belohnen, daß die erste Liebe sich wieder stärker einstellt und das gefährdete Glück reicher und sicherer aus dem Kampfe hervorgeht. Jesus, der wirkliche lebendige Jesus, ist stärker als die sinnliche Liebe; wie der ewige Geist stärker ist, als das schwache sterbliche Fleisch.

Bln. O. 27. Leider hatte ich Ihren Brief in einer andern Mappe liegen lassen und als ich ihn fand, war die Mai-Nummer bereits korrigiert und im Druck! Entschuldigen Sie, bitte die Verspätung. 1. Ob Paulus wohl „nur Glück und Freude ausstrahlte“, als er von des Satans Engel mit Fäusten geschlagen wurde, oder als er schrieb: „Auf daß ich nicht eine Traurigkeit um die andere hätte“? Die Verpflichtung, Licht und Salz der Welt zu sein, bringt

beides mit sich: als Licht bisweilen zu strahlen, damit das selbstflüchtige Dunkel um uns her hell werde, bisweilen als Salz wie herber Widerspruch gegen Leichtsinn und Oberflächlichkeit zu wirken. Nur keine Schauspiellerei, sondern stets ganz echt und wahr! — 2. Die Antwort auf Ihre zweite Frage können Sie im II. Theil meines Büchleins „Auferstehung des Fleisches“ S. 110 folgend nachlesen. — Zwischen hoffnungsloser Trauer und solchem Leid, das mit Aufblick zu dem großen Liebesplan Gottes in Christo Jesu still getragen wird, ist ein himmelweiter Unterschied. — Ihre Briefmarken dankend erhalten!

100. D. Die Zusendung von religiösen Gedichten schwilt zu Zeiten so an, daß ich wählerisch werde und viele zurücksende. Der Gedanke Ihres Gedichtes war sehr gut; aber die Form arg gepreßt! Sobald Sie dasselbe langsam und laut lesen, werden Sie finden, daß es Härten und Ecken hat, die nicht erquicklich wirken. Vielleicht gelingt Ihnen ein anderes Mal die Form besser.

S. M. Da haben Sie nur eine Kleinigkeit übersehen! Sonst mag Ihre Kritik sehr scharfsinnig und zutreffend sein. Diese Kleinigkeit haftet nämlich nicht dem Werke jenes Bruders an, sondern Ihrem Herzen. Ich meine eine gehörige Portion des Neides, der sich an dem Erfolg des Andern nicht freuen kann. Menschlich, natürlich mag das sein, aber christlich und geistlich ist es nicht; darum kann ich die kleine Skizze nicht abdrucken. Oder Sie müßten einige witzige, aber verletzende Schlaglichter wegfällen lassen. Aber wie schwer ist es, auf einen Witz zu verzichten, der einem selbst Trost macht!

U. W. Haben Sie wirklich ein Recht über Lasten zu klagen? Steht es denn für Sie nicht in der Bibel: „Gelobt sei der Herr täglich! Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch...“? Da wird der Herr nicht gelobt dafür, daß er Lasten auflegt, sondern dafür, daß er Lasten mit Hilfen verbindet. Was würden wir von seinen wunderbaren Hilfen wissen und spüren, wenn die Lasten uns nicht in die rechte Verfassung gebracht hätten, nach jenen Hilfen aufzuschauen. Die Last ist der Appetit, die Hilfe die Speise. Traurig wäre es erst, wenn wir wirklich keine Hilfe zum Tragen bekämen. Aber ich wittere aus Ihrem länglichen Klagebrief heraus, daß Sie unter Hilfe die bloße Wegnahme der Last verstehen! Ja, wie sollen Jesu Lasten denn zum Ufer der Ewigkeit getragen werden, wenn seine teuer erkauften und dazu geschickten Lastträger alle wie Sie bitten: „Herr, nimm uns unsere Lasten überhaupt weg!“ Ja, was wollen Sie denn im Reiche Gottes für eine Rolle spielen? Sie müssen sich sagen: Ich bin fein, meine Last ist fein, meine Kraft zum Tragen ist fein! Gelobt sei der Herr täglich! Und dann werden Sie den Segen der Last an sich erleben: sie bewahrt, sie bewährt, sie fördert, sie reguliert und wird allmählich schier unerseßlich für das Wohl und die Gesundheit des inneren Menschen.

R. D. Ihre Geschichte ist natürlich traurig: am schroffen Abgrund hat man keinen starken Zaun errichtet; nachher besorgt man im Tal eine Ambulanz für Abgestürzte! Sie sollten Ihre Sache zum Nutzen Anderer ordentlich aufschreiben und als Trost abdrucken lassen.

J. v. St. Fast komisch berührte mich Ihre Frage: „Warum gehen Sie stets nach Schweibenalp zur Erholung?“ Schneeberge sieht man von da aus nicht, wenn man nicht erst angestrengt steigen will; es gibt keinen Fahrweg da hinauf; da steht

kein Riesenhotel mit Licht und Kellnern usw. Sie haben Recht. Aber ich habe auch Recht. Ich will schöne Luft, feierliche Fernblicke, stille Spaziergänge, Tannenwald und harmonische Umgebung haben. Wie ich mir meine Kleidung und meinen intimeren Verkehr selbst aussuche, so auch meine Sommerfrische. Was ich an dem lieblichen Fleckchen auf der „schwebenden“ Alp schon für Naturgenuß, für gemütvollcs Leben der Umgebung, für Erholung an Leib und Seele gehabt habe, läßt sich nicht in wenig Zeilen sagen. Sie brauchen ja nicht den gleichen Geschmack zu haben. Mir ist dort zu Mut, als hätte ich ein zweites Heim gefunden. Und darum gehe ich wieder hin!

Vom Büchertisch

D. Warneck. „Abriss einer Geschichte der Protestantischen Mission von der Reformation bis auf die Gegenwart“. 10. neubearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin. Verlag Martin Warneck. Preis geb. M. 8.—.

Diese 10. Auflage seiner klassischen Missionsgeschichte selbst zu besorgen, war dem Begründer unserer deutschen Missionswissenschaft nicht mehr vergönnt. Unter Leitung seines Sohnes hat sich eine Arbeitsgemeinschaft gebildet, welche durch ihre Zusammensetzung dafür Gewähr leistet, daß der Neuauflage die alte Warneck'sche Gründlichkeit und Zuverlässigkeit nicht fehle. Und so ist das neue Buch wieder für jeden Missionsfreund das zuverlässigste Hilfsmittel zum Missionsstudium, das der deutsche Bücher-Markt enthält. Eine Empfehlung macht sich durchaus überflüssig. Nur darauf sei hingewiesen, daß Kolonialfreunde und überhaupt „Gebildete“ zur raschen Orientierung in Missionsfragen mehr Kenntnis von diesem Werke haben sollten, wir würden dann nicht so viele Entgleisungen auf diesem Gebiet erleben.

S. R.

„Evangelische Pressbestrebungen und Hoffnungen 1913“. Das unter diesem Titel vor kurzem erschienene 1. Jahrbuch des Evangelischen Pressverbandes für Deutschland, welches reiche Anregung für alle bietet, die Interesse für die Presse im allgemeinen und evangelische Pressarbeit im besonderen haben, wird jetzt zum Preise von 50 Pfg. (Anfangspreis 1 M.) abgegeben. Zehn Exemplare und mehr portofrei. Zu beziehen von der Geschäftsstelle des Ev. Pressverbandes: Berlin-Steglitz, Bismarckstraße 8.

Karl Bauer. Das Gewissen in Vergangenheit und Gegenwart. Riga, Verlag von Jond u. Poliewsky. 138 S.

Man braucht nicht mit allen literarischen und nationalen Urteilen des Verfassers übereinzustimmen und wird doch diese interessante Studie nicht ohne Anregung und innere Bereicherung aus der Hand legen. Der Gang durch die Geschichte der Theologie, wie die Heranziehung der modernen Literatur ist sehr lehrreich. Apologetisch ist diese Arbeit des Dorpater Theologen jedenfalls beachtenswert. Vielleicht würde die Behandlung des Problems gewinnen, wenn der Zitatensbrandung gewehrt wäre!

W. Ruhaupt. Die okkulten Erscheinungen und das Wunderbare um die Person Jesu. Mit einem Anhang: „Der Glaube an die nachirdische Fortdauer.“ Eine Studie unter Berücksichtigung der Lehren des Monismus. Verlag der Haller'schen Buchdruckerei, Aschersleben 1913. 96 S. Preis M. 1.25.

Daß man die Tatsachen nicht alle wegleugnen kann, die der Okkultismus heutzutage bietet, wußte ich schon lange, und daß man sie gegen den blöden Materialismus ausspielen mußte, habe ich seit zehn Jahren öffentlich gesagt. Aber daß man durch sie das Wunderbare um die Person Jesu erklären will, — das war mir neu. Manches kann man nicht so ohne weiteres von der Hand weisen; anderes erscheint sogar recht einleuchtend. Jedenfalls wird man diesen Gedankenweg noch sorgfältiger und häufiger gehen müssen, ehe man zu ganz festen Resultaten kommen wird.

Pastor Chiniquy, Nachtrag zu Pater Chiniquis Erlebnissen. Übersetzt von F. Schlachter. Verlag von Theodor Urban, Striegau.

Eine interessante Ergänzung, bzw. Fortsetzung zu dem vor einiger Zeit in „Auf dein Wort“ sehr günstig besprochenen Buche: Des Paters Chiniquy Erlebnisse. C. R.

Im Reich der Liebe. Erzählungen und Schilderungen aus den Hauptgebieten der christlichen Liebestätigkeit. Mit vielen Bildern für die evangelische Jugend und das evangelische Haus herausgegeben von Heinrich Beckey, Pfarrer in Köln a. Rhein. Verlag von Bischof & Klein G. m. b. H., Lengerich i. Westf.

Auf 252 Seiten werden wir mit einer ganzen Reihe bedeutender Persönlichkeiten und ihrer Arbeit auf dem Gebiete der Inneren Mission, des Gustav-Adolf-Bereins, sowie mit verschiedenen Liebeswerken in andern Ländern und Erdteilen bekannt gemacht. Wer sich im Reich der Liebe umsehen will, findet hier einen zuverlässigen Führer. C. R.

Die Frau im evangelischen Gemeindeleben. Handbuch der Frauenhilfe. Im Auftrage des engeren Ausschusses des Evangelisch-Kirchlichen Hilfsvereins herausgegeben von Lic. P. Cremer. Stiftungsverlag Potsdam.

Es wird genügen, das Erscheinen dieses Buches, welches eingehend über alle theoretischen und praktischen Fragen auf diesem Gebiete unterrichtet, anzuzeigen, um sich selber allen, die es angeht, zu empfehlen. C. R.

Hermann Lambert. Neu-Protestantismus. München, Paul Müllers Verlag. 40 Pfg.

Durch strenge Sachlichkeit und ruhige Gedankenführung wird dieser treffliche Vortrag auch vom Gegner gewürdigt werden müssen. Mir täte es nur leid, wenn die „fromme Kezerei“ der Linksliberalen wirklich in der Geschichte den Namen Neu-Protestantismus erhielte!

H. Visser. Religion und soziales Leben bei den Naturvölkern. 2 Bände. Verlag F. Schergenz, Bonn.

Wir haben es hier mit dem gelehrten Werk eines holländischen Theologieprofessors zu tun. Der Berichterstatter bemerkte dies ausdrücklich, um daran den Dank dafür knüpfen zu können, daß wir dieses Werk auch in deutscher Sprache besitzen. Der 1. Band bietet die sog. Prolegomena und behandelt aus staunenswerthem Reichtum des Wissens heraus in drei großen Kapiteln: I. Die Religion als

soziale Tatsache; II. Die sozialen Typen und ihre Einteilung; III. Die absolut religiöse Phase. Dieser erste Band macht den Schlußsatz im Vorwort des Verfassers verständlich, wenn er schreibt: „Möge die Arbeit besonders dazu beitragen, für die christliche Mission eine wissenschaftliche Grundlage zu schaffen.“ Dieser Gesichtspunkt, unter dem der Verfasser sein Werk geschrieben hat ist die Erklärung dafür, daß man nicht nur ein kaltes Referat über die einzelnen Völker, ihr Tun und Lassen erhält, sondern überall spürt, es handelt sich um eine tiefe, schwere Not, der abzuhelpen uns das Evangelium anvertraut ist. Der 2. Band behandelt die Hauptprobleme in 7 Kapiteln auf 544 Seiten. Einzelnes daraus hervorzuheben ist nicht möglich; ich möchte aber mit dazu beitragen, daß dieses Werk, zumal unter unseren Missionsfreunden, bekannt würde. Der hervor gehobene wissenschaftliche Charakter darf nicht abschrecken. Die Belege sind in Anmerkungen gegeben, die man übergehen kann; im übrigen ist das Werk so klar und durchsichtig geschrieben, daß die Liebe zur Sache, der es in letzter Linie dienen will, die Mühe, die man darauf verwendet vielfach lohnt. Mit dem Hinweis auf das Werk hoffe ich etwas von dem Dank abtragen zu können, den ich dem Verfasser schulde.

D.

—Quittung—

Auf unsern dringenden Appell sind nachstehende Gaben eingegangen; mit innigem Dank gegen den treuen Herrn quittiere ich hiermit. Unsere drückende Schuldenlast beträgt aber nahe an 10 000 Mk. Wir vertrauen dem Herrn der Ernte, daß er uns seinen Segen nicht vorenthält. Einnahmen: Trehggang, Stuhm 10, A. N., Leipzig 5, M. Reß, Königsberg 20, M. Speiser, Stuttgart 5, E. Radholke, Bromberg 2.50, Krombachs, Schoppsheim 10, Ungenannt Mügeln 3, Elise Hertwig, Leipzig, Tauchnitzstr. 6 1, Fr. v. Quizow, Auf Vorwerk b. Kl. Lunow 10, R. N., Heflenes 2, C. Keller, Merane (Sachf.), Bettinerstr. 20 10, Fr. Rittm. v. Treßow, Frankfurt a. D., Gübenerstr. 16 1, Legan, Breslau 5, A. D., Wiesbaden 2.50, J. Taubert, Berlin S 5, v. M., Elestoof 3, M. Köppen, Dresden A, Anton Grassstr. 20, R. R. in M. 3, Ungenannt 2, zwei Hospitaliten 2, R. N., Breslau 2, Ungenannt, Leipzig 2 Mk. Zusammen 115.60 Mk.

Der Vorstand der Kirchlichen Gemeinschaft
Der Vorstand des Ev. Kirchlichen Blaufreuzvereins
W. Dühmke, Diakon, Breslau, Mauritiusstr. 6.

—Reiseplan—

17. Juni Stendal (Missionsfest).
18.—25. Juni Rostock.
Vom 19. Juli ab Schweibensalp
b. Brienz.

Im Herbst: Ostpreußen, Danzig.
Langenberg, Sangerhausen,
Mannheim, Freiburg i. Br.
Karlsruhe.

Klagelieder 3, 55—58.

Bezugsbedingungen.

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen Mk. 3.50
Bei direkter Zusendung unter Kreuzband Mk. 4.— Einzelnummer 35 Pfg.
Inseratenschluß: 20. des Monats. — Preis der 1 spaltigen Petitzeile 40 Pfg.

Herausgeber Pastor G. Keller in Freiburg i. Br. — Kommissions-Verlag
von Walter Romber in Freiburg i. Br. — Druck von Hammerschlag u.
Kahle, G. m. b. H. in Freiburg i. Br.

Auf Dein Wort

12. Jahrgang.

Heft 10.

Juli 1914

Bergwanderung.

Zum Joch hinan!

Viel Füße wandern sonst den Weg,
Und froh und leicht sind meist die Wandersleute.
Doch wir? Die Sonne ließen wir zurück
Und steigen einsam nun, durch trübe Wolken,
Nur Schnee der Weg,
Und doch ist's Sommerszeit.
Bald bleiben hinter uns die trotz'gen grünen Arven,
Der letzten roten Alpenrosen Gruß,
Und um uns nur die Berge,
So, wie sie kamen aus des Schöpfers Hand.
Mir ist's, als sei der Weg mein eignes Leben,
So einsam oft, so arm an Sonnenschein,
Und hinter mir das Grün, die Rosen —
Und doch ist's auch bei mir noch Sommerszeit.
— Und nun? — da, wo zur letzten Höhe
Ansteigt der Saumpfad, steht ein altes Kreuz,
Das Menschenhand dahin gestellt zum Troste denen,
Die müd vom Weg geworden, niedersinken.
Und allen streckt der Heiland seine Arme aus.
Da klingt's wie heißer Dank durch meine Seele:
„Mein Herr vergib mir, daß ich's oft vergaß:
O, nicht umsonst der harte Weg, das Leben,
Führt's nur hinauf, zu deinem Kreuz empor!“

— m.





Der Hebräerbrieff in Bibelstunden.

17. Die Mahnung zum Glauben.

Rap. 10, 19—39.

Am Schluß des vorigen Abschnitts sahen wir ein, wie wichtig die Glaubensstellung sei. Wenn auch Christus alles für uns vollbracht hat, kommt alles darauf an, daß wir fest und ernst im Glauben mit ihm verbunden sind und es auch bleiben. Diesem Gedanken widmet der Verfasser des Briefes jetzt die nächste lebhafteste Ermahnung.

Rap. 10, 19 ff.: „Da wir nun haben, Brüder, Freude zum Eingang in das Heilige in dem Blute Jesu, welchen er uns eingeweiht hat als einen neuen und lebendigen Weg durch den Vorhang, das ist durch sein Fleisch und haben einen großen Priester über das Haus Gottes, so laßet uns hinzugehen mit wahrhaftigem Herzen in völligem Glauben, besprengt an den Herzen und los vom bösen Gewissen und gewaschen am Leibe mit reinem Wasser, laßet uns festhalten am Bekenntnis der Hoffnung und nicht wanken; denn er ist treu, der sie verheißen hat. Und laßet uns untereinander selbst wahrnehmen mit Reizen zur Liebe und guten Werken; nicht verlassend unsere Versammlungen, wie etliche pflegen, sondern (einander) ermahnend, und das soviel mehr, soviel ihr sehet, daß sich der Tag naht. Denn, so wir mutwillig sündigen, nachdem wir die Erkenntnis der Wahrheit empfangen, haben wir weiter kein anderes Opfer mehr für die Sünden, sondern ein schreckliches Warten des Gerichts und den Feuereifer, welcher die Widersacher verzehren wird. Wenn jemand das Gesetz Moses nicht achtet, der muß sterben ohne Barmherzigkeit auf zwei oder drei Zeugen. Wieviel ärgere Strafe, meint ihr, wird der verdienen, der den Sohn Gottes mit Füßen tritt und das Blut des Bundes gemein achtet, durch welches er geheiligt ist und den Geist der Gnade schmächt? Denn wir kennen den, der da sprach: die Rache

ist mein, ich will vergelten; und wiederum: der Herr wird sein Volk richten. Schrecklich ist es in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen.“

Der ganze Abschnitt über Christi Priestertum muß den Lesern klar gemacht haben, daß das Blut Jesu einen Zugang in's Heiligtum geschaffen habe, der vorher für sie nicht offen war. Daraus ergibt sich eine Zuversicht und Freude darüber, daß man sie nicht am Eingang hindern oder sie wegweisen wird. Denn es gibt durch den Vorhang einen Weg. Warum nennt er Jesu Fleisch einen Vorhang? Seine menschliche Natur verhüllte Gottes Herrlichkeit, die in ihm war. Dieser Vorhang war für die vollkommene Gottesgemeinschaft, eine erst zu überwindende Schranke (vergl. Joh. 12, 24), die durch den Opfertod Jesu völlig beseitigt ward. Unser Weg zu Gott geht seither immer durch diesen zerrissenen Vorhang des Fleisches Jesu hindurch. Ohne daß wir an sein Kommen in's Fleisch und sein Leiden und Sterben im Fleisch glauben, können wir nicht zur Gottesgemeinschaft gelangen. — „Neu“ heißt der Weg, weil es vorher keinen gab und „lebendig“, weil Jesus mit seiner erhöhten Person mithilft uns vorwärts zu bringen (Joh. 12, 32); wie ein Strom ist solch ein Weg, der den mit sich fortträgt, der sich ihm anvertraut.

Seither ist die Pforte aufgetan, — Gott ist immer zu sprechen! — es ist immer Veröhnungstag! denn wir sehen unsern Jesus als den großen Priester im Heiligtum für uns walten. Wenn wir uns im Glauben zu ihm kehren, merken wir, daß er für uns da ist und auf uns wartet. Das ist im neuen Testament die Lage des armen Sünders vor Gott. Wer darf da noch zaudern! Lasset uns hinzugehen! Und zwar ehrlich, wirklich, mit ungeteiltem Herzen, das nicht nebenbei wo anders hinschielt, und mit völligem Glauben. Hier zuckt schon ein Verzagter zurück: „Ja, wann werde ich solchen völligen Glauben haben?“ Jesus hat doch das Wort gesprochen vom senfornartigen Glauben! „Völlig“ soll hier nicht die Größe und Schönheit des Glaubens ausdrücken, sondern jene kindliche Ganzheit des Vertrauens, die nicht durch Zweifel und Verdacht gegen Gott geknickt ist. Hat Gott soviel zu unserm Heil bereitet, wie Jesu Werk zeigt, dann muß er es auch wirklich wollen, daß wir jetzt kommen und das Heil nehmen.

Die Priester wurden im alten Testament durch Besprengung mit Opferblut und durch ein Bad zu ihrem Eingang in's Heiligtum

geweiht. Jetzt sind alle Gläubigen Priester! Jetzt sind sie alle besprengt durch sein Blut und zwar nicht nur äußerlich wie jene, sondern in ihrem Herzen; jetzt sind alle im Wasserbad der Taufe gereinigt. Los vom bösen Gewissen, wie der Leib rein von Verunreinigung, — das faßt den ganzen Menschen nach Leib und Seele zusammen und deutet darauf hin, daß nichts von uns dahinten bleiben und von der Herrlichkeit ausgeschlossen sein soll. Und wäre auch erst die Auferstehung die letzte Erfüllung dieses Eingehens nach Leib und Seele!

Das Hingugehen sehe ich darin, daß man täglich Ernst macht mit dem, was man von Christo weiß und hat! Wirklichkeit statt Theorie, Glaubensleben statt Glaubenslehren! Ein Schritt auf den lebendigen Gott zu getan, hat stärkeres Echo in der Wirklichkeit unseres Erlebens, als tausend Reden und Konferenzen. Wagt es zu erleben, daß man Euch erhört hat und Euch lieb hat und für Euch sorgt! Tut schon so, als ob die Hilfe vor der Thür sei! Haltet Euch dafür, daß Ihr der Sünde gestorben seid! Nur, wenn so die Gegenwart wiedertönt von dem Erleben Gottes, wird es leicht sein auch festzuhalten am Bekenntnis der Hoffnung; denn man hat an dem, was man jetzt schon verspürt hat, ein Unterpfand der Zukunft und kann sich um so freudiger darauf verlassen: „Er ist treu, der sie verheißen hat.“

Wir stehen aber nicht jeder allein für sich, sondern gehören als Gemeinde Jesu zu einander. Darauf weisen die nächsten beiden Ermahnungen hin: achtzuhaben auf einander mit herzlicher Liebe und die Versammlungen nicht zu versäumen. Das greift ineinander. Wie kann man die rechte Liebe zu den Brüdern pflegen, wenn man dem Höhepunkt ihrer Andacht fern bleibt! An dieser Stelle ließe sich aus der Kirchenflucht vieler Zeitgenossen der Schluß ziehen, daß „die Liebe in Vielen erkaltet.“ Nicht das selbstische Interesse, ob einem die Predigt Anregung genug bietet, soll über unsern Kirchenbesuch entscheiden, sondern die Liebe! Was kann unser böses Beispiel Andern darin schaden oder ein gutes ihnen nützen! — „Daß sich der Tag naht“ — zielt auf die Erwartung der nahen Zukunft Jesu hin. Nun so, wie es die Leute damals erwarteten, kam der Herr nicht, aber die ersten Leser dieser Zeilen haben alle ein Kommen des Herrn erlebt, das durch Mark und Bein ging: das Gericht über Israel und Jerusalems Zerstörung!

Mit diesem Gedanken ist der Verfasser wieder, wie schon im 6. Kapitel, an die gefährdete Stelle gekommen, der eigentlich der

ganze Brief gilt. Gerade, weil in Christo ein vollkommenes Heil geboten ist, würde ein mutwilliges Abbrechen von solcher Erkenntnis die Leser zu Sündern gegen ihre eigene bessere Überzeugung machen. Das ist der Anfang der Verstockung, der einen Sünde, die nie vergeben werden kann. Es handelt sich hier im Geistlichen um Tod oder Leben: volle Gnade oder unwiderrufliches Gericht. In einen hoffnungslosen Zustand hineinzugeraten, — das ist der Drohung genug. „Wenn ihr blind wäret“, sagt Jesus Joh. 9, 41: „so hättet ihr keine Sünde; nun aber sagt ihr: wir sehen! so bleibt eure Sünde.“ Den tiefsten Fall für die Ewigkeit tun nicht diejenigen, die fern vom Christentum ihrem Fleische fröhnen, sondern diejenigen, die den Segen des Todes Jesu schon einmal im Gewissen lebendig gespürt haben und dann doch im Leichtsinne und mit offenen Augen das ewige Heil von sich gestoßen haben.

Beim Gesetz Moses genügen zwei Zeugen; hier ist Christus mit seinem Blut und der heilige Geist mit seiner Gnadenwirkung an den Seelen. Wenn diese, die uns zur Rettung bestellt sind, uns verklagen müssen, sind wir sicher verloren! Und es ist ein Treten mit Füßen, wenn man die ganze Aufopferung Christi gering achtet und meint, daß das Bischen eigene Leistung, was man allenfalls bieten kann, in Gottes Augen wichtiger sein werde, als seines Sohnes Blut! Ist aber Christi Mittlerwerk ausgeschaltet, bleibt nichts mehr übrig als das Gericht Gottes, den man mit dem letzten Frevel am tiefsten beleidigt hat. „Es gibt im Sündigen ein Wissen um das Rechte, welches der Sünder nur nicht zu seinem Rechte kommen läßt.“ Der Schleier der lügenhaften Entschuldigung will sich lüften, aber der Trotz hielt ihn krampfhaft fest. Dann kommts so, daß man in die Hände Gottes fällt, als ein zum letzten Gericht reifer Verstockter.

B. 32—39: „Gedenket aber der vorigen Tage, in welchen ihr, nachdem ihr erleuchtet, so manchen Leidenkampf erduldet habt, indem ihr teils selbst durch Schmach und Trübsal ein Schauspiel wurdet, teils Gemeinschaft hieltet mit den also Wandelnden. Denn ihr habt auch mit den Gefangenen Mitleid gehabt und den Raub eurer Güter mit Freuden hingenommen, weil ihr wißt, daß ihr für euch einen besseren und bleibenden Besitz habt. Werfet euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat. Denn Geduld ist euch not, damit ihr den Willen Gottes tut und die Verheißung davon-

trägt. Denn über ein Kleines, — wie sehr, wie sehr! — wird kommen, der da kommen soll und nicht verziehen. Mein Gerechter aber wird aus Glauben leben; und wer weichen wird, an dem hat meine Seele kein Gefallen. Wir aber sind nicht von denen, die da weichen und verloren gehen, sondern von denen, die da glauben zur Bewahrung der Seele.“

Ganz ähnlich wie nach der erschütternden Mahnung im sechsten Kapitel (6, 9) schließt sich hier ein liebevoller, ermunternder Blick auf das an, was die Leser früher schon an Beweisen für die Echtheit ihres Glaubens hinter sich hatten. Es war eben die müde Ungeduld, die unter dem Druck der langen Verfolgungszeit statt der früheren Leidensfreudigkeit die Leser matt gemacht und sie in die Versuchung getrieben hatte, sich um den Preis der Aufgabe des Opfertodes Jesu mit den alten Volksgenossen auszuföhnen. Wie war das früher anders! Da hatte man ihre Willigkeit die bittersten Leiden um Christi willen zu ertragen, wie ein seltnes Schauspiel angestaunt, — und jetzt? Die Erinnerung an frühere heißere Liebe und höheren Stand des Glaubens hat nicht nur etwas Beschämendes, sondern sie reißt auch aus Schlassheit und Mutlosigkeit heraus. Ähnlich haben wir es alle in Anfechtungszeiten empfunden: wenn wir plötzlich lebhaft an die früheren Glanzzeiten unserer Heilandsliebe gemahnt wurden, schnellten wir von der Verzagttheit empor zu neuem besseren Kämpfen.

Wegwerfen kann man nur gänzlich wertloses. Das Vertrauen ist aber gerade die beste Anweisung auf himmlische Hilfen! Wer sich sein Vertrauen auf des Herrn Liebe durch alle Angriffe der Feinde hindurchrettet, wird eine große Belohnung erfahren. Vertraut man aber noch auf das verheißene, herrliche Ende, dann ist es leichter die nötige Geduld zu behaupten. Dann folgt wieder die Tröstung mit der nahen Zukunft des Herrn, von der wir schon oben sprachen. Mit alttestamentlichen Prophetenworten will der Verfasser seine Leser aufrichten. Gott hat in jenen Worten gesagt, daß sein Gerechter das ewige Leben erlangen werde durch seinen Glauben. Nur, wer jene göttlichen Verheißungen fahren läßt und vor dem Ansturm der Feinde zurückweicht, verliert das Wohlgefallen Gottes.

Dann schließt sich der Schreiber mit den Lesern zusammen, als wollte er sagen: „Nicht wahr? Ihr seid doch nicht solche Leute, die jetzt elend abweichen? Nein, wir alle halten zusammen fest an dem

Heiland, wir weichen nicht, wir gehen nicht verloren! Wir gehören zu denen, die zur ewigen Errettung ihrer Seele Glauben halten.“ Darf ich heute auch so zu meinen Hörern reden, wie damals der Verfasser dieses Briefes zu seinen Lesern? Wollten wir uns in dem großen Abfall, der heutzutage durch die alte Christenheit geht, mit fortreißen lassen, daß wir uns von Jesu Gottheit, Opfertod und Genugsamkeit des Heils trennen lassen? Nimmermehr! Wir wollen Gerettete sein und bleiben und daher können wir nicht anders, als bei Jesu zu bleiben, wie die Apostel und Reformatoren an ihn geglaubt haben! Amen. —



Nach Hause.

Im Zuge roll' ich durch das Land!
Nach heißer langer Reise
Durch Staub und Lärm und Sonnenbrand
Senkt sich der Abend leise!

Am Fenster — kühler Nachtlust Hauch —
Wie trinkt die Brust ihn gerne!
Vorüber wallen Dampf und Rauch
Am stillen Licht der Sterne!

Nun naht die Stadt! — die Lichterrei'h'n
Seh' ich von ferne blitzen
Und drüben in dem hellen Schein
Der Türme dunkle Spitzen!

Daheim, Daheim! — Wie wohl wird's tun
In trauten lichten Räumen
Nach all dem Fagen auszuru'h'n,
In Frieden still zu träumen!

Und will dir nicht dein Leben auch,
Wie diese Fahrt vergleiten?
Durch Lärm und Glut, durch flücht'gen Rauch
Hinjagst du durch die Zeiten!

Nun naht das Ziel! Der Abend sank,
Die Heimat seh' ich winken!
Und sollte nicht voll tiefem Dank —
Ihr in die Arme sinken?

M. Stephani.



Die Adventisten vom siebenten Tage.

Von Hans Keller.

Im Jahre 1832 trat in Amerika der frühere Farmer William Miller als Baptistenprediger auf und begann die nahe Wiederkunft des Herrn zu verkündigen, die er für das Jahr 1843 voraussagte. Wie war er auf dieses Jahr gekommen? Zahlenphantasien, anknüpfend an die Heilige Schrift, beschäftigten ihn schon lange. Dabei hatte es ihm vor allem die Danielstelle angetan: „Bis 2300 Abende und Morgen um sind: dann wird das Heiligtum wieder geweiht werden.“ (Daniel 8, 14). In der Weihe des Heiligtumes glaubte er die Wiederkunft Jesu zum Gericht zu sehen, die 2300 Tage setzte er ebensovielen Jahren gleich, und zum Anfangstermin seiner Berechnungen nahm er willkürlich das Jahr 457 v. Chr., als das Jahr des Wiederaufbaues der Stadt Jerusalem und des heiligen Tempels. Demnach mußte das Jahr 1843 die Wiederkunft des Herrn bringen, und zwar genauer angegeben, die Zeit zwischen dem 21. März 1843 — die jüdische Zeitrechnung beginnt mit dem 21. März — und dem 21. März 1844.

Das Jahr kam und verlief ohne die Erfüllung seiner Prophezeiungen. Da wurde eine nochmalige Berechnung von einem seiner Anhänger vorgenommen, welche als endgültiges Datum der Wiederkunft den 22. Oktober 1844 angab. Als auch diese Hoffnung trog, war Miller tief enttäuscht, aber trotzdem nicht von solchen phantastischen Gedanken geheilt. Das hatte ein Doppeltes zur Folge. Einmal fiel ein großer Teil seiner bisher so begeisterten Anhänger von ihm ab, dann aber wurde er samt seinen fanatischsten Verehrern, die sich auch durch diese Enttäuschungen nicht ernüchtern ließen, aus der baptistischen Kirche ausgeschlossen. Damit trat die ganze Bewegung in ein neues Stadium. War sie bis dahin eine innerkirchliche gewesen, indem die Adventisten, wie sie sich nannten, ihren verschiedenen religiösen Gemeinschaften weiter angehört hatten, so bildeten sie von diesem Ausfluß an eigene Gemeinden, die sich allerdings

nach Sektenart immer wieder von neuem spalteten. Auf diese Weise entstanden fünf verschiedene Gruppen von Adventistengemeinden, unter denen die jüngste Gruppe die größte Bedeutung erlangte. Es waren das die Adventisten vom siebenten Tage oder die Sabbatisten.

Diese Adventisten hatten, was ja der Name schon besagt, den Sabbat, den siebenten Tag der Woche zu ihrem Feiertage gemacht. Damit besaßen sie einen neuen Gedanken, der beim Abflauen der Wiederkunftsbegeisterung wieder frische Zugkraft enthielt. Aber das allein erklärt doch nicht ihre heutige Verbreitung in der Welt. Diese verdanken sie in erster Linie ihrer großen Prophetin Ellen White, welche erst das Lehrgebäude dieser Sekte schuf. Sie war eine medial veranlagte, hochgradig hysterische Frau, die aber gerade dadurch sich für diese etwas überspannten und durch die zum Teil zu Schanden gewordenen Adventshoffnungen krankhaft erregten Leute als Prophetin empfahl. Ihr Auftreten anlässlich ihrer göttlichen Visionen oder hysterischen Verzückungen, wie andere sagen, wird folgendermaßen geschildert:

„Beim Beginn ihrer Visionen, die zuweilen über eine Stunde dauerten, rief sie zuerst dreimal mit hinreißender Kraft: glory, zu deutsch: Herrlichkeit oder Ehre. Dann schien sie vier oder fünf Sekunden lang wie in Ohnmacht zusammenzusinken, um alsbald „von übernatürlicher Kraft erfüllt“ aufzustehen und umherzugehen. Sie bewegte Hände und Arme häufig nach rechts und links je nach den Wendungen des Kopfes und erklärte diese Bewegung damit, daß ein Engel sie berühre. Niemand konnte ihre Hand oder ihren Arm in eine andere Lage bringen; dabei war sie imstande, eine über 16 Pfund schwere Bibel mit ausgestrecktem Arm über eine halbe Stunde zu halten, während sie mit der rechten Hand die Seiten umschlug und auf verschiedene Bibelfstellen hinzeigte, welche sie mit nach oben gerichteten Augen, ohne mit denselben zu blinken, richtig anführte.“*)

Der weitaus größte Teil ihrer „göttlichen“ Aussprüche bezog sich auf die Erklärung der drei Engelbotschaften aus Offenbarung 14, V. 6—12. Die erste Engelbotschaft verkündigt nach ihrer Auslegung die „Weihe des Heiligtums“, die in der erst angeführten Danielstelle gemeint ist, worunter aber nicht ein Alt auf der Erde, sondern im Himmel zu verstehen sei. Daraus erkläre sich auch, daß Jesus 1844

*) Sandmann, „Die Adventisten vom siebenten Tage“, Seite 18. Gütersloh, Verlag von Bertelsmann.

nicht wiederkam zum Gericht auf die Erde, wie Miller vorausgesagt hatte. Das Jahr 1844 bedeute vielmehr Jesu Eingang in „das obere Heiligtum“, „Jesus sei zum Beginn des Untersuchungsgerichtes am Hause Gottes ins Allerheiligste des himmlischen Tempels eingetreten.“ Damit habe also der 22. Oktober d. J. erst den wirklichen endgültigen Versöhnungstag gebracht, und nicht schon jener Karfreitag damals auf Golgatha. In der zweiten Engelbotschaft: „Sie ist gefallen, Babylon, die große Stadt“ versteht sie natürlich unter Babylon die christlichen Kirchen und Staaten, die gefallen sind, weil sie den falschen Feiertag, den Sonntag, feiern. Das ist die gottloseste Sünde, die es gibt; sagt doch Frau White von der Sonntagsfeier einmal: „Das muß eine schreckliche Sünde sein, welche den Zorn Gottes ohne Gnade herabrufft“ und an einer anderen Stelle: „Wenn der wahre Sabbat gehalten worden wäre, würde es nie einen Ungläubigen oder Atheisten gegeben haben.“ Bei dieser Auffassung der Dinge ist es selbstverständlich, daß die Prophetin verkünden kann, die dritte Engelbotschaft rede von den Adventisten vom siebenten Tage, denn einzig und allein auf sie paßten die Worte: „Sie ist Geduld der Heiligen; hie sind, die da halten die Gebote Gottes und den Glauben an Jesum.“

Somit wird das Halten des Sabbats zum Dreh- und Angelpunkt des ganzen christlichen Lebens gemacht. Das ist der wichtigste, wenn nicht der einzigste Prüfstein des Glaubens und dementsprechend treten ihre anderen Lehren auch hinter dieser Hauptlehre zurück. Im übrigen sind sie Baptisten, halten die Fußwaschung beim Abendmahl, zu dem sie alkoholfreien Wein verwenden, weil es Jesus ebenso getan habe. Sie glauben nicht an die Unsterblichkeit der Seele, diese werde vielmehr bei der Auferstehung des toten Leibes auch vom Tode erweckt werden. Sie sind Alkohol- und Tabatgegner, zum Teil auch Vegetarianer, essen jedenfalls nach jüdischem Vorbilde auf keinen Fall Schweinefleisch.

Es würde zu weit führen und nicht allgemeines Interesse finden auf die drei Engelbotschaften und anderen Lehren näher einzugehen, um sie auch aus der Bibel zu widerlegen und damit zu zeigen, wie skrupellos diese Sabbatisten die Schrift vergewaltigen. Nur die Sabbatfrage selbst soll kurz behandelt werden, aber nicht in diesem geschichtlichen Überblick, sondern durch einen besonderen Aufsatz in einer der nächsten Nummern unseres Blattes.

Diese Adventisten vom siebenten Tage haben aber ihre rührige

Propaganda für ihren Glauben nicht auf Amerika beschränkt, sondern bald den Weg über den Ozean gefunden. Ein früherer polnischer Priester wurde ihr erster Missionar für den europäischen Kontinent und gründete vor allem in der französischen Schweiz Gemeinden, die sich weiter verbreiteten. So dauerte es nicht lange, bis überall „Seelen gewonnen und getauft wurden“, und schon 1885 konnte Frau White eine Visitationsreise nach Europa unternehmen. Das Hauptquartier der Bewegung ist immer mehr Hamburg geworden. Von hier werden die 82 deutschen Gemeinden mit ihren 44 Predigern geleitet und von hier wird durch zahllose Kolporteurs mit wachsender Energie an der „Befehrung“ Deutschlands gearbeitet. Nicht weniger Bedeutung allerdings hat Friedensau im Bezirk Magdeburg. Hier besitzt die Sekte eine Schule, in der die Bibel nach adventistisch-sabbatistischer Auffassung ausgelegt wird — eine Art Predigerseminar — und ein Sanatorium, das als eine „diätetisch-physikalische Heilanstalt“ angepriesen wird.

Der bewundernswerte Befehrungsseifer, der auch den deutschen Sabbatisten eigen ist, begnügte sich aber nicht mit der Arbeit unter den „abgefallenen“ Christen, sondern führte ganz naturgemäß zur Heidenmission. So haben dann die deutschen Adventisten vom siebenten Tage in Deutsch-Ostafrika ihr Missionsgebiet gefunden. Sie arbeiten in Usambara auf drei Missionsstationen und sind eben im Begriff am Ostufer des Viktoria-Sees eine vierte Station anzulegen. An Hilfskräften stehen ihnen bisher sechs Missionare, ein Missionslehrer und eine Missionslehrerin zur Verfügung.

So ist es kein Wunder, daß sich die Adventisten vom siebenten Tage immer mehr ausbreiten. Damit werden sich aber auch die Gelegenheiten häufen, da sie bei ihrer Sabbatfeier mit der Staatsgewalt zusammenstoßen, und diese wird Mittel und Wege finden müssen, um sich eine klare Stellung ihnen gegenüber zu schaffen. Bisher sind hauptsächlich Schwierigkeiten entstanden in der Schule und beim Militär. Die Schulfälle sind nicht derartig in die Öffentlichkeit gedrungen, daß die Presse sie eingehend berücksichtigt hätte, auch haben sich die Sabbatisten, soweit ich sehen kann, dem Schulgesetz gefügt, nachdem sie gerichtlich zu Schulversäumnisstrafen verurteilt worden waren. Schwieriger und folgenswerter sind immer wieder die „Fälle“ beim Militär, das sich der allgemeinen Disziplin wegen schon eine Dienstverweigerung am Sonnabend nicht gefallen lassen kann.

Nun gibt es allerdings auch beim Militär Sabbatisten, die sich der Autorität fügen und notgedrungen am Sonnabend ihren Dienst tun. So sagte mir ein adventistisches Mitglied meiner Militärgemeinde, er sehe eben zu seinem Leidwesen ein, daß er für die Dauer seiner Dienstzeit sich selbst ein Dispens vom Sabbatgebot erteilen müsse. Aber ein solch' weites Gewissen haben nur wenige von ihnen, und die anderen bringen dann durch ihre Gehorsamsverweigerung am Sonnabend ihre Militärbehörde in die schwierigste Lage. Die Presse hat sich im Jahre 1911 viel mit dem Adventisten Naumann beschäftigt, der ohne die geringste Rücksicht auf die Folgen sein Sabbatgebot treulich hielt. Als Urreststrafen ihn nicht änderten, kam es zu Gefängnisstrafen, die sich von Fall zu Fall steigerten, bis schließlich sein Strafmaß im Spandauer Festungsgefängnis auf 5 Jahre und 7 Monate angewachsen war. Da er auch weiter jeden Sonnabend den Dienst als Festungsgefangener verweigerte, so schien es überhaupt ausgeschlossen zu sein, daß er jemals das Festungsgefängnis verlassen könne. Eine Änderung in der Anschauungsweise Naumanns trat erst ein, als der zuständige Divisionspfarrer ihm einen früheren Berliner Adventistenprediger gegenüberstellte. In zweimaligen stundenlangen Besprechungen erkannte Naumann seine falsche Auffassung des Sabbatgebotes, erklärte den Adventismus vom siebenten Tage für einen Irrtum und ging noch im Festungsgefängnis zum Abendmahl, wodurch er öffentlich seinen Austritt aus dieser Sekte vollzog.

Es ist ganz natürlich, daß es nicht gelingen wird, die Schwierigkeit immer auf diesem Wege zu heben, da sich solche adventistischen Soldaten, so lange sie nicht innerlich von dem Irrtum ihrer Anschauung überzeugt worden sind, durch die Festungshaft allein niemals werden mürbe machen lassen — sie haben das Zeug zum Märtyrer. Eine Lösung ist es auch nicht, wenn man einen hartnäckigen Adventisten entläßt wegen religiösen Fanatismus, weil er eine psychopatische Konstitution habe. Ich glaube nicht, daß die Obrigkeit dadurch auf dem rechten Wege zur Beseitigung dieser Schwierigkeit ist, daß sie die Sache einfach auf das Gebiet der Psychiatrie hinüberschiebt; denn das Problem ist eben doch ein religiöses. Die Behörden müssen sich bei den nächsten Fällen, die sich zweifellos bald einstellen werden, das eine vor allen Dingen klar machen, daß sie es mit einer religiösen Überzeugung zu tun haben, die immerhin irrig oder unsinnig sein mag, die aber keine unehrenhafte Gesinnung und keine geistige Abnormität voraussetzt.

Vielleicht ließe sich wenigstens für das Militär die Schwierigkeit zunächst einmal dadurch aus der Welt schaffen, daß die Adventisten, die von vorne herein erklären, am Sonnabend keinen Dienst tun zu wollen, dem Sanitätspersonal überwiesen würden, da sie den Dienst im Lazarett als Liebesdienst am Nächsten auffassen und auch am Sabbat verrichten werden, wie sie selbst erklären.

Wie verschroben diese Adventisten vom siebenten Tage in ihren Ansichten auch sein mögen, und wie unangenehm uns ihr grenzenloser Hochmut berühren mag, so kann uns doch ihre Bekenntnis- und Leidensfreudigkeit auf Grund ihrer Glaubensgewißheit zum Nacheifern anspornen. Es soll das uns, Glieder der evangelischen Kirchen, erinnern an jenes Wort Luthers aus der Vorrede zum Römerbrief: „Glaube ist eine lebendige, kühne Zuversicht auf Gottes Gnade, so gewiß, daß der Mensch tausendmal dafür stirbe. Und solche Zuversicht und Erkenntnis göttlicher Gnade macht fröhlich, frei und lustig gegen Gott und alle Kreaturen.“

Achtung! Sektengefahr!

Aus vielen Teilen Deutschlands wird das zerstörende Eindringen der aus Amerika stammenden **Milleniumssekte** („Vereinigung ernster Bibelforscher“) gemeldet. Auf Grund eingehenden Studiums der von den Sektensendlingen zu Millionen verkauften Schriften und zahlreicher Erkundigungen aus dem Reich hat der Evangelische Pressverband für Deutschland ein eingehend orientierendes und warnendes **Flugblatt** soeben herausgegeben, das von seiner Geschäftsstelle, Berlin-Steglitz, Bismarckstr. 8, zum Preise von Mk. 2.50 für 100 Stück, Mk. 10.— für 500 Stück und Mk. 18.— für 1000 Stück einschließlich der Portokosten bezogen werden kann. Zur Massenverbreitung, gerade auch dort, wo noch wenig oder garnichts von der Milleniumssekte bekannt ist, ist das Flugblatt dringend zu empfehlen.



„Nur in dem Maße, als sich jemand im Strom der Welt eine stille Insel schafft, auf der er bei sich selbst ist, kann er Charakter werden; darin hat Nietzsche völlig recht, daß die stillsten Stunden die größten sind.“ Vielleicht gehört auch Moody's Wort hierher: „Ein Mensch ist vor Gott nur soviel wert, als er im Dunklen ist.“



Aus meinem Leben. 10

Zu einer inneren Abklärung und Vertiefung kam es in der rasenden Arbeitsheize dieses Sommers nicht. Es gab Tage von zehn und zwölf und mehr Arbeitsstunden. Dabei fiel mir das Amtieren in drei Sprachen gar nicht leicht. Die deutschen Predigten waren mir die liebste Arbeit, — obschon ich damals noch alle Reden aufschrieb und ablas! — die estnischen machten mir schon mehr Mühe, weil ich das Estnische nie ganz tadellos beherrschte. Russisch kam nur in seltenen Fällen bei kleinen Begräbnissen und Taufen, wie auch im schriftlichen Verkehr mit Behörden zur Verwendung. Damals fiel mir aber das Russische noch sehr schwer und ich drückte mich oft genug verkehrt dabei aus. Aber der Russe hat die liebenswürdige Höflichkeit nie über einen Fremden zu lachen, wenn derselbe in der überaus schwierigen Sprache Fehler macht.

Manches Mal in stillen Stunden stieg mir der fürchterliche Gedanke auf: In solchem übertriebenen Arbeiten wirst du ganz oberflächlich und unwahr. Du arbeitest bloß für das Schaufenster von Andern! Zum Bibellesen oder Sichversenken in ein Buch bleibt kein noch so kleines Schnipselchen Zeit und deine junge Frau, die dich knapp zu den Mahlzeiten sieht, hat nichts von dir.“ — Dann tröstete ich mich wieder damit, daß, wenn ich erst richtiger Pfarrer der Riesengemeinde geworden sein würde, ich mir ja einen Vikar oder Hilfsgeistlichen halten könne. Aber würde das Konsistorium mir, dem 24 jährigen jungen Manne gestatten, eine solche Pfarrei anzunehmen und noch einen Gehilfen begeben, der eventuell älter wäre als ich?

Zudem hatte ich in Dorpat, als ich das Kronstipendium erhielt, einen Revers unterschreiben müssen, daß ich gelobe die erste selbständige Pfarrstelle, für welche mich das Konsistorium bestimmen würde, unverweigerlich anzunehmen. Da hatte diese Behörde mich jetzt ganz in der Hand. Denn die einzige Möglichkeit, dieser Verpflichtung zu entinnen, bestand darin, daß ich die ca. 2000 Mark, welche ich in drei Jahren als Stipendium erhalten hatte, baar zurückzahlte. Dafür gab es aber bei meiner Mittellosigkeit keine Aussicht.

Endlich kam der Tag, wo mich die Gemeindevertreter, — wenn auch nicht einstimmig, aber mit großer Majorität — zu ihrem Pfarrer wählten. Ich mußte ihnen erklären, warum ich nicht so ohne Zustimmung des Konsistoriums die Wahl annehmen könne. Sofort legte man Bogen zum Sammeln von Unterschriften aus, die einer Bittschrift an's Konsistorium, mich hier zu lassen, Nachdruck geben sollten. Mehrere tausend Namen waren bald zusammen. Mein Generalsuperintendent erklärte: „Nein, — Sie sind zu jung und unreif für solch ein Amt in der Residenz. Das Konsistorium hat schon beschlossen, Sie im Herbst nach Grunau in Südrußland zu den deut-

schen Kolonisten zu schicken und Sie müssen laut jenes Reverfes gehorchen."

Jetzt war die Verzweiflung groß. Meine Eitelkeit war verletzt und ich hielt mich für den unglücklichsten Menschen unter der Sonne, wenn ich aus den glänzenden, äußeren Verhältnissen der Residenz in die unbekannte, unwirtliche Gegend, in die traurige Steppe ziehen mußte. Was Gott damals schon mit mir vor hatte, ahnte ich nicht.

Da erschien eines Tages ein Schwager des in Berlin später gut bekannten „Tränenschulze" bei mir und bat mich, mit ihm zum Generalsuperintendenten zu kommen; dort legte er tausend Rubel auf den Tisch, und sagte: „Das borge ich Keller ohne Zinsen auf solange, bis er's gut zurückzahlen kann. Dann ist er seiner Verpflichtung los und kann der Gemeinde und der Stadt erhalten bleiben."

Ich war entzückt, aber mein alter Generalsuperintendent blieb fest. „Keller ist mir für tausend Rubel nicht feil! Das Konsistorium hat ihn für Grunau bestimmt und der Minister hat ihn schon bestätigt. Sobald die Esten einen andern Pfarrer gewählt haben, reist er dorthin in die Steppen ab."

Das waren trübe Wochen! Mir war es schwer, nicht bitter und ungerecht zu werden und gleich beim Beginn meiner Amtstätigkeit mich gegen die geistliche Behörde aufzulehnen. Mein blinder Vater aber ließ mir schreiben: ich hätte mein Wort gegeben und dürfe nicht zurück. Er hätte mich zur Pflicht erzogen und Gott werde wohl wissen, was er mir für Sachen bereit halte, wenn ich gehorche. So gab ich allen Widerstand auf. Aber ich will mich nachträglich nicht besser machen, als ich war. Innerlich kochte alles in mir und ich konnte kaum in gewohnter Weise beten und meine letzte Arbeit in Petersburg tun.

Manche Amtsbrüder trösteten mich: ich sei ja jetzt in der Stadt bekannt und bei vielen beliebt! Man würde mich nicht vergessen und nach einigen Jahren bei einer etwaigen Vakanz schon an mich denken.

Ende September ward mein früherer Lehrer, ein geborener Este, zum Pfarrer gewählt und mein Schicksal war besiegelt. Die wenigen Möbel, die mein Eigentum waren, verkaufte ich und machte mit meiner Frau, der die schwere weite Reise in ihrer besonderen Lage auch nicht leicht fiel, mich zu einem kurzen Abschied bei den Eltern auf.

Der Besuch bei den Eltern war kurz, denn die Zeit drängte: der bisherige Grunauer Pfarrer war längst fort und der Nachbarnpfarrer, der Grunau mitversah, hatte vor, den Süden ganz zu verlassen, sobald ich gekommen sein würde. Hätte ich geahnt, daß das die letzte Gelegenheit auf Erden sein würde, um meinen Vater zu sehen und zu sprechen, hätte ich sie vielleicht noch anders ausgenutzt. Hatte doch mein Vater, der durch sein Alsthma an's Sterben gemahnt ward, ohne daß er davon mit uns sprach, etwas Prophetisches, Abgeklärtes an sich, wie nie zuvor. Es fielen mir Pauli Worte dabei ein: „Hinfort mache mir niemand mehr Mühe, denn ich trage die Wahrzeichen Christi an meinem Leibe."

Darum konnte ich auch nicht widersprechen, als mein Vater mir ruhig zu verstehen gab, daß mein Glauben und Beten ihm krank und schlaff erscheine: es fehle der eigentliche Lebenshauch des Geistes Gottes drin. Ich schob mit der Fertigkeit, die im Selbstentschuldigen eine bekannte Gabe des alten Menschen ist, alles auf meine berechnete Verstimmung über den Mißerfolg in Petersburg. Auf dem Grund meiner Empfindungen mag ein Groll gegen Gott gelegen haben, daß er meine Gebete in dieser Richtung nicht erhöht habe.

Am letzten Abend gab es einen feierlichen Abschied, da wir durch die Nacht fort mußten. Mein Vater händigte mir ein Papier ein, auf welchem er, trotz seiner fast völligen Blindheit mit ungeschickten Buchstaben mühsam geschrieben hatte: „Gold oder Silber habe ich nicht; was ich aber habe, gebe ich dir: der Herr segne dich und behüte dich, der Herr lasse sein Antlitz leuchten über dir und sei dir gnädig, der Herr erhebe sein Antlitz über dich und gebe dir Frieden.“ Dann mußte ich vor ihm niederknien, er legte mir beide Hände auf's Haupt und segnete mich. — Jenes Papier nannte ich mein Wertpapier und über zwei Jahrzehnte blieb es mein einziges Wertpapier und heute noch liegt es zu unterst im Safe!

Mein Vetter und Schwager, Hermann Hesse, gab mir zum Abschied den 91. Psalm mit und mein liebster Amtsbruder, Pastor Hasenjäger in Petersburg, schenkte mir einen kleinen eingerahmten Spruch, der seit 37 Jahren über meinem Pulte hängt:

„Daß ich nicht andern predige und selbst verwerflich werde.“ Darunter stand der Vers von Melancthon:

„Fac, ut possim demonstrare
Quam sit dulce te amare,
Tecum pati, tecum flere,
Tecum semper congaudere.“*)

Schnee sprühte am 6. Oktober (russ. Stils) um den Zug, der uns über 2000 Kilometer südwärts tragen sollte. Es war eine bittere Fahrt. Viermal vierundzwanzig Stunden, ohne die Unterbrechung in Moskau, wo wir eine verheiratete Schwester meiner Frau besuchen wollten, ging's fast ohne Pausen fort. Mein Trost war eine kleine lächerliche Ablenkung: Pastor von Ruckteschell hatte von einer Großfürstin einen dreimonate alten echten Bernhardiner geschenkt erhalten. In seiner Junggesellenwohnung gab's kein Heim für den temperamentvollen Hund, der schon in so jungen Tagen eine wahre Löwenstimme hatte und so schenkte er ihn uns zum Abschied. Der Hund verlangte nach Beschäftigung und Erziehung und so lenkte er mich von meinem Kummer und dem törichten Mitleid mit mir selbst ab. Meine Frau

*) „Schaffe, daß ich zeigen könne,
Wie süß es sei dich zu lieben,
Mit dir zu leiden, mit dir zu weinen
Und immer mit dir zusammen sich zu freuen.“

griff die Reise sehr an und sie lag oft apathisch da. Kein Wunder, daß Rolf mich über meine Verstimmung wegzubringen vermochte!

Nach drei Tagen war der Winter des Nordens vergessen und es wurde wieder sommerlich warm, als wir südlich von Charkow das eigentliche Steppengebiet erreichten. Also das war die Steppe! Meine Frau meinte melancholisch lächelnd: „Das ist ja gar keine Gegend!“ Völlig flaches Gelände mit Ackerfeldern und riesigen Grasflächen. Nur in den Einschnitten der kleinen Flußläufe kauerte ein Häuflein armseliger Russenhütten, wie ein Volk Rebhühner im Kartoffelkraut. Unwillkürlich mußten wir denken, daß unsere neue Heimat auch solch ein Dörfchen mit schmutziger Dorfstraße und unser Pfarrhaus auch eine kleine strohgedeckte Hütte ohne Schornstein sein würde. Der Rauch suchte sich seinen Weg durch die offene Tür oder die nach oben offene Herdstelle.

Auch die Geldverhältnisse waren wieder einmal bemühend. Nach Bezahlung aller Verpflichtungen und der teuern Reise waren uns nur etwa dreißig Mark übrig geblieben, als wir den letzten Tag der Eisenbahnfahrt hinter uns hatten. An Möbeln hatten wir nichts. Zwei Matratzen im Sprungfederrahmen, einige Kisten und Decken und zwei Korbkoffer mit Wäsche, Kleidern und Büchern, — das war alles.

Die Steppennacht erschien uns Neulingen extra finster, als der Zug an unserer Station hielt. Dazu war der Maschinist hundert Meter zuweit gefahren. Als wir ausstiegen, standen wir im Dunklen auf der Steppe und der Zug fuhr fort. In einiger Entfernung zitterte ein Lichtlein auf uns zu. Es war die Laterne des Stationsportiers, der die ausgeladenen Stückgüter suchte.

Ehe wir ihn erreichten, tauchte eine hohe schwarze Gestalt im Schafspelz vor uns auf und eine Stimme fragte im gemüthlichsten, breiten Ton von der Welt: „Sind Sie uns neue Paschtur?“ „Ja-wohl,“ sage ich ganz glücklich und halte Rolf zurück, der dem Fremden grimmig polternd entgegenzerrte. „Na, ich bin Reddig, Kirchenältester und bin mit meinem Fuhrwerk bei der Station, um Sie abzuholen. Wir haben morgen zehn deutsche Meilen bis zum Pfarrdorf zu fahren.“ Wie ein Engel erschien uns der glattrasierte, gutmütige Bauer! Bald waren wir bei der Station und da gab es wohl ein sogenanntes Damenzimmer mit zwei fragwürdigen Polstersofas, aber kein „Bröselein“ zu essen.

„Hab' ich mir gedacht,“ schmunzelte Reddig, und wickelte Brot, Butter, Schinken und eine kalte gebratene Ente aus einem leinenen Tuch heraus. Das war unser erstes Abendbrot in der Steppe!

Todesanzeige.

Fräulein B. S. hat mich gebeten, jetzt schon anzeigen zu wollen, daß sie am 27. Januar 1915 sterben werde. Trifft das wirklich ein, dann erst soll ich die Briefe veröffentlichen, die solche Benachrichtigung aus der unsichtbaren Welt berichten. Manches darin ist so eigenartig, daß ich ihrem Wunsche nachgebe.

Gebetserhörung.

(Von einer armen Näherin.)

Oftern kam. Zwei Kleider hatte ich gemacht, aber da die Damen bei der Lieferung nicht zu Hause waren, kein Geld erhalten. Ein herrlicher Sonntag war's, aber ich hatte nichts mehr zu essen; keinen Pfennig Geld. Vom Fenster aus sehe ich die Menschen, heiter im schönen Sonnenschein spazieren gehen. Ach und ich? Mein Gott, womit habe ich das verdient? Und dem Schmerzensausbruch folgt ein Tränenstrom, so wild wie ein Bergbach, der ganze Körper schüttelt sich. — Da ist es mir, als hörte ich eine Stimme: „Nah ist Gott und Gottes Friede; nahe der, der alles hört.“ Da legt es sich schon um mich, ein kosender Friede; meine Tränen sind versiegt; ich habe ein Gefühl, als säße ich auf Mutters Schoß, meine Arme um ihren Hals geschlungen.

Um 9^{3/4} Uhr will ich in's Bett gehen. Da klopft es. Auf meine ängstliche Frage, wer draußen sei, antwortet eine freundliche Stimme: „Bitte, machen Sie nur auf, liebes Fräulein! Ich komme Ihnen unsere Rechnung bezahlen. Vielleicht brauchen Sie schon morgen das Geld!“ — Ist Ihnen schon so etwas vorgekommen, Herr Pastor? Sonntag Abend 9^{3/4} Uhr gehen Damen eine Schneiderrechnung bezahlen! „Nah war Gott und Gottes Friede; nahe der, der alles hört“!

*

*

*

Ein halbes Jahr später. Wieder sitze ich auf dem Trockenen. Keine Lebensmittel, kein Geld, das letzte Petroleum in der Lampe. Auf meinen Knien liegt ein Unterrock; daran soll ich einen neuen Belag machen und neue Borte annähen. Ja, — wenn ich doch eine Mark hätte! Aber, woher soll die kommen? Borgen kann ich bei niemand, außenstehen habe ich keine; Geld regnen kann es nicht! Aber ist es Gott auch unmöglich, mir eine zu verschaffen? Ich möchte doch sehen, wie er das jetzt wohl machen würde! Das ist ja reizend, ich arme Seele muß meinen himmlischen Vater in so eine Verlegenheit bringen! Mir macht es fast Spaß, daß der liebe Gott auch einmal etwas nicht kann!

Da klopft es an die Tür und herein tritt ein bekanntes Mädchen. Ganz erstaunt sage ich: „Aber, Fräulein! In diesem Hundewetter kommen Sie zu mir?“ „Ja,“ sagt sie, „in dem Wetter! Tante war

auch böse, daß ich ging; aber es ließ mir keine Ruhe; ich bringe Ihnen hier eine Mark. Sie baten uns vor längerer Zeit um ein Bettuch für eine alte Frau. Wir haben keins, aber Tante schickt Ihnen eine Mark und Sie sollen ihr eins dafür kaufen.“ Damit legt sie das Geld auf meine Nähmaschine.

Mit weit aufgerissenen Augen, vor Entsetzen sprachlos starrte ich auf die Mark. Die strahlte, flimmerte, bohrte sich in mein Auge, als wollte sie sagen: „Siehst du mich? Siehst du mich?“ Ich war stumm. Hier sprach Gott eine gewaltige Sprache. — Endlich schrie mich das Fräulein ärgerlich an: „Na, wenn's Ihnen zu wenig ist, da legen Sie doch das andere zu! Mehr gibt's nicht!“ Verstört stammelte ich meinen Dank, sagte ihr aber nichts von dem, was mich bewegte: ich fühlte Gottes Finger auf meinen Lippen. Ich besorgte nun meine Arbeit und kaufte nachher das Bettuch. E. S.

Dieser Abschrift aus einem Briefe habe ich nichts hinzufügen, als daß ich im Geldpunkt wohl hundertmal in meinem Leben ähnliche handgreifliche Erfahrungen gemacht habe. Es gibt einen lebendigen Gott, der zu seinem Wort steht: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen.“



Aus der Briefmappe des Evangelisten



„Paris“. Ihre Fragen über Fürbitte sind nicht leicht kurz beantwortet: 1. Wir Menschen, die etwas von der drahtlosen Telegraphie wissen, sollten auch überzeugt sein, daß unsere intensiven, wiederholten Gedanken, die wir auf einen fernen Menschen richten, auf ihn einen Einfluß ausüben. Natürlich ist damit der göttliche Einfluß auf ihn in Folge unseres Betens nicht ausgeschaltet, sondern vielleicht nur in etwas abgebildet. 2. Schwer ist diese Nervenanspannung, weil sie eine Ausgabe von Kraft darstellt, der keine Einnahme direkt entspricht; etwa wie Jesus sagt: es sei eine Kraft von ihm ausgegangen. Bei einer starken Inanspruchnahme unserer Persönlichkeit durch andere tägliche Pflichten wird nicht allzuviel Kraft für Fürbitte übrig bleiben. Daher muß man sich dazu extra freie Zeit und Stille verschaffen, wenn man etwas Gründliches leisten soll. Früher brauchte ich zwanzig Minuten am Tage, jetzt oft eine ganze Stunde oder mehr. Wir stehen aber oft

schlaflose Stunden der Nacht zu diesem Zwecke zu Gebot. „Aufreiben“ sollen Sie sich dadurch nicht. Das ist nicht Gottes Wille. — Abends schläft man leicht zu früh darüber ein oder regt sich zu sehr auf. Morgens ist es besser. Oder Sie legen sich am Tage für eine Stunde mit geschlossenen Augen dazu hin. 3. Sind Sie körperlich matt und krank, dann schränken Sie solche Arbeit ein. Gott überbürdet seine Leute nicht. 4. Auch eine gewisse „Autosuggestion“, eine Vorstellung, die man sich selbst macht, wird kaum ganz zu vermeiden sein, weil wir unsere Phantasie nicht ganz ausschalten können. Nur keine unwahre Selbsttäuscherei; davor bewahrt den Aufrichtigen das Beten im Geist und in der Wahrheit, d. h., daß man sich bewußt bleibt, jetzt vor den Augen des Herzenskundigers sich zu befinden. 5. Wie sich unser Gebetseinfluß auf Andere zu ihrem „freien Willen“ verhält, werden wir wohl hier im Lande des Stückwerks nie ganz klar verstehen können. Gibt es unterpersönliche unheilige, dunkle Kräfte im Triebleben des Menschen, die unvermerkt auf seinen Willen wirken, — warum sollen wir nicht mit heiligen Kräften ihm zu Hilfe kommen können, daß er besser und stärker wolle, was zu seinem Heil dient? — Vielleicht kann ich später einmal in einem Büchlein über Fürbitte mehr über die ganze Sache sagen.

S. G. Sie sind ein Christ, — aber ein dürftiger. Ein Ostersamstag-Christ. Was soll das heißen? Nun, wo war damals das Heil der Welt? Jesus war am Kreuz gestorben, hatte also das Heil der ganzen sündigen Menschheit schon durchgesetzt und fertig gestellt, aber niemand auf Erden hatte es wirklich. Seine eigentümlichen Kräfte waren noch nicht in lebendiger Wirkung zu spüren; sie waren schlummernd, latent vorhanden, bis Gott der Vater zu Ostern den Sohn erweckte und dadurch die Schale sprengte, daß die geheime Wirkung anfangen konnte offenbar zu werden. So stehen Sie (wenigstens nach Ihrem Brief zu urteilen!) auf dem Standpunkt, daß Sie theoretisch, gedankenmäßig, die richtige Überzeugung vom Heil haben, nur ganz ohne die beseligende, befreiende, stürmische Wirkung erlebt zu haben. Vielleicht müssen Sie in Ihrem sittlichen Leben einen bewußten Schritt vorwärts tun, damit etwas wirkliches bei Ihnen offenbar wird. Prüfen Sie sich, was Jesus wohl zunächst von Ihnen erwartet. Dann wird das Leben quellen, das vorhanden ist, aber schlummert! So heißt es wenigstens: „Erwecke die Gabe, die in dir ist . . .“—

M. S. So schnell sollten Sie nicht mit dem Urteil über Ihren neuen Pastor fertig sein: „Jetzt ist das Schicksal unserer armen Gemeinde auf etwa zwei Jahrzehnte besiegelt! Den Mann nimmt uns kein Konsistorium so bald weg und wir haben ja keine Auswahl und müssen Jahraus jahrein langweilige Predigten hören.“ Erstens kann der junge Mann sich ändern. Er kann etwas Schweres erleben, das ihn reifer und innerlicher macht; Sie können treulich für ihn beten und als ältere Christin und Patronin ihn durch Bücher und Umgang ändern helfen. Bis dahin fangen Sie an, sich seine Predigt wichtiger zu machen. Nehmen Sie nur die Interpunktion zu Hilfe! Setzen Sie mal Fragezeichen der Selbstprüfung hinter seine Sätze! Oder ein anderes Mal Ausrufungszeichen der jubelnden Zustimmung oder das Punktum des seligen Besizes. Oder Gedankenstriche des Weiterdenkens! Oder suchen Sie sich zu seiner Predigt Illustrationen der Erfahrung, die er nicht gebracht hat oder ziehen Sie Schlußfolgerungen, die er vergessen hat! Sie können dann selbst das interessante Stück der Weiterbildung seiner Predigt für sich selbst besorgen. Sehen Sie jede seiner Predigten als eine Aufgabe für sich an, etwas draus zu machen

„Kultur.“ 1. Die von Ihnen genannten Betriebe sind nicht gesundheitsgefährlicher, als viele andere. Wenn jeder es für ein Unrecht hielte, sich solcher Gefahr auszusetzen, könnten wir die Bude zumachen! Ärzte, Seelente, und viele andere müssen sein! *Navigare necesse est, vivere non est necesse*: Seefahren ist notwendig; Leben ist nicht notwendig! 2. Damit ist schon die zweite Frage beantwortet: wir haben keine persönliche Schuld, wenn wir die Errungenschaften einer Kultur benutzen, die durch irgend was für Gefährdung Anderer erreicht wurde.

Fr. H. B. Brief mit Einlage dankend erhalten. Ihren Enkel können Sie, wenn die Geldmittel reichlich vorhanden sind, in dem ausgezeichneten Pädagogium in Godesberg unterbringen; im andern Fall im Johannesstift, Spandau b. Berlin. Lassen Sie sich von beiden Anstalten die Prospekte kommen. Wollen Sie private, gute Behandlung, tüchtige Nachhilfe für den Schulunterricht und christliche Beeinflussung, so fragen Sie bei meinem Freunde Oberlehrer Pektun am Gymnasium in Friedland (Mecklenburg) an, ob er noch einen Pensionär aufnehmen kann.

Sarepta. Der Untersatz: „Jeder Kosmos ist nicht zum Vergehen, sondern zum Bleiben angelegt“ . . . ist nicht bewiesen. Welten, Sterne, Einzelwesen haben durch Zertrümmern, Erlöschen usw. sich in ihre Bestandteile aufgelöst. Damit fallen die Schlußfolgerungen, die Ihr Gewährsmann gegen meine Anschauung von der Seelenvernichtung zieht, in sich zusammen.

M. in B. Gern teile ich meinen Lesern mit, daß die „Frohe Botschaft“, jene Pfennigspredigt, die ich vor 19 Jahren mitbegründen half, in den Verlag der Stadtmission (unter der Adresse: Ernst Röttgers Verlag, Berlin S.W. 61. Johanniterstraße 4/5) übergegangen ist. Herausgeber bleibt Pastor Michaelis in Bielefeld.

M. M. Ihren Brief erhalten. Freue mich, daß diese meine Empfehlung so gut eingeschlagen hat! Wünsche weiter Segen! †

S. S. Wenn nicht genaue ärztliche Feststellungen vorliegen, ist da nichts zu sagen. Beide Krankheiten, die Sie nennen, sind nicht ohne Weiteres erblich. Ohne einen verständigen Arzt läßt sich aus der Ferne nichts bestimmen. Ja, wenn es andere Krankheiten wären, würde ich gegen die Heirat raten! Aber so müssen Sie sich an den Arzt wenden.



Dhne alle Vergütung

kann ein zwei Jahre alter, kräftiger, hübscher, blonder Knabe (unehelich geboren) an Kindesstatt angenommen werden. Anfragen sobald als möglich an den Herausgeber dieses Blattes. —

Missionssommerschulen

für Damen werden abgehalten vom 8.—14. Juli in Hermannswerder bei Potsdam und vom 3.—8. August in Boberröhrsdorf, Kreis Hirschberg. Alles Nähere erfährt man über den ersten Kursus durch H. Miss.-Insp. Lic. Schlunk, Hamburg, Blumenau 144 und über den zweiten durch H. Miss.-Insp. Knaf, Berlin NO. 43, Georgenkirchstr. 70.

Vom Büchertisch

D. Dr. von Bezze! , Warum haben wir Luther lieb? München, Paul Müller's Verlag. 40 Pf.

Das ist ein feiner, froher, starker Vortrag, der einem ordentlich wohlthat! Mancher Pfarrer hätte hier das Material zusammen für eine eigene Arbeit, um einen Familienabend schön auszufüllen.

Heinrich Stillings (Jung Stilling) Schatzkästlein, 310 Seiten stark, welches im Jahre 1816 in Nürnberg erschien und seitdem nicht wieder gedruckt wurde, wird in unveränderter Weise durch den Verlag von C. Schaffnit, Düsseldorf, demnächst neu hergestellt werden. Für jeden Tag ist ein Bibelabschnitt und ein poetisches, erhebend und lehrreiches Gedicht beigegeben, sodaß die Freunde Jung Schillings diese Neuauflage gewiß mit Freuden begrüßen werden. Die Exemplare werden geb. ca. Mk. 4.— kosten.

Adolf Schulze, Die Brüdermission in Wort und Bild. Herrnhut, Missionsbuchhandlung, kart. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.

Eine reichhaltige Fundgrube für jemand, der etwa an Stoffmangel für Missionsstunden leidet. In kleinerem Kreise brauchte man bloß die 151 vorzüglichsten Bilder zu zeigen und einige erläuternde Worte aus dem meisterhaft gehaltenen Text über dieselben vorzulesen, so wären schon mehrere Missionsstunden gut ausgefüllt. Für die Brüdermission ist dieses schön ausgestattete Werk eine wertvolle Empfehlung und sie hat es gewiß gern, daß ihr neue Freunde erstehen, wie Sand am Meere, damit sie ihr großes, weitverzweigtes Werk nirgends Not leiden lassen muß. Man vergleiche den kleinen Artikel dieses Heftes über Anyamweß!

Jakob Kroeker. Verhüllte Segenswege, Gotha, Ott's Verlag. Mk. 1.50.

Man braucht dem Verfasser nicht jede gewagte Auslegung und Anwendung zu verzeihen und wird doch durch den Ernst seiner Gedankenführung oft überrascht und erbaut werden. Für geförderte Christen sehr empfehlenswert. Andere dürften es kaum genießen können.

Diaconisse Anna Schröter, Friede und Freude, Neue Lieder, zwei- u. dreistimmig für Diaconissenhöre, Jungfrauenvereine, Kirche, Schule und Haus.

Breslau, Verlag des Lehmgrubener Diaconissenhauses. 85 Pf., 10 Gr. 8 Mk.

Zweihunddreißig neu komponierte Melodien! Dabei edel, würdig, wohlthuend im Klang und ebenso frisch, wie einfach. Da werden sich sicher viele Hände nach dem wertvollen und dabei so bescheiden-billigen Büchlein ausstrecken. Wer religiöse, gut zu singende neue Melodien schafft, sollte doppelter Ehre wert sein; denn darin haben wir keinen Überfluß.

Dr. med. L. Müller, Der junge Mann und der Naturtrieb. Elberfeld, Verlag des Ev. Jugendhauses. 25 Pf.

Jedes Mal, wenn ich eine Schrift rezensieren soll, die sich mit einem auch von mir behandelten Gegenstand beschäftigt (mein Büchlein „Naturtrieb und Sittlichkeit“ ist in über 50,000 Exempl. verbreitet!), habe ich eine Versuchung,

mich in Edelmut zu sonnen! Das brauche ich bei dieser Schrift meines Freundes nicht: sie ist scharf und taktvoll und gibt eine wertvolle Ergänzung zu meinem Büchlein. 3. B. auch neuere Zahlen. Jeder Primaner sollte vor dem Abgang von der Schule so etwas gelesen haben.

Fritz Kexler, Was wir von Himmel und Hölle wissen. Agentur des Rauhen Hauses. 10 Pf.

Ob der Verfasser meine „Auferstehung des Fleisches“ gelesen hat, ehe er das schrieb? Wenn ja, dann ist er ungerecht und oberflächlich mit meinen Gründen umgesprungen, um nur die Endlosigkeit der HölLENstrafen zu retten; denn er erwähnt nur flüchtig die Anschauung der Seelenvernichtung ohne seine Ablehnung derselben zu begründen. — Man müßte doch wenigstens so gerecht sein, zuzugeben, daß alle drei Anschauungen — Endlosigkeit, Wiederbringung und Seelenvernichtung — aus der Schrift mit verschiedenen Stellen gestützt werden können und nicht nur eine davon die orthodoxe sein muß!

Die Not unserer Volks- und Jugendbüchereien. Hamburg, Rauhes Haus.

Der Aufsatz von Ulrich Meyer über diese Frage ist sehr lesenswert. Man sieht wieder, daß der Geisterkampf überall entbrannt ist. Mich wunderte nur, daß in dem Verzeichnis der für Volks- und Jugendbüchereien empfohlenen Bücher so wenige von den meinen angeführt werden.

Dr. Gerhard Niedermeyer, Morgenröte. Zeugnisse aus der christl. Studentebewegung. Berlin, Warnacks Verlag. Mk. 2.—

Wem das Herz schwer geworden ist über der Sorge um unser Volk und Vaterland, der sollte sich dieses Büchlein als eine trostreiche Medizin zurecht legen, daß er einen Schluck oder zwei davon nehmen könne. Es gibt doch noch eine Hoffnung für unsere Kirche und unseres Volkes Zukunft, wenn soviel neue Lebensansätze unter der Studentenschaft zu sehen sind. Das Buch ist glänzend geschrieben!

Renata Greverus, Ein Knabenschicksal. Barmen, E. Biermanns Verlag. 1 M.

Die Sache selbst ist so unwahrscheinlich, daß man annehmen muß, daß sie wirklich geschehen ist; denn nichts ist so unwahrscheinlich als das wirkliche Leben! Erzählt ist alles flott und ohne jenes Pathos, das schon Knaben in dem Alter abstößt, für welches das Büchlein bestimmt ist.

Gottfried Simon, Islam und Christentum im Kampf um die Eroberung der animistischen Heidentwelt. 2. Aufl. Berlin, Warnacks Verlag. Mk. 6.—

Dieses vorzügliche Werk, das mir ebensoviel Belehrung, wie Erquickung und Anregung gebracht hat, habe ich bei seinem ersten Erscheinen schon aufs wärmste empfohlen. Es freut mich, daß ich jetzt die zweite Auflage desselben anzeigen kann. Mancher Student hätte für seine Auffassung vom Christentum und seine eigene Lebensführung aus diesem Buche mehr Gewinn, als aus einem Karren voll anderer Bücher, die sein Gewissen nie treffen und ihn kalt lassen, trotz aller wissenschaftlichen Schärfe und Straffheit der Gedankenführung.

Ein Hilferuf

ist von der Herrnhuter Mission her erschollen. Nicht wie der angstvolle Ruf der Jünger im Sturm auf dem See: Herr, hilf uns, wir verderben! sondern eine Bitte um Hilfe, wie einst die Jünger auf demselben See ihren Gesellen winkten, daß sie kämen und halfen ihnen ihre überfüllten Netze ziehen (Luk. 5). Die Brüdergemeinde ist klein, aber ihr noch immer reich gesegnetes Missionswerk ist groß, ausgedehnt über 14 Missionsgebiete in allen Weltteilen, mit 100000 Heidenchristen. Und dem 180 Jahre alten Baum entsprossen immer wieder neue Triebe. Zu den jüngsten gehören zwei hoffnungsvolle Missionsfelder in Deutsch-Ostafrika, am Nyassa und in Unyamwezi mit der Hauptstadt Tabora, einer Hochburg des Islam, die es jetzt zu stürmen gilt. Aber über dem gesegneten Wachstum des Baumes ist der tragfähige Wurzelboden zu eng geworden. Darum steht die Herrnhuter Mission jetzt vor der Frage: Können wir das Werk, zu dessen Unterhalt jährlich über zwei Millionen Mark benötigt werden, in dem vollen Umfang weiter führen? Als die Missionsdirektion ernstlich erwog, ob nicht doch ein Teil der ostafrikanischen Mission, Unyamwezi, in andere Hände übergeben werden sollte, trat die Missionsgemeinde mit großer Opferwilligkeit in den Riß, um ihr geliebtes jüngstes Kind in Afrika zu behalten und selbst weiter zu pflegen. Aber sie konnte das nur wagen im Vertrauen darauf, daß auch ihre Freunde da und dort sie nicht dabei im Stiche lassen werden. Darum bittet sie um Hilfe. Wer helfen will, der trete für sie ein. Herr Prediger A. Schulze in Herrnhut (Sachsen) wird gern jede weitere Auskunft erteilen. — Diese Bitte unterstütze ich gern!

S. Keller.

—Reiseplan—

Vom 21. Juli bis Ende August
Schweibenalp b. Brienz, Schweiz.
Vom 19. Sept. bis 9. Okt. Ostpreußen.
Vom 11.—16. Okt. Danzig.
Vom 1.—8. Nov. Langenberg, Rheinl.
Vom 9.—13. Nov. Sangerhausen.

Am 15. Nov. Magdeburg, Festpredigt.
Vom 16.—22. Nov. Mannheim.
Vom 23.—27. Nov. Freiburg i. Br.
Vom 30. Nov. bis 4. Dez. Karlsruhe.

Psalm 121.

Bezugsbedingungen.

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen Mt. 3.50
Bei direkter Zusendung unter Kreuzband Mt. 4.— Einzelnummer 35 Pfg.
Inseratenschluß: 20. des Monats. — Preis der 1 spaltigen Petitzeile 40 Pfg.

Herausgeber Pastor S. Keller in Freiburg i. Br. — Kommissions-Verlag
von Walter Mombert in Freiburg i. Br. — Druck von Hammerschlag u.
Kahle, G. m. b. H. in Freiburg i. Br.

Auf Dein Wort



12. Jahrgang.

Heft 11.

August 1914

Abendglühen.

Still erleuchtend über Tal und Firne
Glühn der Sonne letzte Feuerbrände,
Und ich lege meine heiße Stirne
Sinnend träumend in die müden Hände.

Wieder geht ein Erdentag zur Rüste;
Näher, näher im Hinübergleiten
Trägt sein Nachen mich der selgen Rüste,
Und es dringt ein Heimatglockenläuten,

Zu mir her auf weichen Windeschwingen,
Klar, so klar wie ich es nie vernommen,
Und es mahnt sein wunderfüßes Klingen:
„Sei getrost, du sollst nach Hause kommen!“

Bertha Hellmann.





Du aber herrsche über sie.

1 Mos. 4, 7.

Einige Bemerkungen hierzu von A. W. Daiber, Pfarrer.

Je älter wir werden, desto mehr stellt sich das drängende Bedürfnis bei uns ein, einen Weg zu den Wirklichkeiten des Lebens zu finden. Daß dieser Weg ebenso mühsam zu finden und ebenso steil zu gehen ist, wie der in das Land der Begriffe, des rein theoretischen Vorstellens und Erkennens, das bedarf nur der Erwähnung, um die Zustimmung derer zu haben, die ihn schon gegangen sind. Um nun aber dem da und dort vorhandenen Mißverständnis zu wehren, als ob das theoretische Erkennen wertlos, nichtig und nutzlos und deshalb geradezu verwerflich sei, möchten wir betonen, daß es an seinem Plaze geradezu eine Nothwendigkeit ist; denn es ist die Form, in die wir den Inhalt des praktischen Erlebens überhaupt erst fassen und aufnehmen können. Wir alle, ob wir uns dessen bewußt sind oder nicht, wir alle haben und gebrauchen solche Formen.

Alles, was man uns je von Gott, Sünde, Jesus, Vergebung und Gemeinschaft erzählt hat, das alles ist zunächst nur eine Form oder ein Gefäß. Dieser gewiß wertvolle Besitz der Form kann aber, wie uns unsere eigene Erfahrung und die Beobachtung an tausend anderen Menschen zeigt, zu einer Versuchung und gefährlichen Klippe werden. Wieso? Weil man sich an der bloßen Form genügen lassen kann und man unter Umständen, wie sie Vergangenheit, Bildung und Umgebung zeitigen, auf den der Form allein entsprechenden Inhalt kühl verzichtet.

Wo nun immer der Mensch die Ehrlichkeit gegen sich selbst erhält und sie nicht als einen etwas zudringlichen, lästigen Gast aus seinem Innenleben verschucht, da stellt sich früher oder später das peinigende, sich bis zur Unerträglichkeit steigende Gefühl der Leere, das geistige Gähnen ein, das entweder zum Schlafen führt oder aber ein Wachwerden schafft, das die Kräfte unseres Geistes- und Seelenlebens in die Richtung und in das Gebiet leitet, aus dem die oben genannten Formen entnommen sind. Einem Signal gleich blizt dann vor uns

auf — ob wörtlich oder nur dem Sinne nach — „Schaffet, daß ihr selig werdet mit Furcht und Zittern.“ Dies Bibelwort allein entspricht dem Zustand und dem Begehren der Seele, die in die Enge getrieben wurde. Da macht sich der Trieb zu einem Gerettetwerdenwollen so sehr geltend, wie später kaum mehr. Und dies nenne ich den Weg suchen und finden zu den Wirklichkeiten des Lebens, die entweder aufbauend und erlösend oder zerstörend und verdammend in unser Geheimstes und Innerlichstes greifen. Halt- und Stützpunkt ist und kann da nicht mehr die bloße Form sein. Die zittert und droht einem ob ihrer Leere in den Händen zu zerbrechen. Wir müssen um jeden Preis den Inhalt zur Form haben. Dieses haben müssen, das ist der steile, schmale Weg zu der Wirklichkeit des Lebens, die dann die Wand niederreißt, die hemmend dem Ineinandersein von Zeit und Ewigkeit im Wege stand.

Die Form „Gott“ muß den Inhalt: lebendiger, heiliger Gott haben. Die Form „Sünde“ ist nicht mehr nur eine nichts oder wenig besagende Irrung, ein Schwanken unseres vorgeblich zielsicheren Willens, sondern sie bekommt den Inhalt der zerstörenden Feindschaft. Sünde ist dann „die Not“ unseres Lebens.

Wir verzichten auf eine Wiedergabe aller der Bestimmungen darüber, was Sünde sei und woher sie komme und stellen uns von vornherein auf den Boden der Tatsache, daß sie ist und daß sie in unser Leben eingreift. Nur von diesem Standpunkt aus schreiten wir dann vorwärts zu dem Bewußtsein, daß die Sünde die einzig große Not in unserem Leben ist, so quälend, daß ihr abzuhelpen nur der notwendige Ausdruck der Selbsterhaltung ist.

Ich hoffe bei nachdenklichen Lesern mit dieser Bezeichnung nicht mißverstanden zu werden; denn sie will nichts anders besagen als immer wieder: Schaffet, daß ihr selig werdet mit Furcht und Zittern. Und dies befolgt, ist nichts anderes als die mutige Flucht aus einem Machtbezirk in den andern.

Die Sünde ist eine souveräne Macht und zwar neben der Macht Gottes. Daß und wie sie das geworden ist, ist und bleibt für unser Erkennen ein Geheimnis. Das ahnende Verstehen desselben fällt unter den Lobpreis und das Anbeten des wunderbaren Psalmes Römer 11, 33—36.

Der Machtbezirk der Sünde erstreckt sich über die ganze Menschheit (und alle Kreatur) und greift in das Leben des einzelnen Menschen durch die Versuchung zur Gedanken- und Tatsünde ein. Und

nun gehört es zum Betrug der Sünde, daß nicht das Ausüben, das Tun des Versuchlichen uns Angst und Sorge macht, sondern erst die unausbleibliche und darum unabwendbare Folge der Sünde macht uns zu den Geschlagenen und Furchtsamen. In dem zunächst nur versteckt vorhandenen Furchtsamsein kommt dann allmählich die Unsicherheit, das Schwanken in der Gewißheit, ob Gott sei zum Ausdruck. Dieses Schwanken wächst sich aus zum geheimen oder offenkundigen, lautgewordenen Zweifel an Gottes Dasein, an Gottes Macht. Damit entweicht der Mensch dem Machtbezirk Gottes und jetzt ist er ein Verlorener. Jetzt ist er in den immer weniger werdenden guten Augenblicken das Kind mit der Heimweh kranken Seele, der Mensch mit dem sterbenden Flämmlein in seiner Brust. Und doch liegt gerade in diesen Zuständen eines der wunderbarsten Geheimnisse, nämlich das Geheimnis der Vorbereitung zum Hören, Vernehmen und Schauen Gottes wie sonst nie.

Nach meinem Verständnis gehört zu den tiefsten, göttlichen Heils-offenbarungen das Wort, das uns Macht zutraut über die Sünde in der betrügerischen Form der Versuchung zu Herrschen.

Ist die Sünde als tiefste Not erkannt, dann entspricht diesem Notstand das Angebot Gottes, über die Sünde zu herrschen, in vollkommener Weise; denn das Überwinden der Versuchung zur Lüge führte in den Machtbereich der Wahrheit, das Überwinden der Unreinheit in Wort und Tat führt aus der Nacht in das Licht: das Überwinden der Versuchung zum Eigennutz, zur Selbstsucht, zur Bequemlichkeit führt ins Reich der opferbereiten Liebe, der Selbstlosigkeit und damit zur Dienstbereitschaft für Gott und Gottes große Absichten. Und die haben ja ihren Höhepunkt in der Überwindung der Macht des Bösen, der Sünde. So wird der Mensch durch seine Bereitschaft zum Herrschen über die Sünde nicht nur selbst ein Befreiter, sondern zum Mitarbeiter und Mitüberwinder der gottfeindlichen Macht. Im Siegen wächst die Kraft, vertieft sich das Bewußtsein um die Notwendigkeit des Kampfes und führt zur Huldigung für den großen Gott, der uns befreit und zu Herrschern machte. Daß damit nicht gesagt sein soll, der Kampf habe ein Ende, das versteht sich von selbst, und daß die Hauptsache die Vergebung Gottes bleibe, ist unter Christen, die sich nach ihrem Erlöser nennen, eine für alle Zeiten und bis zu unserem letzten Atemzug unantastbare Grundwahrheit. Aber — und damit kommt ein Einwand, der nicht unbeachtet bleiben darf, wir der Vergebung durch Christus gewissen Menschenkinder müssen mehr Strei-

ter werden. Nicht allein um unseretwillen, sondern auch um der Welt willen, in die wir als ein Zeugnis hinein gestellt sind. Das Vergeben, das doch mehr immer nur dem Vergangenen gilt, darf nicht zum bequemen Ausruhen werden. Der Gegenwart, dem Jetzt, dem Augenblick gilt: Herrsche über sie!, d. h. sei und bleibe, wenn auch nur ein feiner Kanal der Macht Gottes zur Überwindung des Machtgebietes, das dem Herrn dieser bösen, argen Welt gehört.

Und nun noch einen Gedanken, den anzuknüpfen, mir wichtig scheint. In unseren Tagen wird auf die verschiedenste Art und Weise die Wahrheit um die Gottesgewißheit zu erhärten gesucht. Diese ernste und wichtige Arbeit verdient alles Lob und alle Anerkennung, aber der Ertrag dieser Arbeit scheint mir nur für wenige bestimmt zu sein. Wir möchten mehr als nur wenig Auserlesene, wir möchten alle zu dieser Gewißheit bringen. Sie liegt in der Herrschaft über die Versuchung zur Sünde. Warum sind die Menschen, oft auch christlich fromme Menschen, ihres Gottes so wenig gewiß? Das liegt einzig und allein an dem Nichtherrschen über die Sünde.

Die beste Apologie, d. h. der beste Erweis für die Gottesgewißheit liegt in der Befolgung der Worte:

Du aber Herrsche über sie.



Missionar: „Ist denn noch nie irgendwie Zivilisation zu euch gekommen?“
Häuptling: „O, doch! Das letzte Schiff, das hier anlegte, brachte uns drei Fässer voll, aber sie sind jetzt alle leer.“

Aus einem Disput über biblische Wahrheit. „Ich bitte Sie, haben Sie je einen Esel wie einen Menschen sprechen hören!“ „Nein, aber schon einen Menschen wie einen Esel.“

„Wer andere will und soll erbauen, muß viel in seinen Busen schauen.“
(Tersteegen.)

Aus „One by One“, Thomas Hogben. „Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an.“ Betrachte die Tür; sie hat außen keinen Griff, denn Jesus drängt sich nie auf.



Sangesopfer

von

Rabindranath Tagore Gintanjali.

Die Nacht dunkelte. Unser Lagerwerk war getan. Wir glaubten den letzten Gast gekommen zur Nacht, und die Tore des Dorfes wurden geschlossen. Nur einige riefen: „Der König wird kommen“. Wir aber lachten und sprachen: „Es kann nicht sein“.

Uns schien, es klopfte am Tor, doch wir sagten, es sei nur der Wind. Wir löschten die Lampen und legten uns nieder zum Schlafen. Nur einige riefen: „Der Bote ist's“. Wir aber lachten und sprachen: „Es ist nur der Wind“.

Da kam ein Ton durch die tiefe Nacht. Uns Schläfrigen deucht es wie ferner Donner. Die Erde erbehte, die Mauern wankten und stürzten uns auf vom Schlaf. Nur einige riefen: „Der Ton von Rädern war's“. Wir aber murmelten schläfrig: „Es muß das Krachen von Wolken sein!“

Die Nacht war noch dunkel, da klang die Dromete. Die Stimme rief: „Wacht auf, zögert nicht!“ Wir drückten die Hände aufs Herz und schauderten furchtsam. Nur einige riefen: „Schaut das Banner des Königs!“ Wir sprangen auf unsere Füße und schrien: „Dann ist keine Zeit zum Verzug!“

Der König kam, — doch wo sind Lichter und wo sind Kränze? Wie ist ihm der Thron bereitet? O Schmach, o tiefe Schmach! Wo ist die Halle, der Schmuck? Und einer rief: „Eitel dies Schreien! Grüßt ihn mit leeren Händen, führt ihn zu euren nackten Stuben.“

Öffnet die Tore, bläst auf die Muscheln! In der Tiefe der Nacht kam der König zu unseren dunklen Häusern. Der Donner brüllt in den Himmel, das Dunkel erschauert von Blitzen. Bring heraus den verschliffenen Teppich und breit ihn im Hof aus. Mit dem Wetter kam plötzlich der König in furchtreicher Nacht. —



Die Sabbatfrage.

Von Hans Keller.

In dem Artikel über die Adventisten vom siebenten Tage war darauf hingewiesen worden, daß die Sabbatfrage noch besonders behandelt werden würde. Das soll heute geschehen. Vorausgeschickt sei nur die Bemerkung, daß hier natürlich nicht alle verfügbaren Bibelfstellen besprochen werden können, welche die Sabbatfrage dieser Sekte widerlegen. Unsere Aufgabe ist es allein, ganz kurz die hauptsächlichsten Stellen zu beleuchten, damit der Laie dem Redestrom eines Sabbatisten gegenüber weiß, worauf es ankommt, und was er ihm etwa entgegenhalten kann.

Zunächst gilt es darauf zu achten, daß die Siebentagsadventisten skrupellos die Bibel vergewaltigen, um ihre Ansichten zu belegen. Wenn man das selbst einmal erlebt hat, bekommt man ein rechtes Verständnis für die Behauptung.: aus der heiligen Schrift lasse sich eben alles beweisen. Und sie vergewaltigen die Bibel, weil ihnen trotz aller Verbalinspiration ein Buch, wie etwa das ihrer Prophetin Ellen White „Licht und Finsternis“, „viel vortrefflicher als die Bibel ist“. So sagen ihm Kolporteure ganz offen. Deshalb hat jener frühere Berliner Adventistenprediger nur zu recht, wenn er schreibt: „Überall wo die Visionen ihrer Prophetin, der Frau White, offenbar der Bibel zuwider sind, wagen sie es gar nicht auf die Bibel zu hören und selbständig zu denken“. Und an einer anderen Stelle spricht er von den Predigern, „die viel lieber Duzende Kapitel aus der Bibel hinauswerfen“, ehe sie nachgeben. Doch nun zur Sache.

Die Sabbatisten stützen sich hauptsächlich darauf, daß im Alten Testament der Sabbat von Gott für alle Menschen und für alle Zeiten, also für ewig, zum Feiertage eingesetzt sei. Dabei übersehen sie geflissentlich, daß der Sabbat, wie auch die Beschneidung, die sie eigentlich ebenso werten müßten, nur Bundeszeichen für das alttestamentliche Israel sind. Das geht ganz zweifellos aus Nehemia 9,^{13. 14.}

hervor, wo es nach der Übersetzung von Rauhsch heißt: „Und auf den Berg Sinai stiegst du hinab, und indem du mit ihnen vom Himmel herredetest, gabst du ihnen billige Rechtsforderungen und wahrhaftige Gesetze und gute Satzungen und Gebote. Und deinen heiligen Sabbat hast du ihnen kundgetan“. Dasselbe besagt Hesekiel 20,¹². „Auch meine Sabbate gab ich ihnen, daß sie ein Zeichen seien zwischen mir und ihnen“. Den rein alttestamentlich-jüdischen Charakter des Sabbat aber bekräftigen auch die Ausführungen im 12. Kapitel des zweiten Buches Moses und die Gesetztafeln 5. Moses 5,^{12—15}, wo das Sabbatgebot begründet wird mit den Worten: „Denke daran, daß du selbst Sklave gewesen bist in Ägypten und daß dich Jahwa, dein Gott . . . von dort hinweggeführt hat. Darum hat dir Jahwa, dein Gott, befohlen, den Sabbattag zu begehren.“

Als das jüdische Volk Jesum verwarf, brach der Alte Bund zusammen und damit fiel auch der Sabbat. Deshalb legte die junge Christenheit keinen Wert auf ihn, was ja unabweislich aus der Apostelgeschichte 15,²⁸ hervorgeht: „Es ist nämlich des heiligen Geistes und unser Beschluß, euch keine weitere Last aufzulegen, als die folgenden unerläßlichen Dinge: Euch zu enthalten des Gözenopfers, und des Blutes, und des Erstickten, und der Unzucht“. Das also allein wird verlangt. Hätten die Apostel im Sabbat eine ewige und allgemeine Bestimmung gesehen, dann würden sie anders gehandelt haben und hätten an die Heidenchristen, welche den Sabbat bisher nicht gefeiert hatten, an erster Stelle die Forderung der Sabbatfeier gestellt.

Damit sind wir im Neuen Testament. Hier können wir, was dem eben Gesagten entspricht, die eigenartige Beobachtung machen, daß alle anderen Gebote nochmals besonders eingeschärft werden, während weder Jesus noch die Apostel die Erfüllung des Sabbatgebotes in seiner jüdischen Fassung verlangen.*) Wichtiger aber ist die Auffassung Jesu, des Herrn über den Sabbat Matth. 12,⁸. Mo. 2,²⁸, der das Gesetz erfüllen will, indem er seinen Geist in die tote Form gießt und zur rechten Wertung des Sabbats das große

*) Scheurlen: „Die Sekten der Gegenwart“, Stuttgart, Verlag der Ev. Gesellschaft. Seite 86. Einschärfung des 1. und 2. Gebotes in Matth. 4,¹⁰, Luc. 4,⁸.; das 4. in Matth. 19,¹⁸, Ephes. 6,^{1—3}. Kol. 3,²⁰.; des 5. 6. 7. 8. 9. 10 in Matth. 19,¹⁸ Röm. 13,⁹. Ephes. 4,²⁸. Röm. 7,⁷.

Wort gesprochen hat Mo. 2,²⁷: „Der Sabbat ist um des Menschen willen da, und nicht der Mensch um des Sabbats willen“. Natürlich muß man diesen Ausspruch so verstehen, wie Jesus ihn gemeint hat und nicht so widersinnig deuten, wie es die Adventisten tun. Sie behaupten nämlich, Jesus habe dieses Wort gesprochen in dem Sinne, daß der Sabbat nicht nur für die Juden Geltung habe, sondern eben für den Menschen, d. h. das ganze Menschengeschlecht, also auch für den Christen. Das sei gleich ein Beleg für die eigentümliche Schriftauslegung dieser Sekte.

Ebensowenig kann man den Apostel Paulus für die Sabbatfeier in's Feld führen. Die Kolosserstelle 2,¹⁶ zeigt unzweideutig seine ablehnende Stellung, wenn es dort heißt: „So soll euch nun niemand richten über Speise oder Trank, oder in betreff eines Festes, oder Neumonds, oder Sabbats“. Ja im Galaterbrief sieht Paulus im Halten solcher Festzeiten einen Rückfall in die vorchristliche Zeit, so daß er schließt: „Ich fürchte, ich möchte umsonst an euch gearbeitet haben“. Gal. 4,¹⁰.

Darum können wir auf Grund der heiligen Schrift zusammenfassend kurz sagen: Der Sabbat, als ein Bundeszeichen des Alten Bundes, ist mit der Beseitigung desselben durch den Neuen Bund auch außer Geltung gesetzt. Darum hat er in der christlichen Gemeinde keinen Raum. Wer ihn halten zu müssen glaubt, fällt damit in die jüdische Gesetzhaltigkeit zurück, von der Jesus ihn erlösen wollte.

Aber wie steht es mit unserem Sonntag! Können wir ihn aus der Bibel beweisen? Jesus hat ihn an keiner Stelle befohlen, das ist richtig, aber er ist für uns auch gar kein Glaubenssatz, an dem unsere Seligkeit hängt, so daß wir einen Schriftbeweis für ihn erbringen müßten. Für uns neutestamentliche Christen ist es einfach ein Akt der Pietät, daß wir den Auferstehungstag unseres Herrn und den Tag der Pfingsten zu unserem Feiertage gemacht haben. Und das haben schon die ersten Christen getan, die sich nach dem Namen dessen, der sie vom Gesetz befreite, nach Christus so nannten. Somit ist es eine uralte, heilige Sitte, wie aus der Apostelgeschichte 20,⁷ I. Kor. 16,¹ Offenbarung 1,¹⁰ und anderen Stellen hervorgeht, daß der erste Tag der Woche gefeiert wird, der Tag des Herrn, der Sonntag.





Das Pfautentum in der Religion.

Es hat jemand gemeint, Gott habe unsere Haustiere mit ihren hervorstechendsten Eigenschaften in der Absicht geschaffen, den Menschen wie in einem lebendigen Bilderbuch einen Anschauungsunterricht zu geben, wie dieser oder jener sittliche Fehler auf den Beschauer wirke. Der Zorn hat seinen Vertreter am sinnlos tollenden Eruthahn, die Schamlosigkeit am Hund, Gier und Schmutz am Schwein usw. Dann ist der Pfau das Bild alberner gespreizter Eitelkeit. Gibt es unter uns gläubigen Christen solche Pfauen?

Ehe du auf andere schaust, stelle dir einmal selbst einige Gewissensfragen. Was sagst und tust du nicht alles bloß aus Eitelkeit? Diese Geschichte aus deinem Leben erzählst du nur deshalb so oft und so witzig, um damit das Pfauenrad in der Sonne glänzen zu lassen! Jede andere kleinere Episode, von der dein Stolz urteilt: so kann ich unmöglich mich blamiert haben, — wird entweder tief unten im Schrein deiner Erinnerung vergraben oder, wenn du doch gezwungen wirst, dich dazu zu äußern, hast du wenigstens eine kleine bei der Lüge erborgte Pfauenfeder bereit, der Sache ein etwas netteres Gesicht zu verleihen.

Der Pfauenschwanz hat eine Menge Federn; Selbstliebe, Sensationslust, Prahlerei, Menschenfurcht, Feigheit, Abhängigkeit vom Urteil Anderer, Selbstberäucherung, Lüge, Übertreibung und andere mehr. Man braucht einen Kreis von Bewunderern, eine Resonanz in andern Menschen, ein Gefüge von falscher Achtung, das einen wie ein Gasballon über jene Menschen emporhebt, bis sie staunend sagen: „Siehe, er fliegt!“ Ja, die Propeller schnurren oft genug entsetzlich, aber es bricht sich doch auch moralisch und religiös mancher dabei den Hals!

Daraus entsteht eine Unsicherheit in der Einschätzung der Persönlichkeiten. „Was ist inkonsequent?“ fragt Hinz den Kunz. „Einmal a so und einmal a so“, sagt Kunz. Im Kreise energischer

Gemeinschaftsleute glänzt man durch intime Feinheiten der Sprache Ranaans, auf der Pfarrsynode trüft man von Kirchlichkeit, auf der Hochzeit bei Kommerzienrats dreht man ein liberales Volksfellunterfutter heraus und überall übt man sich, die Zustimmung der Umgebung zu gewinnen. Geglänzt werden muß. Selbst das Schweigen kann in gewissen Fällen der Verleugnung Christi auf das Konto solcher ungereinigter Eitelkeit kommen. Manches wird für Schüchternheit angesehen, was auch nichts anderes ist, als Angst anzustoßen.

Jedenfalls ist das religiöse Pfautum die hohe Schule der Heuchelei und der gerade Weg, seine eigene Seele zu fälschen und zu verderben. Wenn die Andern wenigstens nicht auf den Kopf gefallen sind und durchschauen solchen Radschläger, dann wird er sich bloß in ihren Augen blamieren und weiter keinen Schaden stiften, als daß er keinen gesegneten Einfluß auf seine Umgebung ausüben kann. Wehe aber, wenn er begabt ist, und sich wirklich eine gute Dosis Witz und Schlaueit jenem Pfautum beimengt, — dann kann das ein gefährlicher Irrgeist werden, der vielen schadet. Darum ziehe von auffallenden christlichen Persönlichkeiten, die dich wie in einen Zauberbann schlagen, ihre Eitelkeit ab, ehe du ihren eigentlichen Wert feststellst. Ich will keine Namen nennen, — aber ich habe schon manche solche Leute gekannt, die es brillant verstanden, das Pfauenrad zu schlagen — sogar in Gebeten, Bekenntnissen, Ansprachen, auf Konferenzen, — und die später als unheilige Schwäger von der schlimmsten Sorte sich entpuppt haben. Wie peinlich war es denn nachher für uns, daß wir uns so von ihnen zur Vergrößerung ihres Hofstaates hatten benutzen lassen!

Daher bekämpfe an dir selbst diese unchristliche Gefallsucht, wo du nur einen leisen Anfaß dazu merkst und schlage mit Knütteln der Grobheit um dich, wenn man dir schmeichelt oder dich in's Angesicht so lobt, als müßte ein Heiligenschein um dein Haupt gemalt werden. Mit Pfauenchristen schlägt der Herr seine Schlachten nicht! — Nichts für ungut! Es möge die Jacke anziehen, wem sie paßt!



„Der Bär brummt eben immer nach der Höhle, in der er geboren ward.“ (Goethe.)

Danke schön, darum kann ich den feinen vorsichtigen Ton für die höflichen und toleranten Herrschaften, deren Christentum nach Kamillentee riecht und in Stammbuchversen gipfelt, nimmer mehr finden!

„Sie hat getan was sie konnte.“

Marc. 14. 8.

Jesus in Bethanien! Leuchtet uns aus solchem Bilde nicht allemal ein Licht entgegen? Ist es nicht, als schütte der Herr immer, wenn er in seinem stillen, lieben Bethanien weilt, die Fülle seines Friedens aus und die unbegrenzte Freundlichkeit seines Heilandherzens? So auch hier. — Treten uns nicht die Spottgesichter der Neider und derer, die ihn nicht lieben konnten, weit zurück vor dem milden Glanz seiner Augen, der das Weib trifft, die ihn lieb hat? Wir sehen eigentlich nur ihn und sie, denn das Licht zieht unsere Augen an. Liebe für Liebel! Gibt das nicht Leuchtkraft? Und er, der Heiland, hatte das ganze Verstehen für eine Liebe, die ihr Bestes opfert — und sein ganzes Herz tut sich auf und weiß es: „sie hat getan, was sie konnte!“ — O, selig Menschenkind, dem das der Herr gesagt! Dich trug dies Wort in den Himmel hinein. Was du konntest — — — und umher saßen die Männer, die sich groß dünkten über dem, daß sie ihren Zehnten gaben von allem, das sie hatten, die sich groß dünkten über dem Gedanken: der Erlös der köstlichen Narde wäre besser für die Armen, sie traf dennoch der leise Vorwurf des Herrn: ihr gehört nicht zu denen, die taten, was sie konnten, die verstehen, wie lieb sie mich hat. — Gehören wir auch nicht zu denen? Wie würde es sein, wenn der Herr zu einem Gastmahl käme, bei dem du bist? Würden da auch die andern zurücktreten mit ihren Pharisäer- und Feindeszügen vor der Lichtkraft, die von ihm und dir, von dieser sich begegnenden Liebe ausginge? Wie würde es sein? Auch ein Friedensbild, über dem das Wort steht: du hast getan, was du konntest? Es braucht ja keine Großtat zu sein, die wir im Leben vollbracht, auch nicht das, was andre neben uns für Gottes Reich tun — nur Dein Bestes hingeben! Was ist Dein Bestes in dir? Frag dich recht — frag dich ganz!

„Du hast getan, was du konntest!“ — o, könnte es der Herr zu dir und mir sagen, dann könnten wir wohl schon heute die Flügel haben und heimwärts ziehen! Wann wird dieses Heute sein? . . .

Al. Eitner.

„Wenn Blei in Weißglut siedet (nicht bei geringerer Temperatur!) kann man die Hand, die vorher mit Ammoniak entfettet sein muß, unbeschadet in die kochende Flüssigkeit tun. Es ist nur eine Glaubensprobe.“ (Aus The Christian.)



Aus meinem Leben. 11

Der riesige Planwagen, in dem neun Personen regensicher sitzen konnten, war das erste Stück meines neuen Reiches: er gehörte zum Inventar der Pfarre. Den ganzen nächsten Tag fuhren wir mit ihm, vor dem Reddig's drei schlanke Schimmel angespannt waren, durch die Steppe. Da ich vorn neben dem prächtigen redseligen Alten saß, erfuhr ich an diesem einen Tag mehr über Land und Leute meiner neuen Heimat, als ich aus Büchern in Jahren hätte lernen können.

Die meisten deutschen Kolonisten dieser Gegend — Gouvernment Jekaterinoslaw, — waren 1855 aus Preußen — West- und Ostpreußen — hier eingewandert. 15 größere, stattliche Kolonien von etwa je 60 Familien bildeten den Stamm des Kirchspiels und lagen im Umkreis von 12 Kilometern um den Pfarrort Grunau her. Einige Dörfer enthielten Wolgakolonisten. Dazu kamen noch etwa dreißig etwas kleinere Pachtbörfen und dann die Deutschen in den zwanzig Judentörfen (eine Stiftung der Kaiserin Katharina), welche als Musterwirte dem Volk Israel Ackerbau und Landwirtschaft beibringen sollten. Außerdem gab es hin und her in Russen- und Griechenbörfen und auf einsamen kleinen Gütern noch etwa ein Duzend Orte, an denen je ein paar deutsche Familien wohnten. Also weit und breit auf dreißig bis vierzig Quadratmeilen zerstreut gegen 15 000 Deutsche.

Eine gewisse Wohlhabenheit, Rechtllichkeit und ererbte Frömmigkeit unterschied diese Leute nach außen vorteilhaft von den Nationalrussen. Wer tiefer sah und sie näher kennen lernte, merkte allerdings, daß der christliche Firniß nur äußerlich war und außer der Sucht nach Reichtum der Schnapsteufel manchen in Ketten geschlagen hatte. Doch das habe ich erst später erfahren. Der erste Eindruck dieser glattrasierten, arbeitsamen, wortkargen Männer mußte mir imponieren; solche Bauern hatte ich in den baltischen Provinzen nicht kennen gelernt.

Angerechtigkeiten und Bestechlichkeiten der russischen Beamten, Verkommenheit der russischen Bauern, die durch Trunksucht und

Trägheit in den Wucherhänden der Juden steckten, — das war ein Nährboden für einen gewissen Pharisäerstolz der deutschen Kolonisten. Sie hielten sich für etwas ganz anderes als die Russen. Niemand hatte solch reinliche, schmucke Dörfer, solch schöne Pferde und Rühe, wie sie; — niemand stand mit dem Herrgott so gut, wie sie. Dabei war die Unbildung himmelschreiend und die Schulen in traurigem Zustand. Das Wort Geographie kannten manche Lehrer nicht einmal. In dreißig Schulen gab es bei meiner Ankunft keine einzige Landkarte. Von Heidenmission wußte man nichts. Zeitungen und Sonntagsblätter hielten in meinem ganzen Kirchspiel damals sicher nicht zehn Familien. Außer Bibel, Gesangbuch, Fibel und Katechismus gab es kaum ein Buch. Das erste Tierarzneibuch habe ich eingeführt. Wenn der Pastor nicht im Ort predigte, las der Küster aus einem uralten Predigtbuch von Braßberger vor, an dem die Leute mit Zuhörigkeit festhielten; hatten doch anderswo die Kolonisten einen jungen Pastor deshalb weggegrault, weil er ein neues Predigtbuch einführen wollte: „Sie sind auf den Braßberger vociert; wenn Sie den wegschaffen wollen, müssen Sie eher selbst gehen!“

Die Arbeit, die meiner als Schulinspektor wartete, wäre allein groß genug gewesen, um eines Mannes Kraft zu beanspruchen. Denn der Pastor war alles: außer seinen geistlichen Befugnissen, hing an ihm das ganze Schulwesen, die Vertretung und Beratung seiner Gemeindeglieder in wichtigen Prozessen, die Entscheidung in vielen Streitigkeiten unter den Leuten selbst, die Führung des Standesregisters, denn es gab kein Standesamt usw. Nun, arbeiten konnte ich ja für zwei, — also würde es mir schon nicht fehlen, dachte ich bei den Schilderungen des alten Fuhrmanns und für meinen starken Selbstständigkeitstrieb war die ungeheure Bewegungsmöglichkeit wie freie Bahn für ein Rennpferd. Mein Mut hob sich an diesem Tage schon und ich wollte schon wirken und schaffen, daß es eine Lust sei! Von den Schwierigkeiten, die ein zäher Bauernsinn einem in den Weg türmen kann, ahnte ich damals noch nichts. Später habe ich oft an Gerolds Wort vom Pfarrer denken müssen, „der in granitne Bauernschädel dem Lichte mühsam Breschung bricht!“

Nach Einbruch der Dunkelheit erreichten wir das Pfarrdorf. Die Kirchenglocken läuteten, als wir in der Dorfstraße dahinfuhren. Neben einem hell erleuchteten Hause biegt der Wagen in einen dunklen Hof. Viele Hunderte von Menschen füllten ihn an; — an allen Zäunen und Ecken ein Gewimmel von Köpfen. Als ich aussteige,

schlägt Rolf, der die fremden Menschen wittern mochte, an und meine Frau muß drin sitzen bleiben und ihm die Schnauze zuhalten. Denn mir leuchtet ein robuster Mann mit einer Laterne in's Gesicht und sagt, während es draußen blattstill wird: „Ich bin hier der Oberschulze*) und Sie sind wohl uns neue Paschtor?“

„Ja wohl“, sage ich. „Guten Abend, Leute.“

„Herr Paschtor, jetzt sagen Sie uns gleich ein kleines Wort, was Gott Ihnen gegeben hat. Das ist bei uns so Mode.“

„Wie hier im Dunkel? Im Pelz und Galoschen? Kann man das nicht in der Kirche tun?“ frage ich überrascht.

„Der Herr sieht das Herz an und wir wollen hören, was für einen Paschtor uns das Konsistorium geschickt hat.“

Das half nichts, — mit weithin schallender Stimme hielt ich meine erste Begrüßungsansprache an meine erste Gemeinde. Hin und her schluchzte jemand. Und im Wagen saß meine arme Frau und hielt Rolfs Schnauze zu! Dann mußte ich noch ein freies Gebet sprechen und nun erst ging's ins erleuchtete Pfarrhaus. Es war ein sauberes Haus mit sechs Zimmern, aber fast ganz leer. In der guten Stube stand ein grober Bauern Tisch, auf dem verschiedene Braten, Brot, Butter, Kaffee und Landwein auf uns harrten. Die Zimmer füllten sich mit Menschen, an den Scheiben draußen drückten sich hunderte, um zu sehen, ob die neuen Paschtors das Essen auch richtig in den Mund steckten. Während wir aßen, sprach kein Mensch ein Wort. Dann aber ging's los. Es mußten sofort verschiedene Entscheidungen getroffen werden. Ein kleiner intelligent aussehender Mann stellte sich als der Küster vor und setzte bescheiden hinzu:

„Herr Pastor können sich auf mich verlassen; ich weiß, wie alles gemacht wird.“

Dann nahm ein würdig aussehender Greis das Wort.

„Morgen früh bei Tagesanbruch müssen Sie nach Ludwigstal fahren. Das ist die Nachbarpfarrei. Der Pastor dort will übermorgen fort und kann seine Möbel und Hausgeräte nicht nach Petersburg mitnehmen und Sie haben das alles nötig. Da fährt der Reddig Sie wieder dahin und Sie kaufen dort, was Sie brauchen. Herrschaftsmöbel gibts hier sonst auf hundert Stunden in die Runde keine, und was hier an Möbeln steht, haben die Nachbarn Ihnen nur für die ersten Tage geborgt.“

*) Der höchste bäuerliche Beamte des Kreises.

Vielleicht mochte ich ein verduztes Gesicht gemacht haben, denn mein Gegenüber fuhr im selben würdigen Tone fort:

„Und da habe ich mir gedacht, daß Sie vielleicht nicht Geld genug mitgebracht haben, um wenigstens eine ordentliche Anzahlung zu machen, den Rest können Sie ihm schuldig bleiben, — und weil wir gehört haben, daß Sie ein tüchtiger, frommer Mann sind, habe ich Ihnen hier dreihundert Rubel mitgebracht, die leihe ich Ihnen ohne Prozente, solange Sie es nötig haben.“

War das des Vaters Segen, der den Kindern das Haus baute? Tief bewegt schlug ich in seine Hand ein und nahm das lebenswürdige Darlehen an. Dem Mann, R. W. sollte ich nachher noch manches andere zu danken haben, was mehr war als Geld und Geldeswert. Es war einer von den wenigen gläubigen Christen der Gegend, dessen geistliches Leben aus einer zwanzig Jahr zurückliegenden Erweckungszeit in einem südlicher gelegenen Kirchspiel stammte, welche auf die Tätigkeit eines Pfarrers Wüst zurückzuführen war.

So mußten wir trotz der Reifemüdigkeit am andern Tage früh heraus und wieder mehrere Stunden nach Ludwigstal fahren. Es lagen ja auch amtliche Besprechungen vor, da ich für's Erste dieses Nachbarkirchspiel mitzuversehen haben würde.

Der kränkliche alte Amtsbruder, dessen Lebenskraft im Kampf mit den schweren Verhältnissen und den zähen Bauern gebrochen war, riß mich aus allen Himmeln. Wie er mir diese Kolonisten schilderte! Er hatte sich ein Büchlein angelegt, indem er seine Gemeindemitglieder nach bestimmten Rubriken aufgezeichnet hatte: Säufer, Ankeusche, Kirchenfeinde, Lügner, Geizige, Sektierer usw. Als er mir aber dasselbe wie einen wichtigen Schatz geben wollte, sagte ich ärgerlich:

„Werfen Sie es in's Feuer! Ich mache meine Erfahrungen selber?“

Die Möbel und Hausgeräte kauften wir nach städtischen Begriffen teuer und schlecht und ich mußte ihm noch einen Schuldschein auf eine erkleckliche Summe ausstellen. Aber es hatte doch den einen Vorteil, daß wir jetzt in wenig Tagen eine fertig eingerichtete Wohnung bekamen und das Geld, das mir für die geistliche Bedienung seines Kirchspiels im ersten Jahre bezahlt wurde, machte ungefähr soviel aus, als ich ihm und dem Grunauer W. zu zahlen hatte. Insofern war das bei unserm schmalen Einkommen wieder eine freundliche Fügung.

Am andern Tage nahm ich erst meinen Garten und die 120 Hektar Pfarrland in Augenschein, die in Grunau jetzt mir gehörten.

Es ist für einen jungen Pfarrer doch ein eigentümliches erhebendes Bewußtsein, wenn er zum ersten Mal solch einen Garten betritt, von dem er sagen darf: Hier bin ich jetzt Herr und kann Bäume wegnehmen und andere pflanzen, wie ich will!

Nur ließ mir die große Menge von Amtsarbeit, die sofort mich in Anspruch nahm, für's Erste nicht viel Zeit an meinen Garten denken. Amtliche Papiere, Berichte, Amtshandlungen, Krankenabendmahl, — das stürzte nur so auf mich ein. Meine Frau hatte in der ersten Zeit soviel mit der Einrichtung des Hauses und des Haushaltes zu tun, daß sie es weniger bitter empfand, wenn ich tagsüber wenig Zeit für sie hatte. Aber auch sie hatte vieles zu überwinden. Es gab kein Brenn- oder Heizmaterial außer Mist;*) es gab weder Bäcker, noch Metzger, noch Kaufläden, noch Markt! Und wir waren im ersten Herbst doch ohne Vorräte in den Winter gekommen! Aber Goethe hat schon gesagt: „Alles in der Welt läßt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von guten Tagen.“ Und an eigentlichen „guten“ Tagen war für den Anfang kein Überfluß. —

*) Pferde-, Kuh-, und Schafsmist wird auf einer Tenne handbreit hoch ausgebreitet und mit einer Walze festgedrückt. Nachher sticht man die Fläche um, daß auch die Rückseite trocken wird. Dann gibts Stücke, die dem Dorf ähnlich sind, aber weniger Heizkraft haben und mehr Asche und — Geruch liefern, als derselbe. —



Brüder, stehet auf!

Wilh. Müller.

Wenn der Herr kommen und zwar bald, plötzlich, kommen soll, dann muß uns vorher noch ein ganz anderer Ernst ergreifen.

Tief fühlt es meine Seele, daß wir noch viel zu sehr den schlaf rigen Jüngern in Gethsemane gleichen, viel zu sehr auf Persönliches, Ungeläutertes und Fleischliches sehen, anstatt auf die eine einzige, Himmel und Erde bewegende Tatsache:

„Siehe, ich komme bald und mein Sohn mit mir, zu vergelten einem jeglichen wie sein Werk sein wird!“

Und: „Selig sind, die ihre Kleider waschen, auf daß sie Macht erlangen über den Baum des Lebens!“

Worte der Schrift, die nicht Geist und Leben in uns werden, machen keine Wirkung auf uns; man kann des Meisters ringendes Flehen hören und — müde sitzen bleiben. Man kann tausendmal diese und andere ernste Worte gelesen und gehört haben: es reißt uns nicht empor. Was fehlt denn, was muß denn hinzu kommen? Warum schafft der Anschauungsunterricht nicht geistesmächtige Früchte unter uns?

Es fehlt der einhellige, einmütige, berauschende, feurige Geist, das treibende Element, der Ausdruck des höchsten Glaubens, der auch der höchsten Taten fähig ist.

Soll Jesus kommen, bald kommen? Dann muß er Geisteswerkzeuge haben, die gelöst sind von allem, was Nacht heißt. Brüder, schüttelt die Nacht ab mit allem Träumerischen und vergeßt nicht, daß der andere Tod nicht nur das Teil der Unzüchtigen und Lügner und Abgöttischen ist, sondern, daß zuerst angeführt stehen: die **Verzagten und Angläubigen!**

Brüder, schüttelt vor allem die Verzagtheit ab, werdet ringende Fleher. Einst rief einer mit zusammengebißnen Zähnen: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!“ — Heute ist jeder ein Verräter am Glauben, der nicht in derselben Energie seine Trägheit überwindet und für die ganze Welt um das Heil fleht, das Gott ihr zgedacht hat.

Haben wir in der ganzen Ausdehnung erfaßt, was 1. Tim. 2,1 steht: „So ermahne dich nun, daß man **vor allen Dingen, zuerst, tue Bitten, Gebete, Fürbitten und Danksayungen für alle Menschen!**“?

Brüder, wenn ihr diesen Namen verdienen wollt, steht auf, ringet! — Ringet in der Geistesmacht, welcher nichts widerstehen soll. „Gebt ihm keine Ruhe und gönnt euch keine Ruhe, bis daß Er das Recht auf Erden herstelle!“

Warum denn das? Warum kann er das nicht alles selbst besorgen? Weil er durch Euch herrschen will auf Erden! Ihr Gereinigten, — „ihr seid rein“, — aber waschet endlich auch eure Kleider, euer Äußeres, — werdet auch äußerlich neu, auf das ihr Macht erlangt über den Baum des Lebens! Macht! Er will es! Steht auf!



Aus der Briefmappe des Evangelisten



„Amtsbruder“. Ich will einmal alle Ihre Klagen über Ihren Amtsbruder ohne Abzug glauben: warum fehlt denn aber nach der Darstellung seiner bedauerlichen Verfehlungen in Wort und Benehmen irgend ein Einverständnis von Ihrer Seite, daß Sie ihn gereizt, mißverstanden, gekränkt hatten oder daß Ihre ganze Art ihm als ein unsympathisches Antaften seiner Stellung erscheint oder als eine Herausforderung zum Vergleich der beiderseitigen Leistungen und Erfolge? Gerade weil ich Sie beide schätze und etwas kenne, möchte ich sagen: Seien Sie vorsichtig, daß Sie nicht in der Meinung dem Herrn darin zu dienen, dem Amtsbruder Steine in den Weg werfen, sein Ansehen in der Gemeinde herabmindern und ihm zur Seelengefahr werden. Sie beide sollten sich demütigen, für einander beten und mithelfen, daß dieser Todesbann von der Gemeinde genommen werde. Wie man sagt: „zufällig“ traf ich gerade in diesen Tagen einen Herrn aus einer Kirchenbehörde, der von jemand sagte: „Ein tüchtiger Mensch, fleißiger Arbeiter, guter Redner, — aber ein schwerer Charakter, der es dem Amtsbruder nicht leicht macht, mit ihm auszukommen“. Da dachte ich an Sie! Bevor nicht einer von Ihnen Beiden sein empfindliches Ich in den Tod gibt, ist an eine Besserung Ihres Verhältnisses nicht zu denken. Wer soll den Anfang machen? Wer am meisten Heilandsnähe hat, wird es tun und kann es auch!

H. J. Das von Ihnen berichtete „Signal aus der unsichtbaren Welt“ erscheint mir glaubhaft, aber es eignet sich nicht zur Veröffentlichung. —

F. W. 9. Der höhere Zweck entscheidet. Wenn durch solch eine kleine Operation die Hemmung des Kindersegens beseitigt werden kann, dann halte ich es für einen Frevel, sie nicht vornehmen zu lassen. —

H. R. 1.) Dann schweigen Sie vor ihrem Mann von Gott und reden Sie mit Gott über Ihren Mann in täglicher Fürbitte. 2.) Das Verbot zur Kirche zu gehen, wird Ihr Mann nicht aufrechterhalten, wenn Sie ihm sonst lieb und wert sind und Sie sich fest und demütig ihm gegenüber darauf berufen, daß kein Mensch Sie daran hindern darf. Er wird dann schon nachgeben. 3.) Am schwersten ist die Frage mit den Kindern. Aber wer die Gebetskraft auf seiner Seite hat, wird schließlich doch siegen. Nur getrost! Jesus siegt alles! —

J. G. Brief und Gabe dankend erhalten. Ihr Brief ist erquicklich zu lesen! Der Herr hat also doch am inwendigen Menschen über Bitten und

Verstehen geholfen. Sein Segen wird ferner mit Ihnen sein, denn er liebt es, nicht bloß Kerzen anzuzünden und sie wieder auszulöschen.

W. M. Ihre entmutigende Erfahrung mit dem „alten Freunde Ihres Hauses“ kommt mir nicht so überraschend wie Ihnen. Ähnliches habe ich oft erlebt. Solang der natürliche Mensch in seinen Beziehungen zu uns für seinen Hochmut oder seine Selbstsucht ergiebige Weide findet, bleibt er liebenswürdig und findet uns auch liebenswürdig. Wenn man zum ersten Mal ihm ernsthaft ein schweres Unrecht vorhält, das er begangen hat, dann findet er uns „un-christlich, lieblos, vom Richtgeist erfüllt . . .“ usw. Daran hat man oft die beste Probe der Echtheit einer Freundschaft oder einer christlichen Persönlichkeit. „Die sich nichts sagen lassen“, — waren wohl innerlich nie wirkliche Christen, sondern blendeten uns nur durch ihre gesellschaftlichen, natürlich-menschlichen Vorzüge. Nehmen Sie sich dieses schmerzliche Erlebnis zur Mahnung: achten Sie vor Gott auf sich selbst, ob nicht eine verwandte Seite dieser „Unfehlbarkeit“ sich auch bei Ihnen findet. Gott macht uns bisweilen durch solch ein Zusammenbrechen eines alten, geliebten „Resonanzbodens“, (das jeder Mensch für seine Persönlichkeit in Andern begehrt), aufmerksam auf eine uns entgangene Schwäche der eigenen Stellung. —

S. F. Sie haben Recht, der Betreffende hat eine sonnige, harmlose, naive Art, die heutzutage in den Zeiten der Verbildung einen anmutet, wie ein erfrischendes Bad. Wenn man doch diese Art von Persönlichkeit als Medizin manchem verkümmerten Menschenkinde verschreiben könnte! Aber ich kenne ihn vielleicht genauer als Sie, — jedenfalls länger und kann Sie versichern: er ist darum so licht und hell, weil viel großer Schatten hinter ihm ist! Er hat mit eigenem und fremdem Sündendunkel soviel gekämpft — er hat soviel heimliches Leid getragen, eigenes und fremdes, daß ich bei ihm oft schon an das Wort gedacht habe: „Diese sind es, die gekommen sind aus großer Trübsal, die ihre Kleider helle gemacht haben im Blute des Lammes . . .“ Natürliche Veranlagung hätte ihn nie so werden lassen, wenn nicht Jesu Gnade sich seiner angenommen hätte und er gab sich ihr hin!

v. S. Sie schreiben in etwas vorwurfsvollem Ton: „Ich hatte mich so sehr darauf gefreut, daß mein Vater Sie einmal reden hören konnte und nun war es möglich und er schreibt, er sei sehr enttäuscht gewesen, denn der berühmte Redner habe ihm wenig imponiert“. Vielleicht liegt der Schlüssel zu diesem meinem Mißerfolg darin, daß Ihr Herr Vater an dem betreffenden Abend um 8 Uhr eine ganze Flasche Wein allein vertilgt hat, was ich zufällig mit eigenen Augen sah. Nachher in meinem Vortrag kämpfte er mit dem Schlaf, was ich auch bei meinen scharfen Augen deutlich bemerkte. Nichts für ungut! — Der Alkohol und geistliches Interesse passen eben schlecht zusammen. —

A. W. und R. D. und andern. Sie alle treffen sich in der einen Frage, ob die Todesfurcht, die Sie noch zu Zeiten überfällt, nicht am Ende ein Symptom dafür sein könne, daß Sie noch gar nicht richtig zum Herrn sehen. Nun steht wohl geschrieben: „Furcht ist nicht in der Liebe“, aber eine solche, immerhin natürliche Empfindung kann auch bei einem gereiften Christen vor-

kommen. Meine Erfahrung an Sterbebetten lehrte mich schon wiederholt, wie dergleichen in sein Gegenteil umschlagen kann. Die einen prahlten ordentlich beängstigend mit ihrer Todesfreudigkeit, solange ihnen kein Zahn weh that; als aber die dunklen Todesfluten wirklich um ihre Füße spülten, brach all dies Rühmen sehr schnell zusammen und sie mußten ganz geschlagen bekennen, daß sie Angst, simple menschliche Angst vor dem letzten Augenblick fühlten. Andere waren vorher oft so niedergeschlagen, weil sie sich gestehen mußten, daß neben der Sehnsucht abzuschneiden und bei Christo zu sein, die Todesfurcht sich immer wieder einstelle. Manche von diesen fragten nachher im Sterbestündlein: „Was? Ist das alles? Was haben wir uns dann so unnützer Weise gefürchtet“. Der Tod seiner Heiligen ist wert geachtet vor dem Herrn und derselbe, der den Stachel des Todes für uns abgebrochen und die Bitterkeit des Todes für uns auf sich genommen hat, — der kann durch das Todes Thor — träumend — oder jauchzend führen, wie er will! —

Studentenkonferenz. Die Anzeige, daß die allgemeine christliche Studentenkonferenz vom 5.—10. Aug. in Wernigerode tagen soll, kam in meine Hände, als die Juli-Nummer m. Blattes bereits fertig gedruckt war. Ob es jetzt noch viel Sinn hat, auf dieselbe hinzuweisen, weiß ich nicht. — Jedenfalls wünsche ich ihr Gottes Geist und Segen!

— Vom Büchertisch —



Dr. H. Hermann, *Chinesische Geschichte*. Stuttgart, D. Gunders's Verlag. brosch. 10 Mark, geb. 12 Mark.

Als ich das 519 Seiten starke Buch durchgelesen hatte, empfand ich es schmerzlich, daß diese interessante Lectüre zu Ende war! Soviel ich früher schon als alter Missionsfreund über China gelesen hatte, — hier wurden mir erst an der Hand der Geschichte manche befreundliche Seite der chinesischen Volksseele klar. Daß die fesselnde Darstellung des oft spröden Stoffes unter der gründlichen deutschen Gelehrtenarbeit nicht gelitten hat, erscheint mir als ein besonderer Vorzug; denn wenn man sich erst durch einen Wust von liegen gebliebenen „Spänen“ hindurcharbeiten muß, wie das sonst wohl mal vorkommt, geht leicht der volle Eindruck der wichtigen Lehre verloren, die hier die Geschichte gibt. Es ist wohl China das großartigste Beispiel für die Ohnmacht des natürlichen Menschen, sich im Laufe der Jahrtausende selbst hinaufzuentwickeln. Erst wo das Evangelium anfängt einzudringen, gibt es ein Zerschlagen der uralten Formen. Jetzt wird es darauf ankommen, ob die Mission der alten

Christenheit im Stande sein wird, unter den neuen Verhältnissen den Sieg über „den Riesen“ zu erkämpfen oder ob die Zeit kommt, wo die Völker des Ostens unsere Enkel für unsere Missionsschulden bestrafen werden. — Auch das wurde mir unter dem Lesen klar, was für eine Zähigkeit und Widerstandskraft in diesem Volke liegen muß, daß es eine solche Geschichte von Aufständen, Kriegen und Blutvergießen ausgehalten hat. Viele Ereignisse der letzten Jahrzehnte kommen jetzt erst in ganz neue Beleuchtung. Wer diese Geschichte Chinas gelesen hat, der muß den in Europa oft ausgesprochenen Aufteilungsgeanken entschieden als eine Torheit abweisen. Nicht nur die Eifersucht der Großmächte wird China erhalten, sondern in kurzer Zeit wird dieses Volk selbst seine, — und vielleicht auch unsere Geschichte zu bestimmen haben. Noch nie ist mir die Notwendigkeit die Mission in China anders als bisher zu unterstützen, so lebhaft in's Gewissen und Gefühl gedrungen, wie nach dieser Lektüre. Möchte solches Echo bei vielen Lesern den Verfasser für seine ungeheure Mühe reichlich lohnen. —

Wilhelm Lobstien, Der Halligpastor. Roman. Berlin Warnecks Verlag, M. 4 — geb. M. 5. —

Ein erschütternder Roman, der bis auf die Lösung des Konflikts meisterhaft und künstlerisch einwandfrei ist. Manchem wird auch der Schluß auf der Höhe zu stehen scheinen. Mir ist das der einzige Punkt, der mich tränkt. Gibt's denn in der geistlichen Literatur keine andere Lösung als den bequemen Tod, der wie ein deus ex machina sich zur rechten Zeit einstellt? Selbstüberwindung in der Kraft Christi wäre mir hier die Parole. Oder ist die irdische Liebe stärker als Jesus, als Pflicht und Ehre? Man lasse der Welt solche Lösungen und suche die einzige christliche Lösung psychologisch zu schildern und den sonst verzweifelnden Kämpfern als ein Rettungsseil zuzuworfen! —

Ernst Schreiner, Vom Land der Schönheit in's Reich der Wahrheit. Zwei Erzählungen. Chemnitz Verlag Közle. 50 Pfg.

Das Büchlein hat zwei etwas ungleiche Erzählungen. An der ersten gefällt mir die überwiegende Tendenz nicht; — die zweite ist schöner und menschlicher. Noch besser ist's freilich, wenn Bekerungen ohne „Ereignisse“ bewirkt werden. —

Wilhelm Schmerl, Der Pfarrherr von Gallhofen. München, Stecks Verlag. 4 M.

Eine feine, originelle Pfarrergeschichte aus dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts! Die altertümliche Sprache überwindet man bald, denn der Stoff greift einem je länger je mehr an's Herz. Erschütternd ist der Schluß. So etwas, meine ich, erfindet man nicht! Ich kann das Buch mit gutem Gewissen empfehlen und hoffe, daß es viele Freunde finden wird. —

Dächfels Bibelwerk. Deichert's Verlag, Leipzig. Der 1. Bd. (4.30 geb.) behandelt die 5 Bücher Mose; der 2. Bd. (6.40 geb.) die Bücher Josua bis Ester; der 3. Bd. (5.10 geb.) die Lehrbücher.

Unsere gegenwärtige Literatur zählt eine Masse von Erklärungen auf, und jeder einzelne Erklärer will etwas besonderes in den Vordergrund seiner

Betrachtungsweise stellen; sie sind also mit einem Wort mehr oder weniger modern orientiert. Dem gegenüber steht das alte, wohlbekannte Dächsel'sche Bibelwerk, das eine fortlaufende Texterläuterung gibt. Kommt man von den heute mehr im Gebrauch stehenden Werken wieder einmal zu dem alten Dächsel, so ist man angenehm berührt und auch überrascht von der Fülle seiner Winke und einleuchtenden Erklärungen, die ihren Grund aber nicht in geistreichen Einfällen haben, sondern durch den strengen Textzusammenhang gegeben sind. Ich möchte wünschen und empfehlen, daß Gemeinschaftsleiter und auch die Schriftforscher unter den Stillen des Landes sich Dächsel's Bibelwerk anschaffen. Der fabelhaft billige Preis (ein Verdienst des Verlegers) ermöglicht es jedem, sich im Laufe der Zeit den ganzen Dächsel zu erwerben und als wertvollen Besitz zu schätzen. D.

E. F. Fischer, Das Gottesproblem. 7 Mark. Deichert's Verlag, Leipzig.

Unsere Zeit ringt nach Gotteserkenntnis, und wer sich um die Ringenden müht, der kann sich nur freuen, wenn da und dort sich einer anbietet, der den steilen Pfad vor die eisernen Tore der Gotteserkenntnis führen will. Fischer tut es in seinem neuen Buch, freilich zunächst für uns Theologen. Das zeigt insbesondere seine Auseinandersetzung mit gegenwärtig führenden Theologen; aber er, der im praktischen Amt stehende Pfarrer, weiß, daß, wie er sich ausdrückt, graue Theorie nicht weiter hilft, und darum hat er sich bemüht, das Tiefste unseres Glaubens in einer Sprache zum Ausdruck zu bringen, die wir Pfarrer gewiß zur Freude der Suchenden und Ringenden gebrauchen dürfen. Auf den wissenschaftlichen Ertrag dieser präzisen Arbeit soll ein andermal hingewiesen werden. D.

Carl Stange, Die Gemeinschaft mit dem Lebendigen Gott. 12 Predigten 2 M. 50 Pfg. Deichert's Verlag, Leipzig.

Stange's Veröffentlichungen tragen alle den Charakter ernster Denkarbeit. Nirgends finden wir glatte Selbstverständlichkeiten, nirgends falsches und darum unwahres Pathos. Und so zeichnen sich auch diese Predigten durch Tiefe der Gedanken aus. Sie reizen zu gleich ernster Arbeit, sowohl den Prediger, der von ihm zu lernen bereit ist, als auch den Leser, der zunächst nur erbaut sein will. D.

Ludwig Ihmels, Siehe ich mache alles neu. Ein Jahrgang Predigten. J. C. Hinrichs Verlag Leipzig.

Der bekannte Theologe Ihmels hat in dem stattlichen Band 70 Predigten vereinigt, die er in der Universitätskirche zu Leipzig gesprochen hat. Was zunächst an den Predigten auffällt, ist die Einfachheit der Sprache. Man fühlt es dem Prediger nach, er will nicht mit eigener Weisheit prunken. In schlichter aber ernster Sprache werden die Themagedanken in reichster Entfaltung vorgebracht. Man ist erstaunt, welche Wirkungen Ihmels erreicht und man versteht — wie mir ein Zuhörer versicherte — daß diesen Predigten mit gespanntester Aufmerksamkeit gelauscht wird.

Ihmels Predigtthätigkeit scheint ihm die Gelegenheit zu sein, seine wissenschaftlichen Erkenntnisse immer wieder auf ihre Richtigkeit hin zu erproben und das macht die Lektüre dieser Predigten für den Theologen außerordentlich interessant. Mancher dunkle Satz in Ihmels Werken ist mir durch diese Predigten klar geworden. Nachdenklichen Lesern seien diese Predigten warm empfohlen.

Pastor W. Pfeiffer, *Helfende Hände in der Vormundschaft und Pflugschaft*. Gütersloh, Bertelsmann, 1 M. 50 Pf.

Die kleine Broschüre berichtet von einem großen Werk: dem Kinder-Rettungs-Verein in Berlin. Man lernt die Art und den Umfang, auch die Not dieser interessanten und wichtigen Arbeit durch verschiedene Aufsätze kennen und vielleicht wacht bei mancher Dame, die kein eigenes Kind herzen darf, ein Verlangen auf, hier mithelfen zu können! —



—Reiseplan—

Vom 20.—22. Sept. Elbing.	Vom 9.—13. Nov. Sangerhausen.
Vom 23.—25. " Königsberg.	Am 15. " Magdeburg
Vom 27.—29. " Insterburg	" (Festrede).
Vom 30. 9.—2. Oktober Königsberg.	Vom 16.—22. " Mannheim.
Vom 4.—6. Oktober Lyck.	Vom 23.—27. " Freiburg i. B.
Vom 7.—9. " Königsberg.	Vom 30. 11.—4. Dez. Karlsruhe.
Vom 11.—16. " Danzig.	
Vom 1.—8. November Langenberg.	2. Chron. 15, 7.—

Bezugsbedingungen.

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen M. 3.50
Bei direkter Zusendung unter Kreuzband M. 4.— Einzelnummer 35 Pfg.
Inseratenschluß: 20. des Monats. — Preis der 1 spaltigen Petitzeile 40 Pfg.

Herausgeber Pastor S. Keller in Freiburg i. Br. — Kommissions-Verlag
von Walter Mombert in Freiburg i. Br. — Druck von Hammerschlag u.
Kahle, G. m. b. H. in Freiburg i. Br.

Auf Dein Wort



12. Jahrgang.

Heft 12.

September 1914

Gebunden und doch frei!

Nimm mich gefangen, Herr, dann bin ich frei!
Dann fallen ab die schweren, schweren Ketten,
Nur wer im Glauben sich dir unterwirft,
Den kannst du aus der Sünde Knechtschaft retten!

Nimm mich gefangen, Herr, dann bin ich frei!
Hier bin ich, Meister! Zögere nicht länger,
Mir wird so bang in meines Kerkers Nacht,
O spreng' die Fesseln, zieh' sie enger, enger!

Nimm mich gefangen, Herr, dann bin ich frei!
Sieh' meine Hände breit' ich dir entgegen,
Es klirren noch der Knechtschaft Ketten dran,
Du wollest sie in heilige Fesseln legen.

Du wollst sie binden, daß zu edlem Tun
Sie nur fortan, sich freudig willig regen.
Nimm mich gefangen, Herr, dann bin ich frei,
Sieh' meine Hände breit' ich dir entgegen!

Bertha Hellmann.





Der Hebräerbrief in Bibelstunden.

18. Die ersten Glaubenszeugen.

Kap. 11, 1—7.

Die Leser durften dem Verfasser auf seine ernste Glaubensmahnung am Schluß des vorigen Kapitels nicht damit antworten, daß solch ein Glaube in Israel eine ganz fremde, unerhörte Forderung sei. Daher führt er ihnen in diesem Kapitel aus dem alten Testament eine Reihe von Glaubensbildern vor, an denen sie des Glaubens rechte Art studieren konnten. Sie würden daran erkennen, daß wer sich vom Glauben trennen wollte, weder ein rechter Christ, noch ein rechter Israelite mehr sein würde.

B. 1: „Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hofft, ein Nichtzweifeln an dem, das man nicht sieht.“ Bei den Lesern war die Zuversicht auf gehoffte Dinge ins Schwanken gekommen und drohte ganz zu verfliegen. Darum betont der Brief hier diese besondere Seite des Glaubens: Aushalten, „Bestehen bei Gehofftem, Überführung von Dingen, die man nicht sieht.“ Das Gehoffte ist in diesem Fall die zukünftige Heilsvollendung, also etwas, was man jetzt eben nicht sehen kann. Wo das Sehen eintritt, bedarf es keines Glaubens mehr. Wie fest überführt von dem Gehofften, Unsichtbaren, müssen wir werden, bis solcher Glaube eine Macht in unserm Leben geworden ist, die stärker wird als alle irdischen Reize und lauter in uns spricht, als alle Stimmen der Welt. Wir brauchen davon gern das Wort „Überzeugung“ und meinen darunter eine solche innere Gebundenheit an diese Dinge, daß unser Denken, Wollen und Fühlen sich nach ihnen richten muß und von ihnen nicht mehr los kann.

B. 2: „Durch ihn haben die Alten Zeugnis überkommen.“ Gemeint ist offenbar, daß Gott sich ihnen in Taten der Hilfe bezeugte, aus denen sie merken konnten, daß er mit ihrem Glauben einverstanden war. Wenn der Glaube echter Art ist, dann ist er nicht nur an Gott gebunden, sondern man darf sagen: er bin-

det Gott. Ein von Gott gewolltes und gewirktes Vertrauen kann nicht zu stark sein; ist es aber echt, dann hat es einen Erfolg in der unsichtbaren und oft auch in der sichtbaren Welt. Benedikt von Nursia, so erzählt eine katholische Legende, ging einst mit Genossen auf der Landstraße dahin, indem sie sich über Sünde und Not in der Welt unterhielten. Plötzlich ward der fromme Mann so ergriffen von dem Jammer der Welt, daß er auf einen Stein am Wegesrande niederkniete und Gott inbrünstig bat: wenn dadurch der Welt Elend gemildert werden könnte, möge Gott jetzt sein Leben als Opfer annehmen. Als er vom Gebet aufstand, sollen die Abdrücke seiner Kniee im Stein zu sehen gewesen sein. Das ist nur Sage, aber es liegt ein Sinn für uns darin. Machte dein gläubiges Gebet noch nie Eindrücke in die steinharte Wirklichkeit? Gab es noch nie ein wirkliches Echo auf dein lautes Vertrauen oder dein wortloses Anpochen? Woran mag das wohl liegen? Andere haben Zeugnis überkommen.

B. 3: „Durch Glauben merken wir, daß die Welt durch Gottes Wort fertig gestellt ist, auf daß aus Nicht-erscheinendem das Sichtbare geworden sei.“ Dieses Wort dünkt uns heute besonders seltsam, denn die meisten unserer gebildeten Ungläubigen behaupten ja ihren Rinderglauben durch Naturerkenntnis verloren zu haben. Man braucht ihnen das nicht zu glauben, denn meistens war es tief innerlich im Gewissen und Willen ein ganz anderer Vorgang, als klare Kopferkenntnis, was ihnen den Glauben verdarb. — Der Verfasser unseres Briefes fängt mit dem ersten Blatt der Bibel und der sichtbaren Schöpfung an, um seinen Lesern zu zeigen, wie es dort schon nötig ist, an den unsichtbar wirkenden Gott zu glauben. Wer das nicht einmal kann, auf den würden ja sowieso die nachfolgenden Belege aus der Bibel keinen großen Eindruck machen.

Beachten müssen wir es aber noch, daß man durch Glauben, nicht einfach durch Naturbetrachtung, dazu kommt, das zu merken, daß das unsichtbare Schöpferwort Gottes aus Unsichtbarem Sichtbares geschaffen habe. Bloße Naturbetrachtung — ohne Glauben, ohne die rechte Herzensstellung zu Gott — scheint doch nicht so ohne Weiteres zu solcher Erkenntnis zu führen. Daß die Naturerkenntnis allein niemanden vom Gegenteil überzeugen muß, ist auch erwiesen. Denn es gab stets unter den bedeutendsten Naturforschern

gläubige Männer und so steht es bis auf den heutigen Tag. Wenn wir an einem Sommerabend bei offenem Fenster unsere Lampe angesteckt haben, fliegen vom Licht angezogen die Falter und Mücken herein. So geht's mit der Stellung zu Gott auch. Hat ein Mensch in seinem Herzen die Überzeugung angezündet: es steht ein Gott hinter allem sichtbaren Geschehen, — dann fliegen ihm aus der Natur und der Bibel und der täglichen Erfahrung Belege und Gründe dafür zu, wie Falter zum Licht. Umgekehrt, hat ein Herz beschloffen, sich vom lebendigen Gott wegzukehren und nicht an ihn zu glauben, so fliegen ihm aus Natur und Bibel und Erfahrung lauter Gründe zu, die es in seinem Unglauben bestärken. — Wir erkennen also Gottes Werk in der Natur nur durch den Glauben.

B. 4: „Durch Glauben brachte Abel Gott ein größeres Opfer dar als Cain, durch welchen er das Zeugnis überkommen hat, daß er gerecht sei, da Gott Zeugnis ablegte über seine Gabe, und durch ihn redet er noch, wiewohl er gestorben ist.“ Es ist uns Bibellesern stets interessant, wenn eine alttestamentliche Erzählung im neuen Testament ausgelegt und beleuchtet wird. Dann können wir wie an Musterbeispielen daran lernen, wie wir die andern Geschichten des alten Testaments zu verstehen und zu behandeln haben. — Cain's Opfer muß wohl etwas Frivoles und Respektloses an sich gehabt haben, als ob einer dem König eine Kleinigkeit hinlegt mit den Worten oder Gedanken: Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft! Abel sah tiefer in sich hinein; er muß von seiner Sünde überzeugt gewesen sein und hatte (als Erfinder des blutigen Opfers) den Eindruck: ich mußte sterben — Gott, nimm an meiner Statt dieses Tieres Leben an! — Aber hat ihm sein Opfer und daß Gott sich zu demselben bekannte, viel geholfen? Cain schlug ihn tot! Aber Gott erschien als Abels Rächer und wird ihm in der unsichtbaren Welt längst ersetzt haben, was ihm der Mörder geraubt hat. Inzwischen aber schreit sein Blut (1 Mos. 4, 10) zu Gott; das ist das weitere Reden Abels, wiewohl er gestorben ist. Seither weiß das jeder, der morden geht: das Blut meines Opfers wird mir nachschreien und Gott wird es an mir rächen. — Inwiefern paßt aber Abel hierher als erster Glaubenszeuge? Nun, er hat doch sein Opfer gebracht, um unsichtbare Gnade zu erlangen und „bestand bei Erhofftem“, wovon hier jetzt nichts zu sehen war. Um dieser seiner gottgefälligen Gesinnung willen schlug

ihn kein tot; somit ist Abel der erste Märtyrer, der erste Glaubenszeuge, der für Unsichtbares so leidet, daß er darüber das Sichtbare verliert!

B. 5: „Durch Glauben ward Henoch hinweggenommen, um den Tod nicht zu sehen, und ward nicht gefunden, weil ihn Gott hinweggenommen hatte; denn bevor er hinweggenommen, überkam er das Zeugnis, daß er Gott wohlgefallen habe. Aber ohne Glauben ist es unmöglich Gott zu gefallen; denn wer zu Gott herzutritt, muß glauben, daß er sei und denen, die ihn suchen, ein Vergelter sein werde.“ Henoch ist mir von Jugend auf ein Rätsel gewesen. Ist einer selig geworden ohne den einzigen Mittler Jesus? Nein, es ist ihm bloß das Erdensterben erspart worden, weil er im Glauben sich so ganz und echt an den unsichtbaren Gott hielt, daß darüber sein ganzes Erdenleben ein gottgemäßes Ansehen bekam. Im Paradies des Zwischenzustandes wird Henoch längst von Jesu Werk Kunde bekommen und jauchzend des Mittlers Gnade genommen haben und wird jetzt, wie Abraham und andere Fromme des alten Bundes warten auf die erste Auferstehung!

Es ist aber gut, daß der Schreiber des Hebräerbriefs neben die Henochs-Gestalt den erklärenden Spruch gesetzt hat: ohne Glauben ist es unmöglich Gott zu gefallen. Gefiel Henoch Gott, so muß er Glauben gehabt haben; dann ist er zu Gott herzu getreten, als zu dem unsichtbaren Vergelter, auf den man unbedingt baut. Wer gar nicht glaubt, daß Gott ist, der wird nicht zu ihm beten und sich nicht ihm nahen wollen. Es ist nun noch bei Manchen so, daß sie in der Theorie gar nicht zweifeln, daß es irgend ein göttliches Wesen gebe, — aber sie suchen es nicht auf, weil sie nicht glauben, daß diese lebendige Macht vergelten kann, d. h. Gebete erhören, Wirkungen offenbaren, Liebe üben oder Haß bestrafen kann. Und doch macht das erst den Glauben zu einem lebendigen Verkehr zwischen dem sichtbaren Ich auf Erden und dem unsichtbaren Ich im Himmel, daß man mit dem Unsichtbaren rechnet und handelt, als sähe man ihn. Mit der Zeit kommts bei uns wohl so weit, daß wir mit keinem Menschen so vertraut umgehen, als mit Gott und auf nichts uns so fest verlassen, als auf ihn. Das ist später, wenn eine Reihe von Gebetserhörungen und Erfahrungen seiner Hilfe vorliegen, kein Kunststück mehr, während der Anfang dieses Verkehrs eine Glaubensstat ist. Den Meisten unter

uns ist diese Wirklichkeit abhanden gekommen. Der Anfang ihres Glaubens liegt weit zurück in ihrer frühesten Kindheit und später kam die Macht der Gewohnheit hinzu, ohne daß man eigentlich je etwas besonderes erfahren oder durch Zweifel und Kämpfe sich den Weg errungen hätte. Soll man sich dann darüber wundern, daß ihr Glaube so eine schlaffe, welcke, unwirkliche Art an sich trägt! Sie denken ja garnicht daran, daß Gott ein Vergelter sei! Von Henoch steht geschrieben, daß Gott an ihm Wohlgefallen gehabt habe, ehe er wegging, — wird das von uns auch so gelten, ehe wir weggehen? Ich denke jetzt nicht an die Bravheit, die vor Menschen hoch im Kurs steht, sondern nur an das Eine: wie stehts um den Glauben, ohne den Niemand Gott gefallen kann? Wir ehren Gott durch einen echten Glauben, der mit ihm, dem Unsichtbaren, ein Schutz- und Trutzbündnis eingegangen ist gegen alle Menschen und bösen Geister, gegen die eigenen Sinne und Empfindungen unseres Leibes, ja gegen die eigenen Schwachheiten und Schulden. Manches Mal in meinem arbeits- und anfechtungsreichen Leben habe ich solche Zeiten gehabt, wo alles andere abbröckelte, worauf ich mich verlassen konnte, und dann blieb nur noch der nackte Glaube nach! Dann, — in solchen Stunden hätte ich jauchzend sterben können, weil der Geist selbst Zeugnis gab meinem Geist, daß ich Gottes Kind sei!

B. 7: „Durch Glauben hat Noah, nachdem er eine Weisung empfangen, weil er sich fürchtete um deswillen, das doch (noch) nicht zu sehen war, eine Arche zugerichtet zur Errettung seines Hauses, durch welchen er die Welt verurteilte; und ward ein Erbe der Gerechtigkeit, die dem Glauben gemäß ist.“ Da war ein gottloses Treiben unter den Zeitgenossen Noahs, so daß man den Namen des Herrn predigen mußte; soweit war die Abkehr von Gott schon gediehen, daß die Aoffenbarung verblaßte. Plötzlich ertönen Hammerschläge: Noah baut in der trockenen Steppe, wo es auf hundert Meilen in der Runde keinen See gab, auf dem ein kleiner Nachen hätte fahren können, einen großen, ungeschickten*) Kasten und als man ihn fragte, hieß es: „Gott wird eine große Flut schicken, die euch alle dahinnissen wird.“ Das war etwas Unsichtbares und er bestand darauf. Was mag das für ein Spotten der Zeitgenossen gegeben haben! Wenn es damals schon Wisblätter gegeben hätte, so wäre der ver-

*) Siehe Note S. 295.

rückt gewordene Noah jede Woche drin zu sehen gewesen! Und doch empfanden die Leute jeden Hammerschlag wie ein Verdammungsurtheil! Nur einer von Beiden kann Recht haben: Noah oder sie. Dann kamen Wochen und Monate, wo mit angestrengter Arbeit allerlei Futter für die Tiere hineingeschafft wurde. „Man sollte es nicht für möglich halten!“ spotteten die umherlungernden Spötter, und Noahs Söhne mögen mit geheimem Ingrimm unter all dem Gelächter weiter gearbeitet haben. Dann: ein Schauspiel! Der Instinkt trieb die Tiere zu Noah,*) wie noch jetzt vor Naturkatastrophen die Tiere der Wildnis beim Menschen Schutz zu suchen scheinen. Dann ging Noah mit seiner Familie beim hellen Sonnenschein in die dumpfe Arche hinein und das Jöhlen der Zuschauer wollte kein Ende nehmen. Eine Stunde später fing es an zu regnen. „Aha“, lachte man, „Noah kriegt Recht.“ Es regnete weiter. Irgendwoher brach eine Flut aus der Tiefe hervor. Am dritten Tage ward es in den Zelten und tiefer gelegenen Hütten ungemütlich und dann war das Lachen vorbei und während Noahs Arche am Horizont wie ein großer grauer Vogel auf den trüben Fluten dahinschwamm, ging die ganze trohige Menschheit unter.

Noahs Glaube, mit dem er das Unsichtbare höher einschätzte als alles, was vor Augen war, hatte ihn gerettet. So wird es wieder kommen gegen das Ende der Tage! Wir werden auf das Unsichtbare gestellt, das hinter den Toren der sichtbaren Welt wartet auf die letzte große Offenbarung der Kinder Gottes. Wo wirst du dann sein? Das Sichtbare vergeht in der letzten Verwandlung und das Unsichtbare behält den Sieg.

Zwei Schiffe begegnen sich im Weltmeer. „Wo fahrt Ihr hin?“ Nach London! „Das kann nicht sein! Denn wir haben die entgegengesetzte Richtung und wollen auch dahin!“ Abwarten wer Recht hat; Beide können nicht Recht haben! — So gehts heute auch im persönlichen, kirchlichen, politischen Leben: Die Gegensätze arbeiten sich immer schärfer heraus, die Schwierigkeiten seinen Glauben durchzusetzen werden größer, — aber nur eine Partei kann Recht haben, nicht alle beide! Zu welcher gehörst du? Ich aber und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen! Amen. —

*) Ein Holländer hat übrigens nach den Maßen der Arche einen solchen Kasten gebaut, da ergab es sich, daß derselbe nicht nur seetüchtig war, sondern daß ein Zehntel seines Innenraumes groß genug war Noahs Familie und 700 Tierpaare zu bergen; blieben neun Zehntel zu Futter!



Leichter machen.

Glaub' mir, Jesu tut es weh,
Wenn er muß uns Menschen plagen.
Wollen wir's ihm leichter machen:
Nicht so jammern, nicht so klagen?

Er hat alles durchgekostet,
Was er uns an Schmerzen gibt.
Sollte er nicht Mitleid haben,
Der am Kreuz zeigt, wie er liebt?

Wenn es ohne Leiden ginge,
Schick' er dir kein ein'iges mehr.
Liebes Herz, so werd' doch stille,
Mach' es Jesu nicht zu schwer!

Frau L. M.



Aus meinem Leben. 12. *)

Mit der Übernahme der ersten eigenen Pfarre ist der erste Abschnitt meiner Lebensgeschichte abgeschlossen. Was von Natur und nach meinen Anlagen kommen konnte, was der Erziehung durch Eltern und Lehrer entsprach und was durch äußere Umstände und Anreize mich getrieben, — das hatte sich ausgewirkt. Der seelische Mensch, wie Paulus sich ausdrückt, war gewissermaßen reif geworden; der „geistliche“ lag noch in der Wiege! Mein Inneres stand dem Einfluß des heiligen Geistes noch nicht im Vollsinne der Schrift offen. Es war etwa so, wie Jerem. 31, 31—34 den Unterschied zwischen altem und neuem Bund beschreibt: Gott hatte im alten Bunde das Volk „bei der Hand“ genommen und sie oft wider ihren Willen geführt, aber mit Herz und Sinn hatten sie den Bund nicht gehalten. Jeder Leser meiner Lebensgeschichte bis hierher wird sich des Eindrucks nicht erwehren können, (obschon ich noch lange nicht alle ähnlichen Beispiele erzählt habe!), daß der Herr mit mancherlei Eingriffen die Führung

*) Fortsetzung im nächsten Jahrgang.

meines Lebens übernommen. Manchem scheint eine solche Handgreiflichkeit der Vorsehung wichtiger und interessanter zu sein, als alles innere, geistige und geistliche Werden und Wachsen der christlichen Persönlichkeit nachher! Aber das war ja Anschauungsunterricht der Seele, Zwangs-Fürsorge-Erziehung Gottes! Der neue Bund sollte nicht mit der Hand, sondern durch den Geist Gottes und im Herzen der Menschen werden, so daß es neue innere Antriebe gäbe, die wahre christliche Sittlichkeit, da der Wille sich täglich frei an den Erzieher verschenkt, bis er in der gleichen Richtung, die vom Himmel her gewollt ist, sich selbst erzieht.

Manches wurde in den ersten Monaten in der Steppe schon äußerlich anders. Das väterliche demokratische Erbe eines starken Odrages zur Selbstständigkeit bekam jetzt schon durch die Verhältnisse Obervasser. Hatte ich doch keinen älteren Amtsbruder oder gebildeten erfahrenen Mann in der Nähe, den ich hätte um Rat fragen können. Das Konsistorium war soweit, wie Florenz von Berlin! Mit tausend Entscheidungen und Anordnungen den russischen Behörden wie den eigenen Gemeindegliedern gegenüber war ich auf mich selbst gestellt. Aber das reizte mich gerade. Ich wußte im Handumdrehen alles besser, als alle Leute meiner Umgebung! Bald konnte ich den Bauern durch meine Tierarzneikennntnisse imponieren, oder in der Landwirtschaft durch gutes Beispiel, wie die Einführung der Kleesaat, vorangehen. Es dauerte nicht lange, da galt ich vielen Bauern auch bei ihren leiblichen Krankheiten mehr, als der teure und schwer zu erreichende russische Arzt!*) In den Kämpfen, die materielle Lage der Lehrer zu bessern oder die Schulen überhaupt zu heben, war ich meistens Sieger, denn ich hatte in wenig Wochen die Mehrheit im Kirchspiel für mich gewonnen. Ein Teil der Lehrer war mir dankbar ergeben; — andere fingen an mich zu hassen, weil ich soviel Neuerungen einführte und mehr von ihnen verlangte.

Ich sage das alles nicht um zu prahlen, sondern um den dunklen Hintergrund zu gewinnen für den später eintretenden Umschwung. Meine gefährlichen Charakteranlagen, wie Zähjorn, Rechtshaberei und Selbstständigkeitsdrang wucherten unter diesen äußeren Verhältnissen schier machtlos und dabei hatte ich keine Ahnung, daß meine seelische Gesundheit auf diesem Wege verloren gehen müsse und ich in großer sittlicher Gefahr stand. Daß ich jetzt frei predigte, ohne mein Manuskript auf die Kanzel zu nehmen, verstand sich von selbst und ich war von meiner eigenen seelischen Begeisterung so erbauet und entzückt, daß mich der alte Pietist W. aufs tiefste be-

*) Im Jahre 1893 betrieb ich von Düsseldorf aus eine Auswanderung der damals bedrängten deutschen Kolonisten nach Deutsch-Südwest Afrika, wobei diese an den Reichskanzler Caprivi die Bedingung stellten: Pastor Keller solle als ihr Seelsorger und Arzt mitgehen! Caprivi schrieb an den Rand des mir zugesandten Aktenbündels: „Sehr wünschenswert.“ — Es wurde aber nichts aus dieser Auswanderung; sonst hätte es vielleicht keinen Herero-Aufstand gegeben!

leidigte, wenn er nach einer flammenden Predigt mit schmerzlichem Kopfschütteln sagte: „Das war nix! So will der Herr Jesus nicht verkündigt werden.“ Was versteht solch ein alter Bauer von Homiletik! Der glänzende Kirchenbesuch und die rasch steigende Beliebtheit bei Groß und Klein war das Echo, das mich bestach. Meiner Eitelkeit schmeichelte es natürlich mehr, daß man mich lobte, als wenn jemand wagte, sich meiner Meinung zu widersetzen.

Um auch mit den russischen Behörden leichter umgehen zu können, ließ ich einen russischen Lehrer bei mir Mittag essen und lernte von ihm noch besser die fremde Sprache beherrschen.

Eine ergreifende Episode aus jenem Winter, wo ich mich in der Nacht verirrte und zu einem sterbenden Pächter kam, habe ich in „Seine Spuren in der Steppe“ erzählt. Ebenso die halb komische, halb ernste Geschichte meines „Weihnachtsrittes in der Steppe.“ . . .

Auch in der Ehe hatten wir gerade während dieser Wintermonate eine merkwürdige Schonzeit. Da ich fast jeden Abend zu Hause war, weil es keine Vereinsstunden und Wochenbibelstunden gab, konnten wir an den langen Winterabenden viel zusammen lesen. Entweder las ich mit jugendlicher Begeisterung Goethe oder Shakespeare vor und meine Frau machte ihre Handarbeiten dazu, oder sie las andere harmlose Dinge, und ich klebte und bastelte allerlei zusammen. Fehlte es doch in der ersten Zeit in unserm jungen Haushalt an allen Ecken und Enden. Bettstellen hatten wir noch keine, sondern unter die Rahmen unserer Sprungfedermatrassen schraubte ich ein paar dreifüßige Holzbänkchen, die ich selbst verfertigt hatte. Auch für den Garten hatte ich verschiedene Neuerungen im Auge. Unter anderem eine Erhöhung, auf welcher eine Laube stehen sollte. Wieviel Schiebkarren Schutt, Erde und Abfall aller Art habe ich da zusammengefahren, um einen Ausguck zu haben, der sich nur ein paar Meter über den Garten erhob!

Dabei schwellte mir das Gefühl die Brust, daß ich rastlos eifrig arbeitete und augensichtlich etwas vor mich brachte. Ehescheidungsprozesse, die damals nur die geistliche Behörde in Rußland in der Hand hatte, pflegte ich im Keime zu ersticken, denn wenn die beiden Leutchen das erste Mal zu mir kamen, um die Eingabe an das Konsistorium aufsetzen zu lassen, wurden sie mit einer einzigen Ausnahme durch meine Beredsamkeit und die Wucht meines Ansehens bald überzeugt, daß es besser sei, sie verträgen sich wieder.

Merkwürdig war es, daß in dieser ersten Amtszeit der bäuerliche Oberschulze mir sehr gnädig gesonnen war. Vielleicht spürte er, daß mein Einfluß auch rein bürgerlich dem großen Kirchspiel heilsam war, oder er merkte, daß er in mir einen unerschrockenen Verteidiger der Rechte und Freiheiten der Kolonisten gewonnen habe; dadurch konnte ich seinem Ansehen nur nutzen. Daß er ein roher gewalttätiger Mensch war, der es im Punkt der Unbestechlichkeit und Nüchternheit nicht genau nahm, fand ich wohl bald heraus, aber wir zogen in

andern Dingen so schön zusammen an einem Strang, daß ich mich hütete, mit ihm zu brechen. Ebenso mochte er sich bei unsern amtlichen Verührungen auch besonders in Zucht nehmen, um den beliebten Pastor nicht gegen sich zu haben. Als es mir dann gelang, eine größere Geldsumme, die irgendwo im Behördenneze hängen geblieben war, aber von Rechtswegen der Grunauer Zentralschule gehörte, durch Drohungen mit meinen Petersburger Beziehungen wirklich herauszureißen, stieg mein Ansehen bei ihm. (Meine traurigen späteren Erfahrungen mit ihm und sein Ende, das wie ein Gottesgericht aussah, habe ich in der Erzählung „Gottliebs Maß“ in der Sammlung „von Hüben und Drüben“ verwendet).

Meine vielen Neuerungen und Verbesserungen mochten dem Konsistorium in Petersburg ungelegen kommen. Wenigstens erhielt ich damals oft väterliche Mahnbriefe des mir sonst wohlwollenden Generalsuperintendenten: ich solle vorsichtiger sein; die zähen Kolonisten vertragen solches Sturmtempo nicht. Wenn ich aber in der nächsten Gemeindeversammlung wieder gesiegt hatte, lächelte ich über die Ungestlichkeit des alten Herrn und murmelte wohl stolz den Vers aus der Maria Stuart vor mich hin, der von der Königin Elisabeth sagt:

„Nicht eine Welt in Waffen fürchtet sie,
Solang sie Frieden hat mit ihrem Volke.“

Dabei ahnte ich nicht, was man im Himmel über meinen Hochmut dachte und wie man dort schon den Eingriff in mein Seelenleben beschlossen hatte, der allein helfen konnte. Ich kam mir fromm, eifrig, tüchtig vor und hätte es niemand geglaubt, wenn er mir gesagt hätte: Da bist unausstehlich! Nachträglich schäme ich mich jenes ersten Winters in meiner selbständigen Gemeindegarbeit. Wieviel schüchterne Seelen habe ich wohl durch unbedachte Raschheit vor den Kopf gestoßen! Wie manchen schwerfälligen Gegner habe ich nicht in der Debatte um ein neues Schulhaus oder dergleichen mit einem einzigen spöttischen Ausdruck oder einer witzigen Gegenrede mundtot gemacht oder dem Gelächter der Dorfgenossen preisgegeben! Nachher wird einem mancher Sieg lästig, ärgerlich und demütigend, über den man damals ganz glücklich war. Armes, blindes Menschenherz, das sich so groß und stark und klug vorkommt und spürt nichts davon, daß es sich zu einer häßlichen Karrikatur zu entwickeln anfängt! Wieviel Geduld und Langmut hat mir der Herr bewiesen und wieviel mir später zu verzeihen gehabt! Jedenfalls ist mir später die Macht des frommen Selbstbetruges so gründlich klargeworden, daß ich manchem Heißsporn durch meine eigenen Bekenntnisse den Stachel stechen konnte.

Bezeichnend war es, daß mein Freund Pastor Hasenjäger in einem sonst launigen Briefe über meine ganze Art das Urteil fällte: „Es ist wie das Treiben eines Unsinnigen, wie das Treiben Jeshus, des Sohnes Nimfs!“



Ist die Kunst an sich unchristlich?

Von J. E. J. Immerborn.

In einer der jüngsten Nummern des „Zeltgruß“ stellt Jakob Vetter folgende Behauptung auf: „Romane sind die Hauptträger des Giftes, das so viele Seelen tötet. Unsere liberale und ungläubige Presse schätzte die Romanschreiber, wenn sie nur für die Bearbeitung des Schmutzes ein gewisses Maß formeller Begabung betätigen, als die Literaturgrößen und Künstler. Für solche Romane, die mit physiologischem Raffinement schildern und anregen, haben wir keine Worte zur Entschuldigung. Sie gehören samt und sonders, ob sie von Zola, Frenssen, Ibsen oder Samuel Keller geschrieben sind, zur Schundliteratur“. Soweit Vetter. Er beginnt die Kritik mit den Worten: „Romane — — wir lieben sie nicht!“ Weil er diese Einleitung macht und mit dem Angriff auf Pastor S. Keller schließt, ist das Ganze ein tendenziöser Angriff auf die Christen, die Romane lesen und erst recht auf die christlichen Romanschriftsteller, zu denen ich gehöre. Es handelt sich also darum, den Kritiker J. Vetter zu kritisieren.

Vor allem: was ist ein Roman? Er ist ein kunsttechnisches Gefäß, wie die Liedform, die Kantate, das Oratorium, das Gemälde, das gehauene Bild u. a. Will man das Wesen dieses Gefäßes noch tiefer untersuchen, so stellt sich heraus daß der Roman ein Gleichnis ist, ein Gleichnisbild des realen Lebens. Real ist nicht nur das materiell Wirkliche, sondern auch das materiell Mögliche, also die Idee des Lebens. Christus z. B. belehrte das Volk vornehmlich durch Gleichnisse, d. h. durch Hinweise auf mögliche Lebensvorgänge. Daselbe tut der Romanschriftsteller in seinem Werk. Es ist also nicht recht, daß man den Schriftsteller angreift, weil er Romane schreibt; man müßte denn auch den Komponisten und Dichter

angreifen um des Liebes wegen. Allerdings hängt beim Roman alles von seinem Inhalt ab. In das künstlerische Gefäß des Romans, wie des Liebes, kann der heilige Geist Gottes ebenso wie der Fluchgeist Satans gießen. Unter der Inspiration des heiligen Geistes wird der Roman zu einem ausgezeichneten Erzieherwerk, zu einer praktischen Evangelistenarbeit, die oft genug turmhoch über biblisch theoretischen Aufsätzen steht, die schon darum einen großen Vorteil für die Evangelisation hat, daß sie in der Form beliebter ist als z. B. der Traktat oder der evangelistische Aufsatz. Woher mag das kommen? Eben weil der Roman ein Brennspiegel des lebendigen pulsierenden Lebens ist, dem Leser lebendige Kost vorsetzt, die jener miterlebt, nachlebt, ganz und gar versteht, was die Prediger bekanntlich nicht immer von ihren Zuhörern sagen können. Es ist ein himmelweiter Unterschied, ob ich dir eine neue Maschine bis in die letzte Schraube beschreibe, oder ob ich dir die Maschine leibhaftig vorführe. Im Roman wird das Leben leibhaftig vorgeführt; allerdings muß der Dichter selber das Sehen zum Leben haben, sonst hat sein Buch nicht die Wahrheit des Möglichen, ist unmöglich, ist kein Gleichnis des wirklichen Lebens. Also: es ist unrecht, zu behaupten, daß der Roman zur Schundliteratur gehöre, weil er Roman ist. Das aber hat Jakob Vetter getan, indem er seinem Artikel die Worte vorsetzte: „Romane — — — wir lieben sie nicht!“ Er hätte als wirklicher und christlicher Kritiker sagen müssen: „Wir lieben keine weltlichen Romane!“

Vetter begeht aber ein weit schlimmeres Unrecht, indem er Autoren zu den Schundliteraten zählt, die es ganz und gar nicht verdienen. Keiner der von ihm genannten Autoren ist Schundliterat. Ibsen ist überhaupt nicht Romanschriftsteller, pure Unkenntnis hat da Vetter geleitet. Daß Zola und Frenssen zu dieser verwerflichen Gattung gehören sollen, wird kein Mensch in Hinter-, Mittel- und Vordereuropa dem guten Kunstkritiker Vetter glauben. Schund ist Lüge, Zola aber ist ein Fanatiker der Wahrheit. Allerdings darf ein christlicher Erzieher Zola nicht empfehlen, aus Gründen die nicht hierher gehören. Frenssen ist ein mittelmäßiger, liberaler Romanschriftsteller, aber ich bestreite ganz entschieden, daß man ihn zu den Schundliteraten zählen darf. Das Christentum und der tiefste Bibeld glaube berechtigen uns nicht zum Unrecht. Und erst Samuel Keller? Ja, lieber Bruder Vetter, es ist mir beim besten Willen nicht mög-

lich, Sie fortan in schriftstellerischen Dingen noch ernst zu nehmen, nicht nur wegen Ihrer schriftstellerischen und künstlerischen Unfähigkeit, sondern weil Sie ein blinder Haßer sind. Wo in aller Welt nehmen Sie auch nur eine Spur Berechtigung her, S. Keller Schundliterat zu nennen? Ich verstehe mehr von Kunst als Sie und muß sagen, daß gerade die Romane Kellers durch vorzügliche künstlerische Charaktermerkmale ausgezeichnet sind, die manchem andern Romanautor abgehen. Kellers russische Volkstypen gehören zum Besten dieser Arbeiten, nicht nur in der christlichen, sondern in der Literatur überhaupt. Das muß um der Gerechtigkeit willen festgestellt werden. Und S. Keller als schriftstellernder Christ? Wollte man im Reich einen Fragebogen umgehen lassen unter denen, die in Pastor Keller einen gottgesegneten Evangelisten kennen gelernt haben, und die unverlöschlichen Segensspuren seiner Reichsgottesarbeit am eigenen Leibe erfahren konnten, ich bin überzeugt, daß Ihnen der Mut verginge, noch weiter in dieser gehässigen ungerechten Weise vorzugehen. Überhaupt soll es einmal gesagt werden: Mit solcherart „Kritiken“ hängt man nicht nur den Brotkorb für den christlichen Schriftsteller höher, der unter der Autorisation des lebendigen Gottes Reichsgottesarbeit leistet und das Recht zum Leben hat, sondern man arbeitet den Feinden der Reichsgottesarbeit in die Hände. Mehr soll heute darüber nicht gesagt werden. Es möge genügen, um Bruder Better zu einer ausreichenden Erklärung im „Zeltgruß“ zu veranlassen.

Nachwort des Herausgebers.

Die Christusfeindlichen Blätter werfen meinen Romanen vor, daß sie Bekehrungsgeschichten seien und daß man mir den geschlechtlichen Fragen gegenüber stets den „Sittlichkeitsapostel“ anmerke. Wiederholt behaupteten „Fachmänner“, meine Bücher würden die größte Verbreitung in weitesten Kreisen finden, wenn ich die christliche Tendenz fallen ließe und ein paar lüsterne Schlaglichter anbrächte. Das war für mich nie eine Versuchung. Wenn ich den Ernst einer christlichen Weltanschauung verleugnen wollte, würde ich meiner ganzen sonstigen Lebensarbeit in's Gesicht schlagen. Darum habe ich mir aus dem Urteil der „Angläubigen“ nie viel gemacht. Aber weher tut es, wenn wirklich gläubige Christen, wie der Evangelist Better, mich mit Zola und Frenssen in einem Atem nennen. Es gäbe für ihn nur eine Entschuldigung, daß er meine Romane nicht gelesen

habe, — das aber wäre keine Entschuldigung, sondern ein Schuldbekenntnis! Wie kann man etwas, was man nicht kennt, in diesem Tone aburtheilen! Nun, ich will nach meinem alten Recepte handeln: weder mit dem Gerichte drohen, noch auf Grund des Preßgesetzes einen Widerruf erzwingen, sondern ich überlasse es meinen Lesern selbst zu entscheiden, wer Recht hat, Better oder ich.



Zum Abschluß des Jahrgangs.

Die Augustnummer war gedruckt, ehe der Krieg erklärt war. Darum konnte sie noch keinen Bezug auf ihn nehmen. Aber er nahm Bezug auf sie! d. h. unsere Pakete mit ihr wurden wegen der Mobilmachung zurückgesandt und das doppelte Porto dieser Monatsendung war das erste Scherflein, das ich jetzt für's Vaterland tragen mußte! Ich selbst war in der Schweiz und bin unter Mühsalen und Schwierigkeiten Anfang August heimgereist. Zuerst hatte ich beim drohenden Kriegswetter gebetet: „Herr, laß es um des Elends willen, das der Krieg im Gefolge hat, nicht dazu kommen! Besonders um der Mission willen! Was soll aus der Weltmission werden, wenn ein Weltbrand ihr alle Einnahmen verschließt!“ Als aber der Krieg doch ausgebrochen war und es mir ebenso ging, wie zahllosen Andern, daß jede gewöhnliche Einnahmequelle versiegte, außerdem fremde Not an's Herz klopfte und die Nähe der Grenze Gefahren zeigte, von denen man in ruhigen Zeiten sich nichts träumen läßt, da galt es mit seinem Glauben Ernst zu machen und sich auf den Gott zu verlassen, der die Seinen nicht zu Grunde gehen läßt! Psalm 46 wurde mir in diesen Tagen zum wirklichen Labsal!

Bald sah man, daß im Gottesgericht für uns viel Gnade sei! Wie erquickend die Einmütigkeit des Reichstages und die helle Begeisterung der täglich vorüberziehenden Truppen. Ergreifende Einzeltzüge drängten sich täglich auf, die davon sprechen, daß man Gottes Stimme in diesen großen Wirklichkeiten wieder anfangs zu hören, wo viele seit Jahren das Beten und Glauben verlernt hatten! Möchte das Volk, das jetzt in seiner beispiellosen Weltlage den Weg zu Gott wieder fand, auch Ernst machen, wenn der Sieg eingetreten sein wird, der uns Lust machen soll.

Weil jetzt während der Kriegszeit meine Evangelisationsarbeit plötzlich aufhört, — Gott evangelisiert selbst in unsern Tagen: „Seid stille und erkennet, daß ich Gott bin!“ — Habe ich mich als Seelsorger für die hiesigen Kriegslazarette gemeldet. Vielleicht kann mich der Herr dort doch noch brauchen!

Was nach Niederschrift dieser Zeilen auf dem großen Welttheater alles geschehen sein wird, ehe dieses Heft in die Hände der Leser kommt, kann kein Mensch sagen. Genug ist es für uns zu wissen, daß ob die Wasserwogen greulich brausen und sich hoch erheben, der Herr größer ist in der Höhe! Ob der Weltkrieg nur der Auftakt ist zu den letzten Zeiten ist, wie ich seit Jahren in manchen Vorträgen angedeutet habe, und ob nicht nach demselben die größten sozialen und religiösen Entscheidungskämpfe kommen werden, das müssen wir abwarten. Bis dahin aber behält mein Blatt seine alte Richtung: fern vom Streiten der Parteien dem Einzelnen Anregung geben zu wollen, sein persönliches Christentum so wirklich als möglich zu gestalten.

Im neuen Jahrgang folgen die letzten Bibelstunden über den Hebräerbrieff, sowie jeden Monat ein Abschnitt „Aus meinem Leben.“ Mein Sohn, der als Divisionspfarrer jetzt im Felde steht, dürfte später seine persönlichen Eindrücke vom Kriegsschauplatz in meinem Blatt veröffentlichen. Auch sonst fehlt es nicht an Stoff.

So bittet das Blatt beim Wechsel des Jahrgangs seine alten Leser: Bleibt uns treu und werbet neue Freunde! Immer wieder kam die Kunde, daß das schlichte Heft einen Trost oder eine Anregung hat vermitteln dürfen. Solang Gott seine besondere Aufgabe an Menschenherzen durch seinen Seelenseggen legitimiert, dürfen wir die Hände nicht davon lassen! Der Herr, unser Gott, stehe uns bei und fördere das Werk unserer Hände! Euer alter

Mitte August 1914.

Samuel Keller.



„Es gibt keinen Befehrer. Gott macht alles. Es genügt nur, daß der Anwalt Gottes Gott nicht hindert, das Ziel zu erreichen.“ (G. Rion).

* * *

„Es ist leider heute so wie im heidnischen Ägypten bei der Tötung der Erstgeburt — es ist kein Haus da, in welchem nicht ein Toter gefunden wird, selbst in den frommsten Häusern, — für Gott tot.“

Aus der Briefmappe des Evangelisten



Graf v. Sch. Es wird Sie interessieren, daß endlich Ihr Wunsch erfüllt wird! Ein Flugblatt für die Armee und Marine über die Gefahren der Unsitlichkeit habe ich verfaßt. Nachher ist es von Fachleuten etwas umgearbeitet und hat auch Herrn von der Armee vorgelegen. Jetzt ist es im Verlage des Weiß-Kreuzhauses, Nowawes, Heinestr. 1, erschienen und sehr billig zu haben. Hundert Stück kosten 70 Pfg., 500 St. nur Mk. 3,25. Wer solche Beziehungen zu Offizieren oder Divisionspfarrern hat, daß er sie darauf aufmerksam machen kann, tut ein gutes Werk. 20,000 Stück gingen schon ins Königreich Sachsen, 10,000 nach Württemberg. — Außerdem interessiert Sie vielleicht das andere Flugblatt des gleichen Verlages „An den Kindern wird es heimgesucht,“ das von Frau Pastor Hoffmann-Genf verfaßt worden und mit einem Anhang für 12—14jährige Knaben versehen ist.

Frau R. in B. Da Sie sich für die Bestrebungen eine Einigkeit unter den Kirchen auf Erden herbeizuführen, interessieren, kann ich Ihnen nur empfehlen, schreiben Sie eine Postkarte (10 Pfg.) an das Sekretariat der betreffenden Konferenz in Amerika mit der Bitte, Ihnen die englischen Druckschriften gratis zusenden zu wollen. Die Adresse ist: World Conference on Christian Faith and Order, Box 1153, Gardiner, Maine, United States of Amerika. Aber bis nach dem Kriege warten!

A. S. Wundern Sie sich, daß das Gesetz bei uns wirklich gläubigen evangelischen Christen nicht mehr die imponierende Rolle spielt, wie bei den Pharisäern zu Zeiten des jungen Gelehrten Saulus von Tarsus? Wenn der Tunnel fertig ist, dann sind die teuersten elektrisch betriebenen Bohrmaschinen völlig überflüssig. Hat das Gesetz in den Tagen der Buße und Bekehrung wirklich das Herz des armen Sünders durchbohrt, daß es für Jesu Gnade und Hilfe offen unter seinem Kreuze liegt, dann bedarf es der Schrecken des Gesetzes nicht weiter. Darum seien Sie auf der Hut, daß nicht ein neues Gesetz auf Ihren Hals gelegt werde, wodurch der Anschein erweckt wird, als ob das Heilswerk Christi für Sie nicht genug wäre! Jesus ist des Gesetzes Ende, sagt Paulus selbst.

„Amtsbruder.“ Gewiß ist Ihr Rückfall nach so langer reiner Zeit sehr schmerzlich und betrübend und ich kann Ihre tiefe Niedergeschlagenheit aus eigener Erfahrung, — wenn auch auf andern Gebieten, — sehr gut begreifen und nachfühlen. Es fällt mir auch nicht ein, Ihre Sünde zu beschönigen oder

zu verwischen; auch Ihren Schmerz und Ihre Reue will ich nicht abschwächen. Aber, wie können Sie solche verzweifelte Ausdrücke brauchen und sich von Ihrer Stimmung zu solchen Entschlüssen verführen lassen wollen: das Amt aufgeben, die Ehe scheiden lassen und als Missionar in eine Fiebergegend gehen, um sich nicht selbst das Leben zu nehmen. Erstlich taugen Sie in solcher Verfassung nicht zum Missionar! Weiter glauben Sie doch an die Vergebung der Sünden! Das Heilswerk Christi ist doch nicht aufgehoben und als unwirksam ausgeschaltet, weil Sie sich in 5 Minuten unwürdig benommen haben! Sie müssen sich doch wieder an Jesus wenden, der Ihnen alles verzeihen kann und Sie innerlich in Ihr Amt setzen kann, ohne daß das Konsistorium Sie abgesetzt hätte! Läge Ihre Sünde auf dem Gebiete des Geldes oder des Jähzorns würden Sie ohne Weiteres die Gnade Jesu für sich in Anspruch nehmen. Warum nicht auch in dieser Sache, wenn Ihre Frau Ihnen Alles verziehen hat und jenes andere Wesen auch und in der Öffentlichkeit kein Ärgernis entstehen kann? Ich glaube an die Wirklichkeit der Vergebung der Sünden und glaube darum auch, daß Ihnen diese häßliche Entgeißelung wirklich vergeben ist. Vielleicht wird diese Erfahrung für Ihre ganze Stellung zu Ihrem Amt und der Seelsorge von weittragendem Einfluß sein. Gott geb's! Ihm befehle ich Sie, — denn er hat Sie lieb um Jesu Willen. —

L. S. Die unendlich vielen Bittbriefe, die aus irdischer Notlage an mich gerichtet werden (etwa 250 im Jahre!) haben etwas sehr niederdrückendes für mich. Helfen kann ich nur ganz selten und auch dann nicht mit größeren Summen, obschon meine Privatwohlthätigkeitskasse fast den fünften Teil meines Arbeitsertrages verzehrt. Ohne an Ort und Stelle den Fall untersuchen zu lassen, wenn es sich um persönlich fremde Personen handelt, darf man auch gar nicht geben. Wird man doch leider Gottes oft genug hintergangen. Aber ich sage das nur, um Ihnen zu zeigen, daß Andere unter denselben Nöten seufzen, wie Sie. Vielleicht tröstet Sie noch eine Beobachtung, die ich auf diesem Gebiete gemacht habe! Wiederholt stellte sich heraus, daß der Herr ganz andere Absichten mit der betreffenden Notlage hatte, als ich: entweder wollte er die Herzen dadurch auf einen anderen Weg ziehen oder er tat an ihrem Wohnort ganz Fernstehenden das Herz auf, daß sie mal helfen, oder die Not machte erfinderisch und fleißig und schlug zum Segen um. In solchen Fällen ward mir nachher klar, daß der Herr nicht Unmögliches an Geldopfern von seinen Kindern verlange, sondern seine Absichten wo anders hin zielten. Jedenfalls machen Sie es wie ich: zuerst betet man für die Sache und sinnt drüber nach, was für einen Rat oder Ausweg man vorschlagen könnte und dann wird der Geist uns im Gewissen leiten und führen, wo wir geben oder nicht geben sollen.

P. B. Auch Ihre „heimlichen Nöte“ kenne ich! Sie schreiben: „Seit die massiven Todsünden durch das Leben Christi in mir vertrocknet sind, wie zertretene Schnecken, überrasche ich mich täglich auf Reid, parfümierter feinstiger Selbstsucht und ekelhafter Selbstüberhebung.“ Sollte der Herr nicht auch darin helfen können? Mir scheint, wir müssen erst zur schmerzhaften

Selbsterkenntnis solcher häßlichen Empfindungen kommen, ehe es uns ein ernstliches Anliegen wird, sie ausgerottet zu sehen. Außerdem gleichen sie den Stehaufmännchen! Hundertmal umgeworfen, stellten sie sich immer wieder auf! Ich glaube nicht, daß wir alle solche austauchenden Gedankensünden ganz los werden, solange wir im Fleische leben. Der Kampf bleibt! Aber die Hilfe ist auch alle Tage da und jeden Morgen neu!

L. St. Ihrem im Felde stehenden Sohn können Sie „An der Schwelle des Glaubens“ und „Naturtrieb und Sittlichkeit“ schicken. Vielleicht auch „Lernst du beten?“ und die bei Max Koch, Leipzig, erschienenen Flugblätter für Gebildete. Für die Lektüre der vielen Verwundeten in den Kriegslazaretten empfehle ich die Sammelbändchen: „Von Hüben und Drüben“, „Aus Rußlands Steppen“, „Heimwärts“ und „Der Herr ist mein Hirte“. Der Verlag wird sie bei direkter Bestellung zu diesem Zwecke so billig als möglich abgegeben.

Vom Büchertisch

Prof. Barth, Einleitung in das neue Testament. 3. Aufl. 8 Mk., Verlag Bertelsmann, Gütersloh.

In unglaublich kurzer Zeit hat diese Einleitung ihre dritte Auflage erlebt. Daß dies möglich war, liegt an der vornehmen und doch so bestimmten Art des leider so früh verstorbenen Verfassers. Man wird in dieser Einleitung keinem Satz begegnen, der einen verletzen könnte, wenn der Verfasser entgegengesetzte Meinungen abweist. Das nenne ich vornehm; bestimmt nenne ich, wenn ich wahrnehme, daß ich es nicht mit Tagesmeinungen und Parteilichabereien zu tun habe, sondern ernste, wissenschaftliche Begründung Schritt für Schritt verfolgen und nachprüfen kann. An dieser Einleitung ist besonders auch noch hervorzuheben, daß sie in schönem, glatten Stil geschrieben ist, m. E. kein geringes Zeugnis für wirkliche Beherrschung der oft schwierigen Probleme und ihrer Lösung.

Prof. Steinbeck, Lehrbuch der kirchlichen Jugenderziehung (Katechetik). Deicherts Verlag, Leipzig. Mk. 8.30.

Der berühmte Deicherts Verlag gibt z. Zt. eine Sammlung Theologischer Lehrbücher heraus. Das ist an sich schon ein großes Verdienst; gesteigert wird es durch die Gediegenheit der Werke und durch die Zuverlässigkeit und echt wissenschaftliche Besonnenheit der verschiedenen Autoren. Das oben genannte Lehrbuch gibt nicht bloß eine trockene, kalte Übersicht über das, was war und sein soll. Das Alte, Vergangene wird durch warmes Interesse belebt und was werden soll, das ist durchweg getragen von einer Liebe zur Jugend, die begeistern kann. Ganz hervorragend ist der Teil: Konfirmandenunterricht. Der Verfasser hat mir manchen gemachten Fehler dick angestrichen.

er hat mir aber auch ein Weg zum Bessermachen gezeigt. Darf ich die Amtsbrüder unter den Lesern zu diesem Buch führen, so bin ich ihres Dankes gewiß. D.

Liz. Althaus, Die Prinzipien der deutschen reformierten Dogmatik im Zeitalter der aristotelischen Scholastik. Deicherts Verlag, Leipzig. M. 7.50.

Die im guten Sinn moderne Theologie sieht eine Menge ungelöster oder doch noch nicht genügend aufgehellter Probleme vor sich. Daß es sich dabei nicht nur um einsame und unnütze Gelehrtenarbeit handelt, davon können wir uns überzeugen, wenn wir beobachten, wie die Erträgnisse solcher Arbeit sofort in Werte umgesetzt werden, die von durchaus praktischer Bedeutung sind. Der Verfasser der obengenannten Schrift ist uns Theologen ein zuverlässiger Führer. Staunenswerte Belesenheit und Kenntniss des wirklich Wichtigen ergeben ein Bild von theologischer Arbeit der Vergangenheit, die wir bewundern müssen. Althaus versteht es, seine Leser zu reizen, selbst einmal so einen alten, verstaubten Theologen hervorzuholen und ihn zu genießen. D.

Prof. Ihmels, Aus der Kirche, ihren Lehren und Leben. Deicherts Verlag, Leipzig. M. 4.80 geb.

Dies Buch vereinigt 7 Aufsätze und Vorträge, die in ihrer Bedeutung nicht blos Tagesinteresse haben. Sie vermitteln ein Verständnis der gegenwärtigen Lage und geben damit auch einen Ausblick für die Zukunft und der auf uns wartenden Arbeit. Der innige, lebendige Zusammenhang von theologischer Wissenschaft und praktischem Leben macht jedem Leser Mut und gibt ihm die Erkenntnis, daß wir nicht um eine verlorene Sache zu kämpfen haben. Die Leser dieses Blattes seien insbesondere auf den letzten Vortrag: „Mehr priesterlicher Laiendienst in der Kirche“ aufmerksam gemacht. D.

Prof. Weber, Historisch-kritische Schriftforschung und Bibelglaube. Verlag Bertelsmann, Gütersloh. M. 5.25 geb.

Ich möchte vornweg betonen, das Studium dieses Buches, das einem Vortrag sein Entstehen verdankt, ist nicht leicht. Der Verfasser bekennt sich als einen Schüler des verstorbenen Köhler. Seinem Lehrer gleicht er in der Schwierigkeit des Studiums seiner Werke, gleicht ihm aber auch darin, daß man sagen kann: man hat etwas von ihm.

Webers Buch behandelt das Thema, das uns allen einmal zu schaffen gemacht hat oder noch zu schaffen machen wird, in überaus ernster, würdiger Weise. Schwierigkeiten werden nicht unterschlagen oder durch allerlei Kunststücke um ihren Ernst gebracht. Es ist ein ehrliches, mühevollles Ringen mit dem Problem und darum wird es auch durch eine freudige Lösung belohnt.

Das Buch wird sich einen wichtigen Platz in der theologischen Literatur behaupten und für unsere Gemeinden von großem Werte sein und bleiben. D.

Ein ernstes Wort an deutsche Krieger in Heer und Marine. Sittlichkeitsflugblatt von Pastor Samuel Keller unter Mitwirkung von Weiskreuzlern. Neu! 100 Stück 70 Pf., 500 St. M. 3.25, 1000 St. M. 5.50, 5000 Stück M. 25.—, 10,000 St. M. 50.— mit kostenfrei aufgedruckter Lokalnotiz.

Wir bitten unsere Weiskreuzgruppen in Garnisonorten, dieses speziell für Soldaten abgefäkte, auf Jesum hinzeigende Flugblatt ausgiebig verteilen

zu wollen, namentlich an die im Herbst neu eingetretenen Rekruten. Es ist durch drei kleine Klischees (Aldler, Eisernes Kreuz und Lorbeertranz mit Schwert und Palme) verziert.

Elisabeth Franke, Das große, stille Leuchten. 5. Aufl. Frankfurt a. M., Orient-Verlag, geb. M. 2.50.

Es gereicht mir zur Freude, dieses prächtige Buch, dem ich bei seinem ersten Erscheinen ein warmes Wort der Empfehlung in meiner Besprechung widmete, in neuer Auflage anzeigen zu dürfen. Wer es noch nicht kennt, sollte sich und die Seinen damit beschenken.

S. F. Maurer, Gottes göttige Wunderhilfe durch unvernünftige Geschöpfe. Historisch beglaubigte und wohlverbürgte Beispiele. Christliches Verlagshaus Stuttgart und Bern. M. 1.50.

So wunderbar der Titel anmutet, so überraschend ist oft genug der Inhalt. Der Ungläubige wird sich mit dem Popanz „Zufall“ gegen den Eindruck dieser schlicht erzählten Eingriffe Gottes in die Wirklichkeit schützen wollen, — der Gläubige hat vielleicht selbst ähnliches erlebt und traut seinem Gott zu, daß er helfen kann.

J. C. J. Ommerborn, Arbeiten. Roman. Barmen, Reinhold Werthers Verlag. M. 4.—

Das Wuppertal hat an Ommerborn seinen eigenen Dichter! Die Kenntnis der Verhältnisse, der sozialistischen Denkweise und der Menschenseele sind gleichermaßen geradezu verblüffend; die charakteristische Ausmalung brillant. Weshalb seine Bücher nicht mehr Anklang finden, verstehe ich nicht. Die Freude an der Kraft und Urwüchsigkeit dieser Darstellung müßte doch auch religiöse Gegner dazu bringen, den künstlerischen Wert anzuerkennen.

L. A. Brand, Metropolitan in Freya, Ergebnisse und Gleichnisse für das christliche Leben. Schwerin i. Meckl., Bahns Verlag, M. 4.50, geb. 5.50.

Zuerst hat mich das Buch geärgert! Der Verfasser ist mir nämlich zuvor gekommen. Seit Jahren hatte ich es schon vor, solch ein Buch herauszugeben. Nach dem Lesen konnte ich aufatmen: es bleibt noch Raum für meine Sammlung von Beispielen! Unwillkürlich sammelt und bucht eben jeder nur solche Gedanken, die ihm auffallen und die er zu benutzen liebt. Da bleiben noch einige für mich übrig! Die Amtsbrüder, die oft und viel zu reden haben, — Leiter von Vereinen und Sonntagschulen u. a. m. werden auf diesen 600 engbedruckten Seiten eine Fülle von Stoff finden! Kann man hin und her eine Ausführung nicht brauchen, so findet man sofort wieder andere prächtige Stoffe. Ich bin überzeugt, daß diese Schatzkammer ihre dankbaren Liebhaber finden wird; denn viele darin aufgespeicherten Gaben sind originell und neu.

M. G. Hobbing, Der Weg zu neuen Fundamenten. Halle a. d. S., Mühlmanns Verlag. M. 1.50.

Keinen vollendeten Bau will der Verfasser vor das Geistesauge seiner Leser stellen, sondern Steine tragen zu den Fundamenten. Das ist ihm jedenfalls trefflich gelungen. Eine Reihe wertvoller Gedanken, psychologischer Winke und beherzigenswerter Mahnungen finden sich fein verbunden in dem Büchlein. Mir scheint, es hat den richtigen Ton angeschlagen und andere werden das

Motiv aufgreifen und in dieser Richtung weiter klingen lassen. Das Hoffnungsfreudige, Männliche, der guten Sache Gewisse hat mich an den Ausführungen am Meisten gefreut. Wir haben keinen Grund, den Kopf hängen zu lassen: Des Königs Fahnen gehen voran!

Dr. Conrad Müller, Bismarcks Mutter und ihre Ahnen. 1. Band, mit vielen Vollbildern. — Berlin, M. Warnke, geb. Mk. 8.—

Selten fand ein Monarch, so wie Wilhelm II. jüngst zu Hamburg, in festlicher Stunde das zu Herzen dringende Wort, selten selbst so reinsten, frischen Klang, wie in dieser Rede, über der es schwang vom Namen und Sinn des Altreichskanzlers, der einst die aus ihren Fugen weichende Welt Europas einrenkte durch die unmißverständlichsie Kundgebung gewaffneten Willens zur Selbstbehauptung: „Wir müssen, kurz und gut, in diesen Zeiten so stark sein als irgend eine andere Nation von gleicher Kopfstärke . . . Gott hat uns in eine Situation gesetzt, in welcher wir durch unsere Nachbarn daran verhindert werden, irgendwie in Trägheit oder Versumpfung zu geraten . . . Gerade die Stärke, die wir erstreben, stimmt uns selbst notwendig friedfertig. Das klingt paradox, es ist aber doch so . . .“ Sollten wir gezwungen werden, uns zu verteidigen, dann „wird das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrennen . . .“

Die Gestalt dieses ganzen Staatsmannes, des unvergeßlichen Volkshelden, dessen Munde einst diese schöne Rede entströmte, wird in dem vorliegenden, historisch wie menschlich gleich anregenden Buch nach ihrem Ursprunge und inneren seelischen Werdegange untersucht; eine neue, wesentliche Bereicherung des Verständnisses Bismarcks, behandelt die Schrift vor allem die mütterliche Abstammung des Reichsbegründers und die damit verknüpften Reime, Gaben, Entwicklungen seines weltbeherrschenden Genius. Sehr vielen wird es fast als eine Überraschung erscheinen, daß Bismarck zu völlig gleichen Hälften aus adligem und bürgerlichem Blut stammt, daß er durch seine Mutter Wilhelmine geb. Mendon, an der er mit der gleichen Liebe hing wie Goethe an seiner Frau, auch der reiche Erbe einer durch Jahrhunderte gepflegten bürgerlichen Geisteskultur ist, deren Träger, auf ihrem kulturhistorischen Hintergrunde behandelt, an uns vorüberziehen, obenan das aus Oldenburg stammende Geschlecht der Mutter, dessen zum Teil bis ins 16. Jahrhundert zurückreichender Stammbaum neben älteren Stichen aus Museen, Familiengemälden und Faksimiles von Originalbriefen dem Werke beigegeben ist.

Hoffen wir, daß das Buch eine zeitgemäße Ergänzung biete zu den trefflichen Arbeiten über das väterliche Geschlecht der Bismarcks, und daß er dem deutschen Volke wachsende Verehrung und Dankbarkeit erzeuge für eine der „Mütter unserer Nation“, gleichwie wir herzlich und dankbar hervorklingen hörten den Klang des kommenden Bismarckjahres aus Wilhelms II. Munde. R. P.

† **Dr. theol. Justus Röverle, Das Rätsel des Leidens.** 2. Auflage. Erwin Runge, Lichterfelde. 80 Pf.

Eine treffendere, befriedigendere Lösung oder Darlegung des Hiobs-Problems kenne ich nicht. Mir kam nur unter dem Lesen das andere Problem schwerlastend auf die Seele: warum der begabte und gesegnete Verfasser uns so früh entrisßen worden? Wahrlich, wenn wir keine Ewigkeit mit Jesus vor uns hätten, wären wir entsetzlich arm und trostlos! So aber — heben wir unsere Augen auf . . .

A. Gaesterer. Gerhard Tersteegen. 2. Aufl. Gotha, Ott's Verlag.

Die Gräber der Propheten schmücken, das tun manche mit, aber dabei wissen sie von diesen Propheten außer zwei oder drei Kirchenliedern nichts. Da ist es verdienstlich, wenn man, wie hier in einem kleinen populären Büchlein eine Gestalt wieder nahbringt, die wie Tersteegen eines Hauptes höher war als alles Volk!

Liz. Dr. G. Diettrich, Die Führung des persönlichen Lebens im Geiste Jesu. Sechs Predigten. Berlin, Georg Nauck's Verlag. Mk. 1.—

Moderne Sprache und vollendete Gedankenführung zeichnen diese Predigten aus. Mir sind sie nicht grobkörnig genug; aber auf mich kommts ja nicht an. Wenn andere durch sie gepackt und zum Nachdenken gebracht worden sind, dann haben sie ihr Existenzrecht bewiesen.

Dietrich von Derksen, Positiv und Liberal. Eine kirchliche Laienbetrachtung. Zeit- und Ewigkeitsfragen. Heft 4. Rostock, Kaufungen-Verlag 50 Pf.

Die Lektüre dieses Heftes hat mich überrascht. Der Verfasser hat den Mut auszusprechen, was mir seinerzeit soviel Feindschaft eintrug, — daß die alte Verbalinspirationslehre und die unklare Stellung, die man in positiven Kreisen zu ihr immer noch pflegt, einer der Hauptschäden sei. Warum er mein Büchlein „Naturwissenschaft und Bibel“ nicht zitiert, weiß ich nicht. Da hatte ich ausführlich auf diesen wunden Punkt hingewiesen. Jedenfalls wird es zu keiner Neugewinnung unserer gebildeten Jugend kommen, bevor hierin ein Umschwung eintritt. Es ist auch sonst viel Lesenswerthes in dem Hefte!



„Als dem Herrn, den Tod zu bezwingen, die Seite geöffnet werden sollte, fand sich unter den Kriegsknechten keiner, der es wagte, den Stoß mit der Lanze zu tun. Da kam ein Blöder, der einen Blinden führte; dem Blinden gab man die Lanze in die Hand. Ahnungslos, wozu er gerufen, stieß er zu — und aus der Wunde des Heilands floß Wasser und Blut herab. Ein Tropfen davon fiel in das Auge des Blinden, und er wurde sehend.“
(Alte Legende.)

* * *

„Wer 20 Jahr alt ist, hat etwa 1200 Sonn- und Festtage erlebt; mit 40 Jahren sind es 2400, mit 60 Jahren 3600! Was war die Frucht? Was hat man nicht alles gehört, gesungen, versprochen — und nicht gehört und nicht gebetet und nicht gehalten!“

* * *

„Die Schiffe Salomos führten aus Ophier nicht bloß Gold und Edelsteine, sondern auch Affen und Pfauen her; letztere muß man schon mit in den Kauf nehmen.“ — Das gilt auch von Büchern, Familien, Gesellschaften und Vereinen.

Kumta.

Seit meiner Quittung im September 1913 habe ich für die Stationsgründung in Kumta, Nordkanara, Vorderindien erhalten und abgeliefert: Von A. L. 12 M., L. W. 40 M., M. B. 10 M., Fr. B. 1 M., J. U. 4 M., N. N. 4 M., N. N. 4 M., N. N. 4 M., S. B. 5 M., N. N. 3 M., E. S. 7,50 M., A. D. 3 M., v. T. 10 M., G. in B. 10. M., E. R. 50 M., J. S. 60 M., Fr. S. 10 M., Familie U. 25 M., D. D. 5 M., W. St. 16 M., S. B. 5 M., A. u. M. 10 M., M. B. 10 M., S. U. 10 M., N. N. 5 M., S. S. 50 Pfg., M. G. 9,10 M., durch S. Hofprediger Richter in Potsdam 100 M., G. in S. 20 M., v. B. 10 M., M. R. 6 M., J. U. 4 M., B. in L. 3 M., B. v. R. 6 M., Jes. 66, 20 5 M., F. S. 100 M., S. L. 10 M. Gumbinnen 10 M., B. B. 10 M., G. S. 15 M., A. v. M. 10 M., M. B. 3 M., N. N. 20 M., N. N. 10,50 M., Godesberg 210 M., B. G. 12,12 M., S. in R. 20 M., B. N. 3 M., W. T. 20 M., M. B. 10 M., B. in G. 10 M., M. B. 5 M., Bremen 30 M., N. N. 6 M., M. B. 20 M., N. N. 10 M., E. S. 20 M., A. B. 2000 M., v. B. 10 M., W. G. Brasilien 25,25 M., D. B. 5 M., A. B. 2000 M., G. B. 10 M., S. R. 20 M., N. N. 20 M., N. N. 3. M., A. G. 30 M., M. St. 5 M., Fr. S. B. 10 M., K. S. 10 M., P. in G. 100 M., M. B. 10 M., Frau S. 10 M., M. R. 100 M., A. B. 3000 M. durch Divisionspfarrer Keller von B. L. 5 M. und von M. v. B. 10 M. herzlichen Dank! Die Kommission hat beschloffen, daß Kumta ein Europäerposten werden soll, der Bauplatz ist festgelegt und die Baupläne werden beraten. Sollte schließlich doch noch etwas Fehlen (ich weiß nicht genau, wieviel direkte Gaben an S. Miss. Luz gelangt sind) werden wir weiter geben und besonders auch um geistlichen Segen weiter beten!

S. Keller.

Afrika.

Wenn die indische Station bezahlt sein wird, wollte ich eine neue Station in Afrika zu gründen übernehmen. Dafür ist schon im Voraus ein Guthchein von 4500 M. ausgestellt worden und baar eingegangen: von Fr. R. 20 M., S. in D. 20 M., N. N. 20 M., N. N. 100 M., N. N. 10 M., N. N. 10 M., N. N. 5 M., v. E. 10 M., L. M. 3 M., v. d. S. 100 M., N. N. 20 M., N. N. 5 M., Fr. E. 5 M., Ketschdorf 10 M., W. G. 5 M., M. T. 10 M., S. B. 10 M., A. G. 30 M., Eilenburg 15 M., S. S. 20 M., D. G. 50 M. — Der Herr vergelt's! Viele kleine Tröpflein geben doch einen Bach! Wir sammeln weiter!

S. Keller.

—Reiseplan—

fällt des Krieges wegen für's Erste fort.

Bezugsbedingungen.

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen M. 3.50
Bei direkter Zufendung unter Kreuzband M. 4.— Einzelnummer 35 Pfg.
Inseratenschluß: 20. des Monats. — Preis der 1spaltigen Petitzeile 40 Pfg.

Herausgeber Pastor S. Keller in Freiburg i. Br. — Kommissions-Verlag
von Walter Romber in Freiburg i. Br. — Druck von Hamerschlag u.
Kahle, G. m. b. H. in Freiburg i. Br.



3 2400 00252 8093

DATE DUE

Temporarily circulated from
Pacific School of Religion

GAYLORD

PRINTED IN U. S. A.

v.12
1913/
14

CBPaQ

DATE

339733

v.12
1913/
14

GRADUATE THEOLOGICAL UNION LIBRARY
BERKELEY, CA 94709

